Andreas Hunger
bürgl. Buchbinder
IN WIEN
Leopoldstadt, grosse Fahrmannsgasse
Eck der Comödiengasse, rück-
wärts des Carl Theaters, zu ebner Erde

Eigenthum
des
Anton Brandler,
Inhaber
der deutsch und französischen
Leihbibliothek,
Landstrasse, Krügelgasse Nr. 327
in Wien.

3096 IV.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Achtzehnter Band.

Neue Folge. Sechster Band.

Erzählungen.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1847.

Erzählungen.

Von

Ludwig Rellstab.

VEREIN „BIBLIOTHEK"
WIEN

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1847.

RBR
Jantz
#111
bd.5

Inhalt.

Seite

Elvira. Eine Erzählung 1

Miller und Müller. Eine aus den Acten gezogene Geschichte. 163

Aus Heinrich's Denkwürdigkeiten. (Wahrheit, nicht Dichtung.) 231

Drei Tage an den Ufern des Orinoko. (Skizzirte Erzählung, frei nach dem Englischen.) 265

Elvira.

Eine Erzählung.

Volksbibliothek
VI. Kanalgasse 10

Erstes Capitel.

„Laß das Feuer nicht ausgehen, Xaveria, das Schießen hört auf; ehe eine halbe Stunde vergeht, sind sie hier, darauf will ich wetten. Sie werden hungrig sein, also Feuer unter den Kessel! Nachher kannst Du mir den Arm wieder verbinden."

Diese Worte sprach ein alter Krieger, Nunnez, der mit verbundenem Kopf und Arm auf einer Schütte Reisstroh neben dem Bivouacfeuer lag, innerlich ergrimmt, daß seine Wunden ihn hinderten, an dem Kampfe Theil zu nehmen, zu dem seine Kameraden, lauter tapfere Spanier einer navaresischen Guerilla, ausgezogen waren. Xaveria, eine spanische Matrone, die aber alle Beschwerden des Kampfes für die Freiheit ihres Vaterlandes mit den Männern theilte, gehorchte seiner Ermahnung und steckte neue Holzstücke unter den Kessel, daß das Feuer höher aufflackerte und die Wände der Felsschlucht mit rothem Widerschein beleuchtete. Diese Flamme war aber nicht die einzige; weithin in allen Einsprüngen der Felswand, wo sich Schutz vor dem Winde fand, glühten die Wachtfeuer, die von Verwundeten, Greisen, Kindern, Krüppeln, Frauen und Mädchen unterhalten wurden, welche für die Männer sorgten, während diese für sie fochten.

„Bei St. Jago, das Schießen wird wieder heftiger!“ rief Nunnez nach einigen Minuten aus. „Gewiß haben die Schufte die Brücke noch einmal anzugreifen versucht! Und daß ich hier liegen muß! Rasch, Xaveria, verbinde mir den Arm! Es geht nicht vorwärts mit der Heilung!“

Xaveria schüttelte den Kopf und sprach misbilligend: „Fast siebenzig Jahre alt, Nunnez, und noch so ungeduldig! Es sind gute Kräutersäfte auf Deine Wunde gedrückt! Kein Arzt und hätte er zu Salamanca studirt, könnte Dich besser heilen als Xaveria! Laß denn sehen! Der Verband ist gut; ich rühre ihn mit keinem Finger an.“

„Es werden drei Wochen vergehen,“ murrte Nunnez unwillig, „bevor ich nur wieder den Hahn meiner Büchse spannen kann. Indessen hätte meine Kugel sich dreißig französische Offiziershüte mitten aus dem Staub und Rauch herausgelangt, vielleicht sogar einen Marschallshut dabei!“

„Alter Schwätzer und Prahler!“ erwiderte Xaveria, „Spanien hat mehr Männer und die frischer auf den Füßen sind als Du! Sie werden Deine Arbeit schon mit thun! Halte Dich ruhig, sonst wird es nicht drei Wochen, sondern drei Monate dauern, bevor Du wieder hinterm Busch kauern und anlegen kannst. Aber horch! das waren Schüsse diesseits der Berge!“

„So sind es Freudenschüsse, die uns ihre Rückkehr melden,“ rief Nunnez; „denn daß sie keinen französischen Gewehrlauf diesseits der Berge laden lassen, dafür steh' ich.“

Das Schießen nahm zu. Die Berge und Wälder hallten es weithin wieder. Es folgte jedem Knall ein langes Brausen und Dröhnen, dem fernen Zuge des Sturmwindes durch hohe Baumgipfel gleich. Wie Nunnez richtig vermuthete, waren es die Freudensalven einer zurückkehrenden, siegreichen Schar. „Spart doch Euer Pulver!“ rief

er, den jetzt Alles verdroß, weil er nicht Theil daran hatte, voller Unmuth aus. „Als ob nicht genug Franzosenköpfe sich in Spanien auf den Schultern herumdrehten. Bei St. Jago, jeder unnütze Knall rettet einem das Leben! Carracho!"

„Schweig und lästre nicht!" verwies Xaveria, „bete lieber einen Rosenkranz und thue unsrer lieben Frau ein Gelübde, Du Gottloser!"

„Pah! Ein niedergestreckter Franzose ist besser als ein Gelübde! Und das gelobe ich, der erste Schuß, den ich aus dieser meiner Büchse abfeuere, soll eine dreifarbige Kokarde überflüssig machen!"

„Hast Du nie fehl geschossen, Nunnez?" fragte Xaveria lächelnd.

„O ja! Auf hundert Schritte fehlte ich unter dreimal einmal die Kastanie, um deren Stiel eine Schleife gebunden war, wenn wir zur Lust danach schossen! Den Feind nimmt der alte Nunnez aber sicherer auf das Korn, denn er tritt ihm so nahe, daß er nicht fehlen kann!" Bei diesen Worten warf er das Haupt stolz empor und blickte mit dem Selbstgefühl des Spaniers umher.

Indessen war der Zug näher gekommen. Auf den engen Bergpfaden, die aus der Waldung den Fels hinabliefen, wurde es lebendig. Man sah hier und da Fackeln schimmern und bei ihrem Schein einzelne Reiter auf Maulthieren zwischen dem zahlreichen Fußvolk; eine wehende Fahne, blitzende Waffen, Federbüsche. Das ganze Thal war in Aufregung. Die Kinder und Mädchen liefen den Ankommenden entgegen und kletterten halb die Berge hinan, um zuerst die Ihrigen zu begrüßen, oder ihr Schicksal zu erfahren. Bald erhob sich ein lauter, immer wachsender Jubel, in den von Zeit zu Zeit noch einzelne Flinten-

schüsse schallten. Das Gefecht war sehr glücklich gewesen. Die in einer Felsschlucht, dicht bei der Brücke eines Gebirgsflusses, über welchen die große Straße von Bayonne nach Pampelona führt, verborgenen Söhne des Gebirgs hatten ein französisches Regiment, von dem die Kundschafter Nachricht gebracht, auf dem Marsche überfallen und nach einem mörderischen Feuer aus den Felslöchern und hinter Baumstämmen hervor, wobei jeder Schuß seinen Mann traf, dasselbe zum Weichen gebracht. Eine Anzahl Gefangener und eine große Beute an Waffen und anderem Kriegsbedarf belohnte die Sieger.

Die Gefangenen, bleich von Nachtfrost, denn sie waren halb nackt, blutig, der französische Soldat ergab sich nicht unverwundet, schleppten sich mühsam zwischen den bewaffneten Männern hin. Einige waren muthlos, denn sie dachten an den martervollen Tod, der ihrer harre; Andere behielten den Grundzug des französischen Charakters und bewahrten einen trotzig kecken Leichtsinn; die Meisten waren ernst, aber gefaßt, denn sie fühlten sich von jener Begeisterung durchdrungen und gehalten, die die Krieger des ruhmgekrönten Kaisers erfüllen mußte. Unter den Letztern war Einer, dessen edles männliches Ansehn unwillkürlich zur Ehrfurcht zwang, wiewol man ihm die Hände schmachvoll auf den Rücken gebunden hatte und er, vom Blutverlust geschwächt, bleich und schwankend einherging. Er war Offizier, Capitain der ersten Compagnie des Regiments, welche den Zug eröffnet hatte und durch den Ueberfall der Spanier, die das Défilé plötzlich sperrten, abgeschnitten worden war. Von allen Seiten umringt, ohne Hoffnung zu siegen, hatte er sich doch mit seinen Leuten auf's tapferste vertheidigt, bis die Meisten durch die Büchsenschützen hinter Busch und Fels niedergestreckt waren und nur wenige

Verwundete am Leben blieben, die als Gefangene in die Hände des an Zahl weit überlegenen Feindes fielen. Allein wie zuvor im Gefecht, so gab Capitain St. Val auch noch jetzt seinen Leuten das Beispiel der Fassung und Unerschrockenheit und sie blickten auf ihn als auf ihren letzten Trost, ihre letzte Zuversicht. Das Vertrauen zu dem Führer war so groß, daß sie sich noch nicht ganz verloren glaubten, so lange er für sie sprechen und handeln konnte. „Laßt jetzt den Scherz," verwies St. Val sanft, aber ernst Denjenigen, die ihre Verzweiflung in diese Form hüllen wollten; „Keinem ist Gefangenschaft und Martertod eine Ehre oder ein Glück; der Beschränkteste sieht das ein und glaubt daher Eurer Rede nicht, sondern durchschaut es, daß sie nur Euer Verzagen mit trügerischem Schein bedecken soll. Ihr aber," hatte er sich zu Denen gewandt, die ihre Verzweiflung zur Schau trugen, „Ihr, die Ihr den Muth verlieren wollt, bedenkt, daß sich zu dem Haß Eurer Feinde auch Verachtung fügen wird. Der echte Mann, der wahrhaft Tapfere trägt ein unglückliches Schicksal mit Ernst, gibt sich aber bis zum letzten Augenblick nicht ganz verloren, sondern späht umher, wo sich noch ein Weg zur Rettung aufthut. Und gibt es keinen, so steht Euch doch der der Ehre offen, männlich zu dulden und zu sterben."

Die Gefangenen bedurften dieses Zuspruchs, der ihnen freilich nicht in hochtönender, zusammenhängender Rede, sondern in leiseren Worten ihrer Muttersprache wurde, wenn gerade der höhnende Jubel ihrer Begleiter sich wilder ausließ und sich mit den schrecklichsten Drohungen, ja selbst Mishandlungen mischte. Zum Glück verstanden die Bejammernswerthen meistens nicht, was ihre erbitterten Feinde in der Mundart des Landes theils ihnen, um sie zu schmä-

hen, theils sich selber untereinander zuriefen, um ihren Ingrimm noch mehr zu reizen.

„Seht Ihr die Feuer dort? Ihr französischen Blutsauger; bald sollen sie Euch wärmen, daß Euch die Haut zusammenrunzelt und Ihr aufheult wie angeschossene Wölfe! Jacquino, den magern Habichtshals wollen wir für uns nehmen! Der Kerl sieht aus wie ein lebendiges Gerippe, ich will ihm aber doch noch Fett ausrösten! Nur Holz ins Feuer, daß wir nicht Mangel an Kohlen haben und sie langsam braten können! Ihr schneidet jetzt Gesichter, weil Ihr das Barfußgehn nicht gewohnt seid und Euch nun die scharfen Steine in die Fußsohlen ritzen! Wartet nur, wenn ich Euch meinen Namen mit diesem Messer in die Sohlen schneiden werde! Gil ist ein kurzer Name, aber er soll Euch vorkommen, als stecke neunmal das ganze Alphabet darin! Pedro, sieh Dir den Hauptmann an! So sah Der aus, der Deine Braut entehrt hat! Die arme Zerlinetta! Weißt Du noch, wie sie bleich mit zerrissenem Haar vor dem Muttergottesbilde kniete und sich die Brüste schlug? Aber die Heilige hat ihr Gebet erhört! Die Rache ist da!"

„Sprich nicht länger davon, Jose, mein Blut kocht. Ich stürze sonst wie ein Tiger über diesen Francesado her und zerfleische ihm das Herz mit den Zähnen! Aber er soll langsam büßen, daß die Sonne sieben Mal über seinem Angstgeheul untergeht!"

Und nicht die Männer allein freuten sich dieser fanatischen Grausamkeit, die ein langer, alle Rechte der Menschen verhöhnender Druck, ein Verachten und Mishandeln des Heiligsten, was ein Volk kennt, erzeugt hatte; auch die Frauen waren und meistens noch in einem viel höheren Grade davon erfüllt. Matronen, junge Mädchen, zarte Kinder umschwärmten den Zug und ihre sprühenden schwar-

zen Augen blickten begierig nach den Opfern. Sie waren so schön, so lieblich; die lichten braunen oder reichen schwarzen Locken spielten ihnen um Hals und Nacken, sie trugen sich leicht geschürzt, ihre Stirn war frei und schuldlos und doch erfüllte gährendes Gift des Hasses ihre Brust! Sie waren Tauben mit Geierblicken und Krallen. „Nicht wahr, mein Pedro," bat ein schwarzäugiges baskisches Mädchen ihren Geliebten schmeichelnd, indem sie die Mantille ganz zurückschlug, um ihm recht liebevoll und freundlich ins Auge zu sehen, „nicht wahr, Alonzo, diesen Gefangenen bringst Du mir mit? Ich will Spaniens Jungfrauen an ihm rächen, ich will meine arme geopferte Schwester Isquierda rächen!"

„Das sollst Du, Guitteria," erwiderte ein junger Spanier mit stolzem Gang und feurigem Auge. „Du sollst das Herz dieses Gotteslästerers mit glühenden Zangen aus seiner Brust reißen, wenn Du willst!" Dabei ballte er die Faust und schlug betheuernd an seine eigene, freie, sonnenverbrannte Brust, die einige noch frische Narben zeigte. Guitteria sprang ihm liebend an den Hals und küßte ihn für das jammervolle Geschenk, als habe er ihr die schönsten goldenen Armspangen und den feinsten Basthut aus Pampelona mitgebracht. Doch mischte sich in ihre Freude ein edler Ausdruck des Schmerzes und des Zorns; der Haß entstellte sie nicht, denn in jener Zeit war der stärkste Haß gegen den Feind eins mit der glühendsten Liebe zum Vaterlande und die echte Spanierin war eben so stolz auf ihre Erbitterung gegen die Söhne Frankreichs, als sorgsam in der Bewahrung ihrer weiblichen Ehre. Der Priester selbst, der geweihte Mann des Friedens, entflammte in glühender, gotteingegebener Rede den Zorn gegen die Verächter und Zerstörer der kirchlichen Heiligthümer! Wie die Ver-

tilgung der Ungläubigen im Zeitalter der Kreuzzüge die höchste christliche Pflicht war, so war die Vertilgung der Franzosen jetzt des Spaniers höchste, christliche und vaterländische Pflicht zugleich, und darum hieß der erste Satz seines Glaubens: „Haß gegen Frankreich!" und erst der zweite: „liebe deinen Nächsten als dich selbst." Denn zu den Schergen des Eroberers, der den jungen angestammten König verrätherisch gefangen hielt, dem Volke einen andern, verachteten aufdrang und jedes Recht der Völker mit ehernem Fuß zertrat, zu den Sklaven seines Gebots, die jedem Wink seines frevelhaften Begehrs mit frecher Bereitwilligkeit gehorchten, gab es für den Spanier keine christliche Gemeinschaft, keine Liebe, noch Nächstenpflicht. Die seine Klöster räuberisch plünderten, die Heiligthümer entweihten, die Jungfrauen Spaniens entehrten, selbst Derer nicht schonten, welche sich am Altar des Herrn zu himmlischen Bräuten gelobt hatten, sie waren ihm nur Diener der Hölle und die Priester bezeichneten sie als Verruchte, Verworfene, ihren Führer aber als den Verworfensten von Allen. Daher war ihre Vertilgung, ihre Peinigung ein frommes Werk, das den Eingang zum Himmel öffnete. Darum ergriff selbst der Mönch die Waffe und schwang sich zu Roß; die Stimme, die sich bisher nur zum frommen Gebet am Altar des Herrn erhoben, ertheilte jetzt mächtig schallend kriegerische Befehle mitten im Getümmel der Schlacht und auf ihren Ruf stürzte der Spanier freudig in den Tod.

Erbarmen war das Wort, welches Niemand kannte in diesem Kriege des Völkerhasses; ja selbst in der Frauenbrust war es ein fremder, unverstandener Laut geworden, der wirkungslos verhallte.

Darum konnte Guitteria, ein holdes, liebes Kind, das ihre Täubchen, ihre Kanarienvögel zärtlich liebte und hegte,

es dennoch als ein Liebesgeschenk erbitten, einen blutenden Gefangenen zu Tode zu martern, um sich die Gnade der Kirche damit zu verdienen.

Der Zug war nunmehr von den Bergen herab ins Thal gekommen, wo Raum genug blieb, die Scharen zu versammeln. Der Führer der Guerilla, ein Mann in rüstigen Jahren, Don Malleros, ein Edler der Nachbarschaft, ließ einen Kreis schließen und die Gefangenen in die Mitte desselben treten.

„Wer mit eigener Hand einen Gefangenen gemacht hat, trete hervor," hub Malleros an. Masetto und einige Andere traten aus den Reihen in den Kreis.

„Nehmt Die, welchen ihr die Waffen im Kampfe abgenommen habt, mit Euch," sprach Malleros, „sie sind Euer rechtmäßiges Eigenthum; schaltet damit, wie Ihr möget. Die Andern sind gemeinschaftliches Gut und sollen vor Aller Augen einen qualvollen Tod sterben."

St. Val verstand die Landessprache. Er hörte, was der Führer sagte, und fühlte die Pflicht, wie vergeblich das Unternehmen ihm auch scheinen mochte, die Rettung der ihm anvertrauten Krieger zu versuchen. Er richtete sich so stolz und kräftig auf, als seine Wunde und Erschöpfung es zuließen, und sprach:

„Wir sind Kriegsgefangene! Das Völkerrecht nimmt unser Leben in Schutz; ich darf erwarten, Sennor, daß Ihr ebenso wenig Gefangene ermorden werdet, wie dies von französischer Seite geschieht!"

Malleros blickte St. Val mit tiefer Verachtung an und schwieg.

„Der Krieg hat Schrecken und Jammer genug," fuhr St. Val fort; „die Pflicht fodert es leider zu oft, daß wir

Blut vergießen, aber um so freudiger folgt ihr der Mann von Ehre, wenn sie ihm Schonung gebietet."

„Schonung! Euch!" lachte Malleros ingrimmig auf.

„Der Krieg ist ehrend für die Völker," erwiderte St. Val mit Selbstgefühl, „denn er führt Tapfere gegen Tapfere, Waffen gegen Waffen, und Sieg oder Tod ist sein Ziel. Mit dem Besiegten, dem Wehrlosen, dem Gefangenen aber gibt es keinen Krieg."

„Auch nicht mit Räubern und Verräthern," brach Malleros wüthend los. „Als Verräther hat Euer Kaiser unsern jungen König ins Garn gelockt, als Räuber seid Ihr in dieses Land gefallen! Fort, Euer Loos ist entschieden, fort!"

„Auch wir haben Gefangene!" rief St. Val entrüstet. „Brecht Ihr die schaudervolle Bahn des Mords, wol denn, so fodert Ihr die Vergeltung heraus! Man wird unsern Tod erfahren und blutig rächen!"

„Heil dem Sohne Spaniens, der den Märtyrertod für seinen König und seinen Glauben stirbt!" rief Malleros mit erhobener Stimme aus. „Spanier, wie denket Ihr?"

„Heil dem Märtyrer für König und Glauben!" riefen tausend Stimmen zugleich und in glühender Begeisterung warfen sich die Tapfern auf die Knie und erhoben die Arme gläubig und betend zum Himmel.

„Da seht, wie Eure Drohungen uns schrecken," rief Malleros mit Stolz, indem er das Haupt emporwarf und mit der Hand rings im Kreise deutete. „Fort zum Tode mit ihnen!"

Und auf dieses Wort stürzten die Spanier wuthentbrannt auf die Unglücklichen ein. Wer einen eigenen Gefangenen hatte, schleppte ihn mit Hülfe einiger Kameraden hinweg; die Andern wurden mit Blitzesschnelle in die ein-

zelnen Häuflein, wie sie zu jedem Wachtfeuer gehörten, vertheilt und bei den Füßen und Haaren hinweggeschleift, um der grausen Opferwuth zu dienen.

Ein tiefer Schmerz tobte in St. Val's Brust, als er die tapfern Gefährten, mit denen er in so mancher heißen Schlacht den Sieg erfochten, von der wilden Menge zu unwürdiger Schmach, in Qual und Tod hinweggerissen sah. Nicht das ehrwürdige Alter des Greises, nicht die kaum erblühte Jugend fand Mitleid. Der Grimm stachelte sich nur noch mehr daran auf, denn das Alter traf der Vorwurf, seine Würde schon lange durch Mishandlung der Völker befleckt zu haben, die Jugend der, schon so früh durch das Verbrechen verführt zu sein.

St. Val wurde zu dem Feuer hingeschleppt, wo der alte Nunnez lag, denn Malleros hatte hier seine Lagerstätte und ihm, als Führer der Schar, kam der höchste Gefangene zu.

Nunnez's verdrossenes Gesicht erheiterte sich, als er das Opfer erblickte. Mit Freuden half er St. Val an einen nahe beim Feuer stehenden Baum binden, von wo der Unglückliche die Zubereitungen zu seinen Martern anzuschauen gezwungen war, wenn er das Auge nicht gewaltsam schloß. Man riß ihm die Oberkleider ab und zwängte ihm die nackten Arme rückwärts um den Baumstamm. Ein starkes Bastseil wurde ihm fest über die Brust geschnürt. In dieser qualvollen Stellung ließ man ihn und eilte dem Feuer zu, das ihm den schrecklichen Tod bereiten sollte. Es war in diesem Kriege leider das gewöhnliche Loos der Gefangenen, die in die rohen Hände einzelner Guerillas geriethen, daß sie das Schicksal des heiligen Laurentius, den der Spanier als einen seiner höchsten Schutzpatrone und den Be-

schirmer der königlichen Gruft des Escurials verehrt, erdulden mußten.

„Ein Glück ist bei diesem schmachvollen Unheil," rief es in St. Val's Brust, während man die empörenden Zubereitungen traf, „ich sehe wenigstens den Jammer meiner Gefährten nicht. Mir soll der Wille Kraft geben, die Marter stolz zu ertragen und zu verachten. Möge das Gefühl des Männerstolzes und der Völkerehre meinen Gefährten gleichfalls die hinreichende Stärke geben, um diese Tiger nicht durch den Anblick des unterliegenden Jammers zu erquicken!" In diesen Gedanken fand der von Ruhm begeisterte, in Beschwerden und Mühen gestählte Krieger, dem Gefahr und Tod vertraute Nachbarn geworden waren, eine Stütze und es blieb ihm Kraft genug, sein entsetzliches Schicksal männlich auszudulden.

Zweites Capitel.

Das Feuer flammte hoch auf; etwa dreißig spanische Soldaten und einige Frauen hatten sich um dasselbe gelagert. Die Glut strahlte von den Felswänden zurück und färbte die übergewölbten Zweige der alten Kastanie mit röthlichem Schein. Trotz des Kummers, der St. Val's Brust erfüllte, blieb die romantische Schönheit dieses Anblicks doch nicht ohne Wirkung auf ihn. Der Baum, an den man ihn gebunden, stand auf einer kleinen Anhöhe, so daß er von dort den ganzen Lagerplatz zum größten Theil überblicken konnte. Im nächsten Vordergrunde saß der alte

silberhaarige Nunnez; er öffnete den Weinschlauch, der zur Feier des Sieges angebrochen werden sollte, und machte den Schenken für seine Kameraden, die die ernstere Arbeit des Gefechts gethan hatten. Diese lagen in malerischen Gruppen, mit der dem Spanier so eigenen, leichten und doch stolzen Grazie, auf dem Rasen umher. Dieser putzte seine Büchse und freute sich, wie die Flamme sich auf dem blanken Lauf zurückspiegelte; jener dort hatte die Mandoline ergriffen und sang einen fröhlichen Boleros, wobei eine ihm zur Seite gelagerte artige Kleine mit schwarzem Haar und Augen helltönend mit einstimmte. Ein Jüngling, dem die dunkeln Locken in langen Ringen über den Nacken fielen, hatte das sonnverbrannte Antlitz finster in die Hand gestützt und starrte mit seinen tiefschwarzen Augen wild unter den buschigen Braunen hervor in die Flamme. Ihr voller Widerschein fiel auf sein Antlitz; es war der edelste Kopf, den man sehen konnte. Als er ihn einen Augenblick erhob, glänzte ein feuchter Blitz in seinen Augen und rann in einen purpurgoldnen Tropfen zusammen. Es war eine Thräne, die gewaltsam hervordrang, sich an die langen Wimpern hing, im Feuerglanz strahlte und dann erlöschend niedertropfte auf die Wange. Der Jüngling verwischte sie heftig mit der Hand, bevor einer der Kameraden sie sehen möchte.

St. Val betrachtete ihn mit einem Antheil, der ihn auf Augenblicke seine eigene Lage vergessen ließ. Und doch war es gerade dieser Jüngling, dessen Schicksal das seinige unwiderruflich machte. Denn wenige Tage zuvor war ein Trupp streifender Franzosen bis zu seiner Hütte ins Gebirge vorgedrungen, hatte sie überfallen, geplündert, in Brand gesteckt, den alten Vater erschlagen und die beiden Schwestern des Jünglings mitgeschleppt, um der wüthenden

Lust einer Stunde das ganze Lebensglück und Heil der Unglücklichen, vergeblich um Erbarmen Flehenden aufzuopfern. Als bleiche Jammergestalten, mit erloschenen Augen, wildem Haar, zerrissenen Kleidern, wahnsinnig vor Angst und Schmerz, waren sie zurückgeflüchtet in die Gebirgsschluchten, um den Bruder aufzusuchen, der die Waffen ergriffen hatte. Ihr Bild stand jetzt vor ihm, darum arbeitete Zorn und Schmerz in seiner Seele und Keiner, bei dessen Geburt Frankreichs Sonne geleuchtet hatte, durfte auf Alonzo's Erbarmen hoffen.

Doch der Boleros ertönte fröhlich; die andern Krieger mischten ihren Gesang darein. Eins der Mädchen tanzte den Fandango und der Reiz ihrer Bewegungen, wie sie, angestrahlt vom Purpurhauch der Flamme, über den Rasen hin und her schwebte, war unbeschreiblich selbst für Den, dem die ernste Stimme der Gewißheit zurief: du siehst dies zum letzten Male.

Ebenso lebhaft ging es bei den übrigen Feuern zu; die Gestalten waren jedoch nur unbestimmt, im Halbdunkel sichtbar, ausgenommen wenn sich eine einmal dicht im vollen Feuerglanz zeigte. Ein röthlicher Rauch, mit Funken gemischt, zog über die Gruppen hin, an den Felshöhen hinauf und verlor sich in die Zweige, oder schwebte in dünnen Schleiern über den tiefblauen südlichen Nachthimmel dahin, daß die Sterne nur einzeln und bleicher hindurchglänzten. Wandte der Blick sich ihnen zu, so empfand die Brust die hehre Stille der Nacht, die heilige Nähe der großen, ewigen Natur. Auf der Erde aber mischten sich die Bilder des Lebens bunt durcheinander. Männer zu Fuß und zu Roß, stehend, Waffen prüfend, an Feuern gelagert, trinkend, tanzend, mit der Zither im Arm; gezäumte Maulthiere, Waffentrophäen, Kriegsgeräth, das im Widerschein

der Flamme leuchtete; Frauengestalten, die anmuthig, versöhnend, versüßend durch das rauhe Kriegsgetümmel schwebten; das kriegerische Signalhorn auf der Spitze der Höhen, das die fernen Wachen benachrichtigte, Klang der Castagnetten, der Mandoline, der Gesänge, ein Trommelwirbel, einzelne Schüsse. Plötzlich drang ein Angstruf, dessen Ton das Herz zerriß, mitten durch die schwirrende Unruhe und Alles horchte auf. St. Val richtete seinen Blick nach der Gegend, woher der Laut kam, und sah, das Entsetzen erstarrte seine Brust, den blutenden Körper eines halbnackten Jünglings, der, von vier wilden Spaniern gepackt, an einer alten Kastanie emporgehoben wurde, während zwei Andere seine übereinander gebundenen Hände mit einem eisernen Bolzen an den Stamm des Baumes nagelten.

„Ihr verhöhnet den Gekreuzigten," erhob ein Priester seine Stimme, indem er ein Crucifix emporhielt, „so sollt Ihr seine Martern dulden."

Jetzt ließen die Henker den Unglückseligen los, denn er hing an dem Eisenbolzen und sein Körper wand sich in krampfhaften Zuckungen. Die Menge ringsumher fiel auf die Knie und stimmte, nach dem Vorbilde des fanatischen Mönchs, einen Lobgesang an.

„Grauenvoll, entsetzlich!" rief St. Val aus; und er wußte selbst kaum, ob das Bild des Gemarterten oder sein eigenes Loos, welches er in diesem furchtbaren Spiegel erblickte, oder endlich der fanatische Wahnsinn, der den Gott der Gnade und des Erbarmens auf das entsetzlichste lästerte, indem er ihn zu verherrlichen wähnte, ihm die Brust krampfhaft zusammenpreßte. Es zuckte ihm unwillkürlich in den Händen, um sich das Gesicht damit zu bedecken; da fühlte er sich von seinen Banden gehemmt und diese körperliche Erinnerung stellte ihm seine eigene Lage und die furchtbare

Zukunft, die ihn vielleicht in der nächsten Minute ereilte, mit erneuten Schrecken vor die Seele. Er fühlte, daß sein männlicher Entschluß wankte; fest drückte er die Augen zu, um die qualvollen Zuckungen des gefolterten Kameraden nicht zu sehen; doch die Jammertöne seines Angstgeschreies drangen in seine Seele und das entsetzliche Bild blieb vor seinem innern Auge stehen. So riß es ihm gewaltsam die Blicke wieder nach dem Ort des Schreckens hin; doch schon hatte man dem Gepeinigten neue Martern bereitet, denn man stellte nun ein eisernes Becken mit glühenden Kohlen unter seine Fußsohlen, daß er die gebundenen Füße krampfhaft aufwärts zog, um der langsam versengenden Hitze zu entgehen, die seine Sohlen verbrannte. Jetzt aber wich der Schrecken aus St. Val's Brust und ein wilder Grimm bemächtigte sich seiner; er gab ihm die männliche Kraft zurück. Knirschend erhob er das Haupt gen Himmel und sein Gebet war ein Ruf zum Allmächtigen um Rache.

Ein laut aufschallendes Jubelgeschrei drang plötzlich an sein Ohr. Er sah die Mannschaften aller Feuer in Bewegung; sie verließen dieselben und strömten der Mitte des Lagerplatzes zu, wo sich die Menge zusammendrängte. Auch von der ihm zunächst gelegenen Feuerstätte eilte Alles dahin und Malleros selbst flog rasch von seinem Sitze auf und suchte sich dem Strom voranzudrängen. St. Val konnte nur einige dunkle Gestalten zu Roß erkennen, die in der Mitte des Volkes hielten; zufällig fielen gerade dichte Baumschatten auf diese Stelle. Doch hörte er den oft erneuten Ruf: „La Sennora! La Sennora! Viva la Sennora!" Bald wurde ihm deutlich, wem dieser Ausruf galt; denn die zu Pferd Sitzenden bewegten sich im Gedränge langsam vorwärts und plötzlich bestrahlte sie ein heller Feuerschein. Da sah er zwischen zwei Reitern auf einem prächtig ge-

zäumten Maulthier eine hohe Frauengestalt, deren ganze kriegerische Kleidung und Haltung verriethen, daß sie zu den muthigen Spanierinnen gehörte, die, begeistert für die Sache des Glaubens und des Vaterlandes, alle Gefahren und Beschwerden mit den Männern theilten. Ein helmartiger Hut, mit weißen Federn geschmückt, zierte ihr Haupt; schwarzes Haar ringelte sich in reichen Locken darunter hervor und fiel ihr in den Nacken herab, halb von dem breiten spanischen Kragen gehalten, dessen weiße Falten den Rand eines dunklen Reitkleides begrenzten.

Züge des Antlitzes konnte St. Val wegen der Entfernung und der unsichern Beleuchtung durch Feuerglanz noch nicht unterscheiden, entsprachen sie jedoch nur irgend dem Adel der Gestalt, der Majestät und Anmuth des schlanken Nackens und Halses, dessen Weiße sich blendend durch das dunkle Haar hob, so mußte sie von hinreißender Schönheit sein.

Diese Erscheinung mitten unter der wilden Horde glich einem Wunder. Es war St. Val zu Muthe, als sei plötzlich eine Göttin unter die Barbaren getreten und werde sie mit edlerem Wissen erleuchten, durch sanftere Gefühle bezwingen. Es schien ihm unmöglich, daß in der Gegenwart, in der Nähe einer so herrlichen Gestalt die fanatische Barbarei ihre Abscheulichkeiten ausüben dürfe. Der Schwung seiner jugendlichen Phantasie ließ ihn in dieser Unbekannten einen Engel der Rettung sehen und seine Brust erfüllte sich, je mehr er sich in ihren Anblick verlor, mit unnennbaren Gefühlen seliger Beklommenheit und Hoffnung.

Langsam ritt die kriegerische Schöne zwischen ihren Begleitern näher; jetzt wurde sie wieder von dem Schatten einer uralten Kastanie bedeckt, so daß kaum die Umrisse der Gestalt zu erkennen waren. Aber nun mußte sie gleich in

den hellen Lichtkreis des nächsten Wachtfeuers gelangen und dann auch ihr Antlitz völlig sichtbar sein. Zwei Momente und die Nacht, welche sie umgab, zerfloß und ein röthlich schimmerndes Licht umstrahlte sie. Welch eine milde Hoheit des Antlitzes! Augen schwärmerisch düster, die unter langen dunkeln Wimpern glänzten, eine hohe Minervenstirn, Kinn und Wangen von zarter Wellenlinie der Jugend umgrenzt, tiefer Purpur der Lippen, die zwar ernst geschlossen, doch durch einen wehmüthigen Zug sanft mildernd umspielt wurden.

Sie hielt an; Malleros war ritterlich schnell bei der Hand, um ihr den Bügel zu halten und ihr aus dem Sattel zu helfen. Doch sie blieb sitzen, obgleich ihre Begleiter abstiegen. Es schien St. Val, als hefte sie ihre Blicke mit stummer Aufmerksamkeit auf ihn. Da war es ihm, als müsse er jetzt sprechen, als sende ihm der Himmel in diesem hehren und doch so milden Wesen einen Engel der Rettung, wenn er nur Kühnheit genug habe, das göttliche Zeichen zu verstehen und nach seiner Deutung zu handeln. Ein muthiger Entschluß gehörte dazu, denn wenngleich die Gefahr seiner Lage sich für St. Val nicht vermehren konnte, so muß der Mann von Ehrgefühl und Hochsinn dennoch einen schweren Kampf in sich bestehen, um ein Wort der Bitte zu wagen, wo es mit Hohn zurückgewiesen werden, als ein Bekenntniß der Verzagtheit erscheinen kann. Doch das Gefühl der Pflicht, für seine Gefährten zu handeln, und ein festes Vertrauen zu der edeln Gestalt vor seinen Augen überwanden die Scheu und er begann mit ernstem sanften Ton der Stimme: „Edle Sennora! Ihr erscheint wie das Bild der ewigen Gnade vor meinen Augen; Euer Wort muß Jedem, der es vernimmt, ein Gebot sein. Erfüllet den Beruf des Segens, den Eure holdselige Gestalt

verheißt, und rettet meine unglücklichen Gefährten von einem Schicksal, das kein Mensch dem Menschen zu bereiten ein Recht hat."

Staunend, aber schweigend richtete die Unbekannte ihre Blicke auf St. Val und ließ sie dann im Kreise umherschweifen; plötzlich schauderte sie zusammen, die Zügel entsanken ihr und sie bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. Der Anblick des Bejammernswerthen erschütterte sie so, der am nächsten Wachtfeuer jene furchtbaren Qualen erlitt, dessen Jammergeschrei sich aus Erschöpfung schon in ein leichtes, hinsterbendes Aechzen verwandelt hatte. Doch der Körper wand sich, von der steigenden Folter des Brandes gemartert, noch in gewaltsamen Zuckungen hin und her!

„Heilige Jungfrau!" brach die Unbekannte mit lautem Ruf aus und der Ton klang wie ein Schrei aus zerrissener Brust, „heilige Jungfrau! Dieses Entsetzen muß ich sehen!" Dann richtete sie sich stolz empor und rief wie Jemand, der Rechenschaft fodern darf: „Warum habt Ihr sie nicht getödtet!"

Der Kreis der Männer rings umher stand schweigend, es malte sich Verwirrung und Bestürzung in ihren Zügen.

St. Val sah diesem Auftritt mit einer nicht zu schildernden Spannung entgegen; er wußte nicht, ob er ihn hoffend oder fürchtend deuten solle.

„Malleros! Weshalb habt Ihr" —

„Donna Elvira! Ihr fodert das Unmögliche! Die Rache des Spaniers läßt sich nicht durch ein Wort bändigen. Die Feinde verbrennen seine Hütte, tödten seine greisen Aeltern, entehren seine Töchter, das fodert Rache! Ich kann sie nicht hemmen!"

„So seid denn verworfen vor meinem Angesicht!" rief Elvira mit edelm Zorn. „Eure eigene verruchte Grausam-

keit könnt Ihr nicht bezwingen und letzt Euch wie der Tiger an langsam ausgesogenem Blut! Die Grausamkeit ist feig! Den feigen Spanier verachte ich!"

Malleros bezwang den Ingrimm seiner Brust, der finstre Schatten über seine Stirn warf, und erwiderte: „Schöne Elvira, Ihr seid sehr ungerecht! Ihr wißt nicht, wie weit die Macht des Führers reicht!"

„Vollends unwürdig," sprach Elvira zürnend, „daß Ihr Euch selbst den Vorwurf feiger Schwäche aufbürdet, um dem der Grausamkeit zu entgehen! Ihr vermöget diese Greuel nicht zu hindern? Wol denn, so versinkt vor Scham, denn ich vermag es, ich, ein Weib!"

Bei diesen Worten hatte sie die Zügel ihres Maulthieres mit der Linken wieder ergriffen und zog mit der Rechten einen Dolch aus dem Gürtel. „Spanier!" rief sie und deutete auf St. Val, „bindet den Gefangenen los! Sterben soll er, sterben müssen sie Alle, aber nicht wie der Cannibale mordet. Bindet ihn los!"

Alle schwiegen; keiner wollte ungehorsam sein, aber auch keiner zuerst gehorchen. Der Jüngling Alonzo aber sprang auf. Seine Augen funkelten wie zwei Sterne; er bebte vor innerer Bewegung. Zitternd trat er vor Elvira hin, blickte zu ihr auf, erhob drohend seinen Dolch, ließ ihn sinken, erhob ihn wieder und bebte stärker. Endlich brachte er mühsam die Worte hervor: „Sennora, meine beiden Schwestern — Rache!"

„Gehorcht mir jetzt, augenblicklich," rief Elvira, „oder dieser Dolch durchbohrt mich vor Euern Augen!" Sie erhob dabei die im Widerschein blitzende Waffe mit so entschiedenem Willen gegen die Brust, daß Niemand zweifeln konnte, sie werde ihren Entschluß ausführen. St. Val, der

seine eigene Lage in der Spannung über diese wunderbare Erscheinung vergaß, rief unwillkürlich: „o Himmel!"

Doch eben so schnell hatte sich Alonzo der Heldenjungfrau zu Füßen geworfen und rief: „Ich gehorche Dir und wenn meine Brust zerreißen soll!" Dabei küßte er inbrünstig den Saum ihrer herabhängenden Gewänder, sprang dann blitzschnell auf St. Val zu, zerschnitt in einem Augenblick dessen Bande mit seinem Dolch, so daß der Gefangene frei dastand, und dann rief er in einer, einem fanatischen Wahnsinn ähnlichen Begeisterung aus: „Viva la nuestra Sennora!"

„Viva, viva!" erhob der ganze Kreis die Stimmen und Elvira blickte stolz, mit leuchtenden Augen über die Männer hin.

„Spanier! Brüder!" rief sie, „ich trage Eure Fahne voran in der Schlacht! Diese Brust sei die erste, die sich den feindlichen Kugeln entgegenwirft!"

Die Spanier wollten fortstürzen, um auch die übrigen Gefangenen zu entfesseln und ihre Martern zu hindern. Doch als habe Elvira's begeistertes Wort die Erfüllung desselben sofort herbeigerufen, ertönte plötzlich ein dröhnendes Krachen von den Spitzen der Berge, als brächen die Felsen zusammen. Es waren Kanonenschüsse, deren Donner im Wiederhall der Felsschluchten betäubend fortrollte. Alles starrte umher, in den Lüften zischte es wie tausend Schlangen, die Zweige der alten Kastanien schlugen schmetternd gegen den Boden, Staub wirbelte in hohen Wolken auf und ein Schreckensruf niederstürzender Krieger theilte die Lüfte.

„Wir sind überfallen," rief Malleros, „Verrath! Auf, Brüder, gegen den Feind!"

„Mir folgt!“ gebot Elvira, „mir! Jetzt will ich Euch danken!“

Mit diesem Wort sprengte sie gegen eine Pyramide zusammengestellter Büchsen und Waffen heran, in deren Mitte eine Fahne mit dem Bilde der Mutter Gottes stand. Diese ergriff sie, schwang sie hoch über das Haupt und rief: „Mir nach! Ich trage sie Euch voran!“

Ein unermeßlicher Jubelruf erhob sich. Eine zweite Lage schmetternder Kartätschen wurde von den begeisterten Kämpfern kaum beachtet. Sie ergriffen ihre Büchsen, ihre Schwerter und stürzten sich dem Angriff des Feindes entgegen. Die Trompeten ertönten, Trommeln wirbelten; in einer Minute war das ganze Lager in Bewegung und erschallte vom Kriegsgetümmel und dem begeisterten Vaterlandsgesang der Spanier.

St. Val sah Alles vor sich geschehen wie ein Wunder. Doch der kampfgewohnte Krieger konnte nur einen Augenblick lang über diese Ereignisse die Besonnenheit verlieren, deren er bedurfte, um sie zu nutzen. Er warf sein spähendes Auge umher und sah, daß im ersten Augenblick der Begeisterung und Bestürzung Alle der Heldenjungfrau folgten. Seiner Bande war er entledigt, hinter ihm Gebüsch und tiefes Schattendunkel — ein Sprung und er konnte gerettet sein. Der verwundete Nunnez hatte im Aufspringen den Mantel liegen lassen und seine Büchse, die er nicht führen konnte, lehnte an dem Stamm der Kastanie. Beides ergriff St. Val und verschwand in dem Dunkel des Gebüsches. Dort hüllte er sich in den spanischen Mantel ein, untersuchte die Büchse, fand sie geladen, spannte den Hahn und beschloß nun sein Schicksal selbst zu bilden und zu beherrschen, so weit es die Umstände zuließen.

Drittes Capitel.

Das Regiment, zu welchem St. Val gehörte und welches dem Ueberfall der Guerilla im ersten Augenblick weichen mußte, weil das ungünstige Terrain und die durch die Nacht erhöhte Verwirrung dem Feind zu Hülfe kamen, hatte sich schnell wieder gesammelt. Der Oberst fühlte, daß er die Schmach rächen müßte, oder seine und des Regiments kriegerische Ehre verloren sei. Er beschloß daher einen Angriff auf die Guerilla in ihren Gebirgsschlupfwinkeln, so unzugänglich dieselben auch zu sein pflegten. Der Zufall führte ihm eine Verstärkung durch einige Geschütze zu, die, von einer Abtheilung leichter Truppen gedeckt, ebenfalls den Weg nach Pampelona nahmen. Unter den Soldaten befand sich einer, der lange Zeit als Schleichhändler mit den baskischen Provinzen verkehrt hatte; er erbot sich zum Führer in die Gebirgsthäler, wohin sich allem Vermuthen nach die Guerilla zurückgezogen haben würde. Der Oberst versprach ihm eine glänzende Belohnung. Der Zug begann. Das Glück war günstig, man traf die rechte Spur. Es gelang zwei ausgestellte Vorposten so zu beschleichen, daß man sie niederstoßen konnte, bevor sie den Feind ahneten. Man schaffte jetzt zwei Kanonen mit großer Mühe auf einen Felsvorsprung, der das Thal beherrschte, in welchem die Guerilla ihr Lager aufgeschlagen hatte. Indessen besetzten die Franzosen, durch den Schleichhändler auf's vortrefflichste angeleitet, jeden Ausgang und nun begann auf ein gegebenes Zeichen das mörderische Kartätschenfeuer, welches die, wie in einem Netz gefangenen Spanier furchtbar aufrieb und sie nach allen Seiten den besetzten Ausgängen ent-

gegentrieb, auf denen die Franzosen jetzt mit Getümmel vordrangen und die Vorposten überall angriffen und warfen.

St. Val hatte kriegerischen Ueberblick genug, um den ungefähren Zusammenhang der Dinge zu vermuthen. Er suchte daher eine Gegend des Thales zu erreichen, wo er hoffen durfte, bald auf die Angreifer zu stoßen. Dies wäre ihm leicht geworden, doch trieb ihn auf der andern Seite ein unwiderstehlicher Zug, das Schicksal der Heldenjungfrau, der er die Rettung seines Lebens verdankte, im Auge zu behalten. Er sah die von ihr hoch geschwungene Fahne mitten im Thal im Glanz der widerstrahlenden Wachtfeuer wehen und den Hauptstrom der Menge sich um sie sammeln, mit ihr vordringen; einige minder Tapfre und die Scharen der Frauen und Alten warfen sich nach andern Richtungen, um Auswege zu suchen. Sie wußten nicht, daß sie umringt waren und ihnen keine Rettung blieb, als mit ganzer Macht auf einem Punkte durchzubrechen.

Zwischen Felsenklippen, immer tief im Buschwerk, stieg St. Val einen mühsamen Pfad hinan, der ihn verbarg, ohne ihm den Ueberblick zu rauben. Plötzlich rasselte es über ihm wie Steingeröll, ein Schuß krachte dicht über seinem Haupt und zugleich glitt ein Mensch halb fallend, halb springend zwischen dem Felsen herab. St. Val ergriff die Büchse und legte an; da erkannte er im dämmernden Glanz der entfernten Feuer die französische Uniform. Doch bevor er ein Erkennungswort aussprechen konnte, hatte der kühne Landsmann ihn schon unterlaufen, packte ihn und wollte ihn vom Felsen stürzen. Es wäre ihm gelungen, doch er glitt selbst aus und St. Val hatte alle Mühe, ihn zu halten.

„Sacre Dieu!“ rief der Soldat ingrimmig, indem er auf die Knie niederstürzte.

„Kamerad!“ redete ihn St. Val an. „Du irrst Dich, ich bin kein Spanier!“

Er hatte aber kaum dieses Wort ausgesprochen, als er sich noch heftiger umschlungen fühlte als vorher. Aber diesmal war es der Ungestüm der Freundschaft und der Freude, denn es war ein junger Sergeant seiner eigenen Compagnie, Verginois, auf den er gestoßen war und der ihn beinahe mit seiner Umarmung erdrückte und in der Wallung der unvermutheten Freude die Worte: „Mein Capitain! Mein theurer Capitain! Und gerettet!“ kaum herausstoßen konnte.

„Aber Verginois, wie kommst Du hierher?“

„Ah diable! Ich konnte die Zeit nicht erwarten. Ich weiß, wie es die Spanier machen! Mußte ich nicht eilen, wenn ich Euch noch ungebraten treffen wollte? Ma foi Ich kam nicht, um mitzuessen an Euch.“

„Doch weshalb schossest Du?“

„Das war eben der Teufel! Der Spaziergang von dort oben herunter ist fast so steil wie die Hauptfronte von Nôtre-Dame zu Paris; ich glitt aus, mein Gewehr ging los, ich fiel Euch fast auf den Kopf und dachte, das ist einer vom Berge*).“

„Nein, nein, Verginois, Du weißt, ich bin ein Girondist!“

„Hol der Teufel den Berg und die Gironde, Ihr seid mein Capitain und es fehlten nicht zwei Fuß breit, so hätte ich Euch hier den Sprung abwärts machen lassen! Aber was nun?“

St. Val fragte, Verginois desgleichen; in einer halben

*) De la montagne, die bekannte blutdürstige Partei im Nationalconvent; die Guerillas wurden wegen ihrer Grausamkeit und ihrer Schlupfwinkel in den Bergen eben so bezeichnet.

Minute wußte Jeder vom Andern, was nöthig war und St. Val stieg mit Verginois wieder aufwärts, um einem Trupp von Landsleuten zu begegnen, der auf einem zwar schmalen und steilen Gebirgspfade, aber doch nicht auf einem so halsbrechenden Nebenwege, als Verginois gewählt hatte, herabkam. Kaum waren sie hundert Fuß aufwärts geklimmt, als sie schießen hörten. Die Vorposten waren handgemein geworden. Verginois hatte wieder geladen und gab auch St. Val Patronen.

„Hier stehn wir auf dem Anstand! Wenn sie herunterkommen, hier wenigstens soll weder ein Hase, noch ein Eber durchgehn," murmelte der Sergeant leise und schärfte den Stein an seinem Hahn.

„Aufgepaßt!" winkte St. Val, „sie kommen!" Man hörte das Felsgeröll in dem engen Pfade rasseln und rasche Schritte.

„Ich nehme den Ersten, mein Capitain," flüsterte Verginois. Ein navaresischer Spitzhut wurde sichtbar, Verginois drückte ab, der Spanier stürzte.

„Heilige Jungfrau Maria!" rief er aus, sank in die Knie, kreuzte die Arme über die Brust und fiel, ohne einen Laut weiter zu sprechen, auf das Angesicht nieder. Die Unze Blei ist bezahlt, triumphirte Verginois, war aber sogleich wieder beim Laden. St. Val blieb im Anschlage, war jedoch vorsichtig, weil er nach der Stärke, wie die Spanier ihre Posten auszustellen pflegten, nicht vermuthete, daß noch Einer den Felspfad herabkommen werde. Er hatte sich nicht geirrt, denn gleich darauf sah man französische Czakos und Verginois gab ein Freudensignal durch den Ausruf: „Vive l'empereur!" Jubelnd begrüßten die Soldaten von St. Val's Regiment ihren verloren geglaubten Capitain und fragten nach dem Schicksal ihrer Kame-

raden. St. Val gab ihnen die Hoffnung, daß die meisten noch gerettet werden könnten. Zugleich warf er Nunnez's Mantel ab und ließ sich mit Waffen und Kleidungsstücken aushelfen. Ein junger Offizier gab ihm den Ueberrock, den er über der Uniform trug, und den Degen erhielt er von einem Andern, der, in der Hand verwundet, ihn nicht führen konnte.

Inzwischen hatten sich die auf dem engen Pfade einzeln Herabklimmenden zu einer ansehnlichen Schar gesammelt und St. Val führte sie hinab ins Thal, um die Spanier, die sich auf dem jenseitigen Ende durchzuschlagen versuchten, im Rücken anzugreifen.

Zuerst blickte St. Val umher, ob er von den gefangenen Kameraden Niemand entdeckte; allein sie mußten Alle entweder getödtet sein, oder sich verborgen haben, denn die sämmtlichen Feuerstellen waren verlassen und auch die spanischen Frauen und Greise geflüchtet. Nur zur Linken, an der uralten Kastanie, sah er aus der Ferne noch den Körper des Unglücklichen in erlöschender Glut schimmern, der dort die grausenvollen Martern erduldet hatte. Er befahl Verginois leise, mit einigen Leuten hinüberzueilen, um den Gequälten wo möglich noch zu retten. Es war zu spät, die Qual hatte ihn getödtet. Die erstarrten Glieder hingen unbeweglich herab; Blut aus der Wunde, wo man ihm den Bolzen durch die Arme geschlagen hatte, strömte ihm über Angesicht, Brust und Leib; das Fleisch um die Füße war verbrannt, verkohlt, blutig, die Haut weit hinauf geborsten und zusammengerollt. Ein grauenvoller Anblick!

„Sacre Dieu!" rief Verginois und biß sich in die Lippen, „also das ist Kriegsrecht in Navarra?"

Die Kameraden wollten den Leichnam abnehmen.

„Rührt ihn nicht an!“ rief Verginois wild. „Er soll hier hängen als unser Altarbild. Wir werden den Platz wol behaupten, denke ich, und nicht alle diese kahlhälsigen, braungelben Zigeuner aus Navarra werden ehrliche Kugeln in den Wanst bekommen. Die wir lebendig fangen, sollen hier vor Gericht gestellt werden! Laßt ihn hängen, sage ich! Jetzt fort zum Capitain!“

St. Val rückte mit den Seinigen im Sturmschritt an; sie kamen der hochfliegenden Fahne der Spanier, die sie beim Blitz der Musketen von Zeit zu Zeit aus dem Dunkel leuchten sahen, immer näher. Der Kampf war schon lebhaft, die tapfern Navaresen wähnten nicht, daß sie von allen Seiten umringt seien, und hielten sich stark genug, um den Angriff von der einen Seite siegreich zurückzuweisen. Am wenigsten ahnten sie aber, daß bereits dicht in ihrem Rücken eine Feindesschar anrücke.

St. Val's Herz schlug, von einem unaussprechlichen Gefühl bewegt, bei dem Gedanken an die Heldin, die das Banner trug. Er ging zum ersten Mal mit Furcht dem Kampf entgegen. Wie sollte er es möglich machen, die heldenmüthige Retterin zu erretten, die ihre Brust so kühn den Gefahren entgegenwarf!

Jetzt war man dem Feindestrupp auf bequeme Schußweite nachgerückt. Der Angriff mußte nun geschehen; auch Verginois war eben wieder eingetroffen und rief halblaut: „Gut, ich komme eben noch recht zum Anfang des Contretanzes! Capitain, was habe ich gesehen! Die Navaresen sind ja boshaftere Teufel als die Mameluckken! Die Geier in den Pyrenäen sind Lämmer dagegen! Aber jetzt laßt uns den Fandango aufspielen! Ihr sollt französische Castagnetten kennen lernen!“

„In Zügen rechts marschirt auf!“ ließ St. Val das

Commando von Glied zu Glied gehen und die Bewegung vollführte sich schnell und still und so pünktlich, als es in der Nacht und bei dem unebnen Terrain möglich war. Die Front war hergestellt. „Laßt tief anschlagen," ließ er den Wink durch die Glieder murmeln, „damit Ihr nicht über die Köpfe des Feindes hinwegschießt und gar die Unsrigen trefft." Der Befehl war wol gut, doch St. Val's Hoffnung dabei eigentlich die, daß die hochsitzende Fahnenträgerin wo möglich verschont bleiben möge. Jetzt war der Augenblick da!

„Feuer!"

Die Salve krachte durch die Nacht.

„Tambour! Sturmschritt geschlagen!"

Der Trommelwirbel rollte, daß er betäubend in den Bergen widerhallte. St. Val flog mit gezogenem Degen voran, die muthigen, erbitterten Krieger ihm nach, als ob eine Koppel Jagdhunde losgelassen ins Feld brauste.

Der unvermuthete Angriff hatte Schrecken in die Reihen der Spanier gebracht. Dem Feinde vor ihnen gingen sie trotzig entgegen, um sich Stirn an Stirn mit ihm zu messen. Als sie ihn aber hinter sich spürten und so, daß seine erste Salve gleich von der furchtbarsten Wirkung war, da vergrößerten Nacht und Ungewißheit über die Gefahr die Schrecken derselben und sie standen bestürzt, fassungslos, wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Ehe sie zu einem Entschluß kommen konnten, wurde er ihnen aufgezwungen. Denn St. Val brach mit seinen Tapfern in die verworrenen Reihen ein und das wilde Handgemenge zwang jeden Einzelnen zum Kampfe oder zur Flucht.

„Nach der Fahne, nach der Fahne!" rief St. Val den Seinigen zu und drang, nicht rechts nicht links den Feind beachtend, gegen diese vor. Verginois war ihm zunächst

mit einigen Verwegenen. Die entschlossenen Navaresen umringten ihre Heldenführerin und machten die Brust zu ihrer Mauer. Nur einige Schüsse krachten noch, wie Blitze aus einer Gewitterwolke, aus der Menge, da Niemand mehr Zeit zum Laden hatte; der flammende Lichtglanz beleuchtete auf Augenblicke Elvira's Gestalt und das hoch von ihr geschwungene Banner. St. Val's glühende Blicke verfolgten ihr erhabenes Bild, das ihm, von dem Pulverrauch halb umzogen, wie eine zürnende Schutzheilige in Gewitterwolken erschien. Jetzt dachte er sich zu ihr hinzukämpfen. Da plötzlich warf sich ihm ein Jüngling wie ein junger Löwe entgegen und drang mit gezücktem Dolch auf ihn ein. St. Val packte ihn mit seiner Linken in das Handgelenk; doch dasselbe that der Jüngling ihm und hemmte so den Streich seines Degens. Beide Kämpfer fühlten, daß die Waffe ihnen jetzt nur ein Hinderniß sei, und ließen sie gleichzeitig fallen, um mit einander zu ringen. Erst jetzt erkannte St. Val seinen Gegner; es war der schöne, düstre Alonzo, der vor wenigen Minuten mit dem Dolch seine Bande zerschnitten hatte. Die gestählten Muskelkräfte des rauhen Gebirgssohnes, den noch keine Wunde verletzt, wurden durch fanatischen Ingrimm verdreifacht; St. Val war durch Wunden, Blutverlust und Pein der Seele erschöpft. Er hätte ihm nicht Widerstand geleistet, obgleich sein brennendes Verlangen, sich zu Elviren durchzukämpfen, auch ihm eine doppelte Gewalt lieh, wenn nicht Verginois mit einem Kolbenschlag auf Nacken und Schultern Alonzo's diesen plötzlich so getroffen hätte, daß er wankte und taumelte. Jetzt wollte St. Val auf Elviren eindringen und sie hinab in seine Arme reißen. Da krachten einige Schüsse dicht in der Nähe Beider, Elvira that einen Schrei, das Banner sank aus ihrer Hand, ihr Maulthier bäumte sich hoch auf.

Dichter Pulverdampf hüllte sie und St. Val ein; er konnte nicht sehen, nicht athmen. Da fiel es aus der grauen Nacht mit niederdrückender Schwere wie ein Koloß auf ihn; er stürzte, von der Masse erdrückt, zu Boden und der schmetternde, dumpf dröhnende Fall raubte ihm völlig die Besinnung.

Viertes Capitel.

„Gott sei Dank, mein Capitain, daß Ihr endlich die Augen wieder aufschlägt!" rief Verginois und hielt dem wie aus einer andern Welt erwachenden und staunend um sich blickenden St. Val eine Flasche mit Wein entgegen. „Trinkt, trinkt einen Schluck und Ihr werdet Eure Kräfte wiederhaben. Ich wußte es ja gleich, daß das nicht der Tod war, sondern nur die Betäubung von dem Höllenschlage den Bergabsatz hinunter und das Maulthier über Euch hin!"

St. Val blickte umher. Er sah sich an einem Wachtfeuer im Kreise seiner Kameraden. Verginois und ein Wundarzt waren um ihn beschäftigt; sein Oberst trat freundlich auf ihn zu und redete ihn an:

„Nun, Capitain St. Val! Wie geht's? Es freut mich, daß wir Sie nicht verlieren in diesem heißen Gefecht! Parbleu! Die Navaresen sind Leute von Stahl und Eisen! Was ließe sich mit denen nicht anfangen! Den Mond wollte ich erobern mit solchen Teufeln! Kaum zwanzig

Gefangene, alle Andern ließen sich in Stücke hauen. Nur Etliche sind, wie die Gemsen, zwischen den Felsspalten verschwunden. Ja ja, St. Val, sehen Sie mich nur verwundert an. Das Feld ist unser, die Guerilla so gut wie vernichtet und hauptsächlich durch Ihren geschickten Angriff. Das heißt eine Scharte auswetzen! Nicht wahr? Nun, Sie freuen sich doch?"

Der Oberst sprach in einem fort, weil er glaubte, den noch erschöpften und betäubten St. Val durch die Siegesnachrichten kräftigen und ermuntern zu müssen. Dieser hatte sich indessen in seinen Zustand hineingefunden und blickte nur ängstlich besorgt umher, ob er Elviren entdeckte.

„Wie komme ich hierher, was ist mit mir geschehen?" fragte er endlich.

„Wie ich schon sagte, Capitain," fiel Verginois ein, „das Maulthier der Fahnenträgerin überschlug sich und stürzte mit ihr und Euch den steilen Abhang hinunter."

„Wo ist sie? lebt sie?" rief St. Val heftig.

„Noch lebt sie und ihr ist kein Haar gekrümmt; doch sie muß mit den Andern daran. Wir wollten nur abwarten, daß Euch Eure fünf Sinne zurückgekehrt wären, um —"

„Was wollt Ihr thun?" fragte St. Val und der Schrecken gab ihm Kraft aufzuspringen. Er blickte wild umher, sein Auge fiel zuerst auf den gemishandelten Kameraden, dessen Leichnam als eine furchtbare Auffoderung zur Rache noch an der Kastanie hing; doch hatte man zwei Ehrenwachen neben ihm aufgestellt und die Fahne des Regiments davor aufgepflanzt. Daneben standen die unglücklichen Gefangenen, Keiner ohne Wunde; unter ihnen Elvira mit einigen anderen Frauen. Sie war bleich, doch schien sie unerschrocken, im Getümmel des Kampfes hatte sie die

Kopfbedeckung verloren, das Haar sich aufgelöst; in langen herrlichen Locken floß es über die Schultern herab.

Als sie St. Val herantreten sah, maß sie ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke, als wolle sie sagen: „Es ist nicht lange her, daß Du so vor mir standest, wie ich jetzt vor Dir."

Er näherte sich ihr und sprach leise spanisch:

„Fürchtet nichts, schöne Donna! Ich verbürge Euch Leben und Freiheit!"

Sie erwiderte rasch, daß es alle ihre Mitgefangenen hörten: „Ich fürchte Nichts für mich, nur für die Meinigen; ich theile ihr Schicksal!"

„Und ich das Eurige," rief St. Val plötzlich entschlossen und feurig.

„Mein Oberst! Kameraden! Was habt Ihr über diese Gefangenen bestimmt?" fragte er mit erhobener Stimme.

„Den Tod, nieder mit ihnen!" riefen hundert Stimmen zugleich.

„Sie werden sämmtlich zur Sühne dieses Gemarterten zu seinen Füßen erschossen werden," sprach der Oberst mit fester Stimme, als der Tumult sich gelegt hatte.

„So macht mit mir den Anfang, Kameraden!" rief St. Val laut, „denn ich betheure Euch, ich werde diese nicht überleben!"

Alle standen erstaunt und aufhorchend.

„Kriegsgefährten, Ihr seid Franzosen!" fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Ihr wißt, was Großmuth, was ein Vaterland, was Dankbarkeit ist! Auf Großmuth dürfen die gefangenen Frauen und Greise zählen, auf Achtung Die, welche für ihr Vaterland fechten, auf Dankbarkeit unsre Retterin. Seht diese Jungfrau; ihrem kühnen Gebot, welches der Wuth aller Spanier trotzte, danken ich und

Alle, die Ihr von den Unsrigen wiedergefunden, Leben und Freiheit. Wollt Ihr sie jetzt dafür erschießen? Wohl! Aber Ihr fangt mit mir an! Capitain St. Val gibt Euch sein Ehrenwort, das er noch nie gebrochen, er tritt vor die Brust Desjenigen hin, auf den Ihr zuerst anlegt."

Die ganze Schar brach in einen jubelnden Enthusiasmus aus. „Nein! Nein!" riefen in brausender Verworrenheit tausend Stimmen. „Sie sollen leben! Laßt sie frei! Unser Capitain hat den Sieg gewonnen! Es sind seine Gefangenen! Auf, laßt sie frei!"

St. Val umarmte Verginois, der zuerst den Jubelruf der Gnade erhoben hatte; er schüttelte Einzelnen die Hände; drückte Andere ans Herz, endlich drängte er sich zu dem Obersten heran und rief: „Mein Oberst, habe ich zur Entscheidung des Gefechtes beigetragen, so sei das meine Belohnung, daß Sie meine Bitte gewähren!"

„Das Regiment hat schon entschieden," entgegnete der Oberst freudig gerührt! „Beim Teufel! Es that mir selbst leid um diese schöne Jeanne d'Arc! Ihr waret ihr Gefangener, Capitain; nehmt Euch in Acht, daß Ihr's nicht zum zweiten Male werdet," setzte er lächelnd hinzu.

St. Val eilte zu den Gefangenen, die den Vorgang nur halb begriffen und in angstvoller Spannung über Das, was diese Bewegung bedeuten sollte, die Entscheidung ihres Schicksals erwartet hatten.

„Ihr seid frei, meine edle, muthige Retterin," sprach St. Val zu Elviren. Durch dieses Wort schien sie plötzlich wieder Jungfrau geworden; sie bebte, ihr Blick glänzte feucht und ein seelenvolles Lächeln schwebte um ihre Lippen.

„Frei?" fragte sie kaum hörbar, „frei? und die Meinigen?"

„Sie theilen das Loos ihrer Führerin!"

Jetzt brach sie in einen Strom von Thränen aus. Sie ergriff St. Val's Hand und hielt sie mit heftigem Druck fest in der ihrigen; nur mit Mühe sprach sie die abgebrochenen Worte: „und ich — wollte Sie — tödten lassen!" Dann wandte sie sich rasch zur Seite, warf sich einem finsterblickenden Greise ans Herz und rief: „O Vater, Dein Leben ist gerettet!"

Die Trommeln des Regiments wirbelten. Die Soldaten traten ins Gewehr. Das enge Thal war nicht der Ort, um ein Lager aufzuschlagen; auch mußte Pampelona erreicht werden.

Der Oberst bestimmte, um dem in der Begeisterung durch die Krieger gefaßten großmüthigen Entschluß Form und Sicherheit zu geben, daß die Gefangenen unter Bedeckung bis Pampelona mitgeführt werden sollten. Dort wollte er sie entlassen, die kampffähigen Männer gegen das Versprechen, die Waffen nicht wieder zu ergreifen. Elvira erhielt ihr Maulthier wieder, das, obgleich durch einen Schuß verwundet, doch noch brauchbar war. Ein anderes bestieg St. Val, dessen Wunde und Erschöpfung diese Fürsorge für ihn nöthig machten. Er befehligte die Bedeckung der Gefangenen und blieb daher an Elvirens Seite. Diese ritt inmitten der Ihrigen, die traurig, mit düsterm Blick, ja Einige noch immer mit dem Ausdruck des Grimmes in den Zügen, den mühsamen Gebirgspfad wandelten. Unter diesen befanden sich der alte Nunnez und der Jüngling Alonzo. Die Züge des Letztern drückten außer dem mühsam gebändigten Zorn gegen die Feinde noch eine heftige, blitzartig in ihnen zuckende Leidenschaft aus, die sich besonders in seinen bald irr umherschweifenden, bald starr auf Elviren gehefteten Blicken aussprach. Wenn der Schein der Fackeln, welche die Führer trugen, leuchtend auf seine

Züge fiel, trugen sie fast den Ausdruck des Wahnsinns. St. Val, der Zeuge des Einflusses gewesen war, welchen Elvira auf den Jüngling übte, gab seinen Blicken eine ahnungsvolle Deutung, in der er nicht zu irren schien. Sie bestätigte sich auch dadurch, daß zwischen ihm und Alonzo ohne Worte noch Thaten ein gegenseitiges Gefühl des Hasses feste Wurzeln schlug, das sich in St. Val nur deswegen minder klar aussprach, weil er gegen den gefangenen, armen Jüngling in zu mächtigem Uebergewicht stand.

Fünftes Capitel.

Don Pedro Vallardos besaß in der Nähe von Pampelona ein im Gebirge etwa eine Stunde abseit von der Straße nach Vittoria romantisch gelegenes Schloß. Dorthin hatte er sich auf das gegebene Wort, die Waffen nicht auf's neue zu ergreifen, mit seiner edeln Tochter Elvira zurückgezogen. Er war ein fast siebenzigjähriger Greis, allein noch körperlich rüstig und stand im höchsten Ansehen in der Umgegend. Sein Beispiel vorzüglich hatte die Spanier in Waffen gerufen; so lange er ruhig auf seinem Schloß blieb, durfte man hoffen, daß die Landleute der Gegend sich ebenfalls friedlich verhalten würden. Dieser Theil Spaniens war dem französischen Heere wegen der Verbindung, die es stets mit Frankreich unterhalten mußte, ungemein wichtig. Er wurde daher stark mit Truppen besetzt und außerdem hatten sowol der Kaiser, als der König Joseph von Madrid aus befohlen, alle Mittel anzuwenden, um eine wohlwollende Stim-

mung der Einwohner zu erregen. Man hoffte so den erst beginnenden Aufstand in Spanien durch Milde im Fortgange zu hemmen und in diesem Sinne waren die Maßregeln in Betreff der Gefangenen aus jenem Guerillagefecht getroffen und höhererseits gebilligt worden. Dennoch konnte man sich bei dem unbeugsamen Sinn der meisten Spanier und bei dem Einfluß der Mönche, die von jedem noch so heilig gegebenen Versprechen entbanden, für jeden Frevel der entsetzlichsten Art Absolution ertheilten, durchaus nicht auf Diejenigen verlassen, welche die Waffen niedergelegt und sie nicht wieder zu ergreifen versprochen hatten. So war denn auch der alte Don Pedro Vallardos höchst verdächtig, daß er, wenn er auch aus einem altritterlichen Gefühl für die Heiligkeit eines Ehrenwortes die Waffen nicht selbst wieder ergriff, doch jede Unternehmung der Art begünstigen möchte. Sein Schloß im Gebirge konnte den Guerillas ein zu willkommener Stützpunkt in vielfacher Hinsicht sein. Entweder begünstigte es unter dem Vorwande gastlichen Besuchs geheime Zusammenkünfte, wo gemeinschaftlich Plane entworfen wurden; oder es diente Versprengten zum Zufluchtsort, oder bot Räume genug dar, um Waffen und sonstige Vorräthe aufzubewahren. Ja, es konnte im Nothfall sogar ein hartnäckiger Punkt der Vertheidigung werden, da es aus der ritterlichen Zeit Navarras her noch Festungswerke besaß, die man in der Eile hinlänglich in Stand setzen konnte, um den Gegner zu einem großen Opfer von Menschen oder Zeit zu zwingen.

Alle diese Gründe hatten die französischen Oberbefehlshaber bestimmt, dasselbe zu besetzen. Unter dem Vorwande, daß man darin einen militairischen Punkt von Wichtigkeit sehe, dessen man sich versichern müsse, war eine Infanteriecompagnie dahin abgesandt worden; doch, um der Maßregel

möglichst alles Gehässige zu nehmen, erhielt St. Val den Befehl, sie auszuführen.

Für ihn waren dies Tage des höchsten Glücks; denn das Bild der hohen und doch so reizenden Elvira war nicht von ihm gewichen, seit sie ihn verlassen hatte. Das ganze Verhältniß zwischen ihm und Don Vallardos blieb dagegen ein unnatürlich gespanntes, welches den Schein der Freundschaft und des Wohlwollens hatte, innerlich aber durch den tiefgewurzelten Haß des alten Spaniers gegen die Feinde des Vaterlandes vergiftet war. Vallardos betrachtete sich, und im Grunde war er auch nichts anderes, nur als einen Gefangenen; die Freunde, die ihn besuchten, waren einer steten geheimen Beaufsichtigung unterworfen; ebenso Alles, was im Schlosse vorging. Wenngleich sich aber Vallardos auch bewußt war, daß die Feinde Ursache genug zur Vorsicht, ja zum Argwohn hatten, wenngleich er geheime Verbindungen unterhielt, kühne Plane in der Stille begünstigte, so räumte er doch den Gegnern nicht das Recht ein, sich gegen ihn zu verwahren, und empfand es nur wie eine Mishandlung, wie einen Druck. Deshalb vermied er es auch, so viel es ohne unmittelbare Beleidigung möglich war, mit St. Val zusammenzukommen, und überließ Elviren die gesellige Pflicht, ihm den Aufenthalt im Schlosse angenehm zu machen. St. Val sah die Ursache dieses Benehmens sehr gut ein; doch dachte er theils zu billig, um dem gekränkten Spanier seine Empfindung nicht zu vergeben, theils waren die Folgen seines Handelns zu angenehm für ihn. Auf Dankbarkeit machte er keine Ansprüche an Vallardos, denn seine eigene Rettung durch Elviren schien ihm diese Pflicht des alten Spaniers gegen ihn völlig aufzuheben; es war Dienst für Dienst gewesen.

Nicht so dachte Elvira. Sie wußte, daß ihr Einschrei-

ten nicht St. Val's Leben gerettet habe, sondern nur der fanatischen Grausamkeit ihrer Landsleute Einhalt that. Sie hatte ihnen dadurch eine Abscheulichkeit erspart, die früher oder später, nachdem die Leidenschaften besänftigt waren, Jeder bereut haben müßte; deshalb glaubte sie auch eher auf ihre als auf St. Val's Dankbarkeit ein Recht zu besitzen. Sie aber fühlte sich ihm mit innerstem Danke verpflichtet; denn er rettete nicht nur ihr Leben, sondern auch das ihres Vaters, und wendete ein Geschick von ihr ab, vor dem ihre jungfräuliche Seele sich mehr entsetzte, als vor dem Tode und allen Martern, durch welche die Unglücklichen, die in die Hände ihrer haßentflammten Landsleute fielen, ihr Dasein endeten. Ihr edles Herz war dankbar, um wie viel heißer aber mußte ihr Dank werden, wenn eine tiefere Empfindung sich ihr unter dieser Hülle verbarg? Elvira liebte; sie war glücklich, es nicht zu wissen, denn den Feind ihres Vaterlandes durfte sie nicht lieben. Aber dankbar durfte sie gegen ihren Retter sein und so überließ sie sich diesem edeln Gefühl mit ganzer Hingebung, in dem Wahne, nur davon erfüllt zu sein. Ihr Herz unterlag, ehe sie eine Gefahr, die Möglichkeit eines Kampfes ahnete! Das ist die schöne Seele des Weibes! Pflicht und Gefühl mischen sich darin so, daß sie Eins werden und bilden die innigste Versöhnung des Willens mit dem Beruf.

Vallardos zeigte sich seinem, ihm durch die Umstände aufgezwungenen Gast nur bei der Tafel. Dann zog er sich zur Siesta zurück und Abends sah ihn St. Val nicht anders wieder, als wenn er, wie er bisweilen pflegte, über die Terrasse spazieren ging. Hier saß Elvira, die sich aus einer kriegerischen Minerva in eine häusliche Penelope oder Nausikaa verwandelt hatte, gemeiniglich am Stickrahmen. St. Val las ihr dabei abwechselnd spanische oder französische

Dichterwerke vor, damit er ihre Sprache durch sie, sie die seinige durch ihn erlerne. Am liebsten war ihnen der Cid in der dichterischen Behandlung beider Nationen geworden und bald las St. Val die edeln spanischen Romanzen, bald Corneille's Schauspiel mit gleicher Begeisterung. Der Stoff dieser Dichtungen mußte in Beider Herzen den mächtigsten Anklang finden, denn in der Liebe Ximenens zu dem Feinde, der ihren eigenen Vater erschlug, fand Elvira halb unbewußt eine Erklärung und Entschuldigung ihres eigenen Gefühls und St. Val schöpfte aus dem kühnen Werben und Gelingen des ritterlichen Cid Muth und Hoffnung für seine unausgesprochenen, aber mit jedem Tage mächtiger werdenden Wünsche.

Die Liebe Beider mußte durch tausend Umstände wachsen. Ihr erstes Begegnen unter so wunderbaren Verhältnissen, wo Grauen und Entsetzen dicht an die Seligkeit der ersten Liebesahnung hinstreifte; die Erinnerung an diese Augenblicke, die ihnen, je ferner sie in den Hintergrund rückten, ein desto reizenderes Licht verlieh; die tiefe Stille und Einsamkeit des jetzigen ländlichen Aufenthalts im Gegensatz zu den wilden Kriegsstürmen, die umher tobten und jeden Tag neu hereinbrechen konnten; der Reiz dieser reichen Natur, des vollen Frühlings, der duftenden Blütenmeere, der lauen, wehenden Lüfte, des Schattendunkels unter hohen Bäumen während der heißen Tageszeit und des zauberischen Spiels, das der Mond in den milden Nächten mit Blüten und Blättern trieb, welches Herz hätte so vielen sanft auflösenden Mächten der Schönheit widerstanden! Ja, selbst der Widerstand, den die finstere Zeit den süßen Täuschungen, Träumen und Hoffnungen entgegensetzte, war nur ein dunkler Hintergrund, auf dem diese seligen Zu-

stände sich als vorüberschwebende Himmelsgestalten mit desto holderem Reiz malten.

Die Sonne hatte sich eben hinter den Rand des Gebirges gesenkt, so daß die tief ausgezackte Mauerkrone, mit der es den Horizont umzog, sich in dunklerem Blau färbte und goldene Ränder am Saum der Höhen und Wolken sichtbar wurden. Die Schneegipfel der Pyrenäen glühten purpurn; davor lagerten sich grüne dunklere Waldberge. Von der Terrasse, auf der St. Val neben Elviren saß, überblickte man die anmuthige Windung des Thales, das, von blühenden Höhen umgeben, den Lauf eines Gebirgsflusses begrenzte, der in schlängelnden Krümmungen, bald dunkelblau, ruhig, den Himmel abspiegelnd, bald silberweiß über Felsblöcke schäumend, die reichsten Triften durchschnitt, in deren hohem, blumenreichem Grase die Heerden lagerten. Dies reizende Bild war in den Rahmen zwei hochstämmiger Kastanien gefaßt, die ihre Zweige schattig über der Terrasse kreuzten und zur gothischen Wölbung gegeneinander beugten. Abwärts von hier, auf hügeligen Wellen bis zum Fluß nieder, senkte sich der Garten, ein phantastisches Gemisch hoher Gruppen uralter Bäume, schattiger Laubgänge und Umbüschungen, und der üppigsten südlichen Blumenflor. Hier erhoben sich dunkle Pinien, alte Kastanien, flüsternde Pappeln in mannichfaltiger Schattirung des Grüns; dort erblickte man einen Hain von Lorbern, Myrthen und Orangen, einer dunkeln Insel gleich, auf dem frisch grünen Rasenplan, den Beete von Rosen, Lilien, Narzissen, Jonquillen in tausendfältigen Farben einfaßten und die Luft mit süßbetäubendem Duft erfüllten. Rebengelände umkleideten die alten Gartenmauern und wölbten Bogengänge von einer Baumgruppe, von einem buschigen Wäldchen zum andern, so daß man den ganzen Garten durchstreifen konnte,

ohne sich dem glühenden Strahl der Sonne preiszugeben Breitästige Ulmen bedeckten mit ihren schützenden Zweigen abgerundete Blumenfelder, die des leichteren Schattens bedurften.

Ueber diesen ganzen schwelgerischen Reichthum, den Natur und pflegende Hand des Menschen erzeugt hatten, schaute das alterthümliche, in maurischem Styl erbaute Schloß mit grauen Zinnen und Thürmen hinweg und gab dem Bilde auflösender Weichheit und Ueppigkeit, welches der Garten und die Landschaft darboten, die dunkleren kräftigen Grundstriche des Ernstes. Die starken Mauern mit allen Anstalten zur kriegerischen Vertheidigung waren gewissermaßen Bürgen und Zeugen von der männlichen Kraft, die sich die Bewohner mitten in diesem verführerisch-schwelgerischen Paradiese, das jede Arbeit, jede Mühe hinwegzulächeln schien, erhalten hatten.

St. Val war durch den südlichen Abend, durch die anhauchenden Düfte, durch das Spiel des Lichts und der Farben in einen selig träumerischen Zustand eingewiegt und alle diese süßanregenden Reize umflossen und umspielten Elvira's milde, hohe Schönheit, als wollten sie sich huldigend vor ihr beugen. Sie saß, ernst betrachtend, den Blick gegen die dunkeln Laubwölbungen über ihr erhoben, die Brust von Wehmuth und Glück im Innersten bewegt. Plötzlich glänzte es feucht silbern aus ihren dunkeln Augen, sie legte rasch die Hand bedeckend darüber und St. Val sah einen schmerzlichen Zug um den tiefen Purpur ihrer Lippen spielen; als sie die Hand sinken ließ, hatte er sich in einen mild lächelnden verwandelt und ihr Auge blickte wieder heiterer.

„Und was bewegt die schöne Elvira?" fragte er, indem er ihre Hand ergriff.

„Das Geschick der Völker," erwiderte sie ernst; „so schön, wie es hier vor unsern Blicken liegt, ist Spanien fast überall, an vielen Punkten noch viel schöner. Welch eines edeln Glücks vermöchten wir zu genießen und jetzt, o St. Val, diese schöne Landschaft ist nur eine täuschende Hülle! In allen diesen lieblichen Hütten wohnt jetzt die Trauer, der Schmerz, der Haß, der Ingrimm, die Verzweiflung, und das, St. Val, thatet Ihr uns an!"

Bewegt stand sie auf und ging einige Male auf und nieder. „Und wie ist es möglich," fuhr sie nach einigen Minuten fort; „ich sehe doch, daß Frankreich auch tapfre, großsinnige Männer erzeugt, und gewiß sind, Haupt für Haupt gezählt, Eure Landsleute so edel, als die Bewohner Spaniens. Kein Einzelner haßt den Andern, warum denn fügen Alle Allen so namenloses Elend und Unheil zu?"

„Weil die Zeit noch nicht da ist, wo die Völker ihre Geschicke selbst führen;" erwiderte St. Val. „Es sind Könige, die wider Könige fechten und den Wahn des Volkes für und wider sich haben. Der Einsichtigen sind zu wenige, um den Strom zu hindern, so schließen sie sich ihm an und Jeder sucht beim allgemeinen Unheil wenigstens den einzelnen Vortheil zu retten."

„Und meinet Ihr, daß die Zeit jemals kommen werde — wie sagtet Ihr?"

„Wo die Völker ihre Geschicke selbst führen!"

„Ob sie kommen wird? So sicher wie die Sonne nach der Nacht. Aber nicht ohne furchtbare Kämpfe. Frankreich war dem Ziele nah, aber es vermochte sich nicht durch die Brandung in den Hafen zu arbeiten."

„Und weshalb nicht? Wo der Vortheil so klar vor Augen lag, wie Ihr meint," fragte Elvira zweifelnd und bitter.

„Weil das einzelne Volk nichts vermag; auch der Nachbar muß Vernünftiges wollen, wenn der Friede in und außer dem Hause herrschen soll."

„So trügen wir am Ende noch die Schuld!" sprach Elvira stolz im Gefühl des Unwillens.

„Nicht Spanien, aber Europa."

„So wolltet Ihr wol, die Völker, in denen noch ein Herz der Treue, der Hingebung schlug, hätten Eure Bluttribunale anerkennen, sie jauchzend bei sich aufnehmen sollen. Wolltet Ihr die Verruchtheit durch alle Länder und Nationen verpflanzt wissen? Hattet Ihr selbst nicht genug daran zu tragen?"

„Auch dieser Fluch, denn es war ein solcher für Frankreich, ward uns durch wahnsinnigen Widerstand gegen Vernunft und Recht aufgedrungen, Elvira! Er hat sich schwer an uns gerächt, die wir die minder Schuldigen waren; jetzt rächt er sich an Denen, die die größte Schuld dabei trugen, das gesammte Europa büßt nun."

Elvira stand abermals heftig auf; ihre Thränen flossen. Ihr Herz wehrte sich mit eingewohnten Gefühlen gegen die Kraft einer neuen Wahrheit.

„Doch Elvira, warum sollen wir, die Einzelnen, uns immer wieder die Schuld vorwerfen, der, sie liege auf welcher Seite sie wolle, Keiner von uns entgehen konnte? Ist es nicht unsre Pflicht, durch Milde und Versöhnlichkeit die einzelnen Tropfen, die uns aus dem herben Becher des Schicksals gereicht werden, zu versüßen? Ein edler Trieb lehrte es Euch unwillkürlich so; ich säße nicht an Eurer Seite, wärt Ihr ihm nicht gefolgt. Und Ihr? Wie sich Euer Loos —"

„Laßt es, St. Val, Ihr habt Recht," unterbrach ihn Elvira weich und bittend. „Ich will auch nicht wieder auf

dieses unselige Gespräch zurück! Mein Herz blutet zu tief dabei und doch zieht mich's so oft mit unwiderstehlicher, dämonischer Macht, die eigne Wunde aufzureißen!"

St. Val trat zu der hohen trauernden Gestalt; sie blickte ihn groß, wehmüthig an, da zog es ihn mit unwiderstehlicher Macht, er ergriff ihre Hand, preßte sie gegen seine Lippen und sprach mit einem Ton, der das ganze Innere seines Herzens ohne Worte offenbarte: „Elvira."

Sie ließ ihm die Hand und erwiderte nichts; ein süß mächtiges Schauern durchbebte sie. Ihre Seele vernahm halb erwachend den ersten Wunderklang der zitternden Saiten, die die Liebe in der Brust ausspannt. Es war halb Wissen, halb Träumen, halb Ahnen, Schuld und Seligkeit, Wonne und Schrecken.

Plötzlich zog sie die Hand zurück; sie sah die finstre Gestalt ihres Vaters aus den Gebüschen treten und an seiner Seite ging Malleros.

Es durchzuckte sie wie die unvermuthete Berührung einer kalten Schlange; mit einschnürenden Ringen legte sie sich um ihr Herz. Malleros war ihr verhaßt; Vallardos schätzte seine Vaterlandsliebe, seinen unverlöschlichen Haß gegen die Feinde Spaniens, seine kühne Tapferkeit.

Doch Elvira sah zu deutlich, daß er nicht von edeln Trieben geleitet würde, sondern nur die Hoffnung ihn stachelte, durch den Besitz ihrer Hand der Erbe des reichen Vallardos zu werden und so eine durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Braut und ein unermeßliches Vermögen zugleich zu gewinnen. Er liebte Elviren nicht, nur sinnlich entzündete ihn die schöne Jungfrau; zwischen ihren Seelen war kein Einklang denkbar, denn Malleros wurde von allen Leidenschaften kleiner Seelen, gemeinem Stolz, Eigen-

nutz, Nachsucht beherrscht, während Elvira groß fühlte und selbst den Haß in ihrer Brust adelte.

Sie wußte, daß Malleros sich im Schloß befand, daß er in der Nacht zuvor heimlich eingetroffen war. Sie hatte darüber geschwiegen, obgleich ihre Brust von unruhigen Vermuthungen erfüllt war; auch fühlte sie sich beleidigt dadurch, daß man ihr das Vertrauen entzog. Jetzt war es, als entferne eine höhere Hand plötzlich den Schleier von ihrem Auge; sie warf einen Blick auf die Kommenden, auf St. Val, und blitzend leuchtete es vor ihr her, daß sie die dunkeln Wege der Nacht erkannte. St. Val war bedroht, schwebte in Gefahr.

Darum zuckte sie plötzlich erkaltet zusammen und trat fremd zurück; St. Val, der die Herannahenden nicht sah, wähnte, es sei die Regung ihres alten Völkerhasses, die sein warmes Annähern unwillig zurückweise. Er wollte den Weg zum Siege verfolgen, glühender in sie dringen. Da flüsterte Elvira: „Mein Vater kommt" — und dieses Wort bannte die ausbrechende Glut der Liebe in die verschlossene Brust zurück.

Elvira ging den Kommenden entgegen. St. Val folgte ihr. Man begrüßte sich stumm. Der Spanier ist schon schweigsam an sich, vollends wo unterdrückter Haß und Stolz ihn erfüllen.

„Wir werden diesen Abend einige Gäste bei der Tafel haben, Sennor Malleros einer davon;" begann endlich Vallardos, indem er einen leichten Wink mit der Hand gegen den Gast hin gab und auf diese Weise ihn vorstellte.

„Wir haben uns schon kennen gelernt," erwiderte St. Val und gab sich Mühe, heiter dabei zu scheinen; doch mußte ihn ein innerlicher Zorn erfüllen, wenn er daran dachte, wie Malleros sein und seiner Gefährten Schicksal

in jener Nacht bestimmte. Er war überdies nicht unter den Gefangenen gewesen, mit denen man durch den Act der Gnade eine Art Verzeihung geschlossen hatte; ihm war es gelungen, sich in die Schlupfwinkel des Gebirges zu flüchten und zu entkommen. Er war also kein Feind, der die Waffen niedergelegt hatte, und St. Val hatte ein Recht zu zürnen, daß Vallardos diesen Mann als Gast in das Haus führte. Einen Augenblick schwankte er, ob er nicht als Offizier des Heeres auftreten und den feindselig Gesinnten verhaften solle; doch der Gedanke an Elviren entfernte diesen vorübergehenden Beschluß wieder und er nahm sich vor, gegen den einzelnen Unschädlichen das Geschehene zu vergessen.

Malleros jedoch war der Charakter nicht, welcher einen großmüthigen Zug des Herzens zu schätzen wußte; er misdeutete St. Val's Lächeln, indem er es als ein höhnisches auffaßte, weil der Sieg zuletzt den Franzosen geblieben war. Seine Antwort war kurz, kalt.

Elvira duldete in stiller Qual. Mehr und mehr kam ihr eigenes Herz und damit ihr düstres Schicksal ihr zum Bewußtsein.

Man ging noch einige Male die Terrasse auf und nieder; das Gespräch blieb vereinzelt, abgebrochen. Endlich entfernte sich Vallardos mit seinem Gast und Elvira, die längst die Sehnsucht nach einer einsamen Stunde empfunden, ergriff diese Gelegenheit, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen.

Sechstes Capitel.

St. Val ging nachdenkend auf und nieder. Er war schnell auflodernd, leicht unternehmend, wie die Franzosen überhaupt; Elvira's Bild erfüllte sein Herz, seine Wünsche, die Besiegung ihres Nationalstolzes hielt er nicht für unmöglich und liebte sie ihn, so schreckte ihn ein stolzer, hassender Vater noch weniger. So beschäftigte er sich mit Entwürfen, wie er dieses wunderbare hohe Wesen für sich gewinnen könne. Er sah in seinem leichten Sinn nicht, daß er ihr zwar einen Augenblick lang ein täuschendes Glück bereiten konnte, doch auf die Dauer, bei den Verhältnissen, welche die übermächtige Hand der Zeit gefügt hatte, das Heil ihres Lebens im Innersten zerstören und mit einem ewigen, düstern Schleier der Trauer, der Reue, des Zwiespalts verhüllen würde, wenn er sie zu der Seinigen machte.

Das sah er nicht, sondern machte leichtsinnig kecke, ja frevelhafte Entwürfe, wobei eine überraschende Entführung, die ihr den Rücktritt unmöglich machte, der Hauptgedanke war.

In diesen Betrachtungen wurde er durch Verginois unterbrochen.

„Mein Capitain!"

„Was gibt's, Verginois?"

„Sehn Sie da drüben den steilen Fels mit der Fichte auf der Spitze?"

„Und?"

„Da kommt, wie mir Sanchetta, die kleine Gärtnerstochter, erzählt hat, ein Fußpfad vom Gebirge herab."

„Weiter, weiter!"

„Auf dem Felsen habe ich zwei Kerle mit rothen Kappen und Büchsen gesehen.“

„Unerhört, Verginois! Da werden wir wol auf den Rückzug denken müssen!“

„Parbleu, mein Capitain! Daran denke der Teufel, nicht Verginois! Die Kerle verschwanden wieder in dem dichten Hollundergebüsch, aus dem sie gekommen waren; doch wo Zwei herauskommen und wieder verschwinden, da können auch Zwanzig, können Hundert herauskommen und wieder unsichtbar werden.“

„Du hast Recht. Wir wollen doppelte Wachtposten ausstellen.“

„Hier im Schloß ist's auch nicht recht geheuer, es stecken mehr Gäste darin, als man glaubt. Sehn Sie dort den alten Thurm? er hat eine kleine Thür, die fast ganz mit Epheu überwachsen ist. Durch dieses Pförtchen wurden gestern um Mitternacht drei schwarz vermummte Spitzbuben eingelassen!“

„Hm! Woher hast Du das erfahren?“

„Im Vertrauen, doch, mein Capitain, Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen, denn plaudern hieße meine Dame verrathen, und das thut kein Franzose —“

St. Val nickte und gab die Hand.

„Nun denn, die kleine Sanchetta, das hübsche schwarzäugige Kind, hat keinen so starken Nationalhaß wie die andern Spanier, wenigstens nicht gegen mich. Nachts, wenn ihre Base zu Bett gegangen ist, haben wir uns auf dieser Terrasse einigemal gesprochen; und noch gestern Abend saß ich mit ihr dort unter jener Kastanie!“

„Verginois, das ist eine sehr dunkle Stelle des Gartens!“

„Eben darum, mein Capitain! Uns sah kein Mensch,

aber ich sah hinter Sanchetta's Rücken, wenn ich der kleinen Spröden einen Kuß raubte, das ganze Schloß und auch jenen Thurm. Drei vermummte Leute kamen, pochten leise an, es wurde ihnen eben so leise aufgethan; dann sah ich einen Lichtschein dort in den schrägen Fenstern, an welchen muthmaßlich eine Wendeltreppe hinaufführt, dann wurde es dunkel! Dazu führen die Bedienten im Schlosse zuweilen wunderliche Reden, sehen einander an, winken sich zu, sehen mich oder irgend einen unserer Leute an, lächeln höhnisch und murmeln ein Carracho zwischen den Zähnen!"

„Ich habe das auch schon bemerkt, war aber argwöhnisch gegen meinen Argwohn. Du hast die Augen offen gehabt, hast gut berichtet, Verginois. Hier, Botenlohn!"

„Ach, mein Capitain!" rief Verginois halb erfreut, halb ablehnend, „zu viel Güte!"

„Ich verlange auch Arbeit. Versprich Deiner Sanchetta goldene Berge, wenn sie Dir heut Nacht wieder ein Rendezvous geben will; frage sie geschickt aus, beobachte dabei das Schloß. Ihr Großvater ist der alte Verwalter Nunnez, ein spanischer Eisenfresser; ist einer mit im Complott, so muß er's sein und seine Enkelin etwas wissen. Auch ihre Base, die braune Zigeunerin Xaveria, steckt gewiß mit darunter; denn alle diese Leute gehören ja mit zur Guerilla. Kurz, Sanchetta weiß gewiß etwas, wenn sie es auch nur zufällig erfahren hat, denn großes Vertrauen wird man ihr, die freundlich mit Dir und Andern von uns umgeht, nicht schenken. Nun, sei geschickt! Und morgen früh rapportirst Du!"

St. Val ging. Verginois grüßte mit militairischer Haltung. Als der Capitain im Schloß war, drehte er sich lustig auf einem Beine herum und sprang dann mit einem Entrechat in die Höhe. „Das heiße ich doch noch einen

Auftrag! Eine nächtliche Schleichpatrouille mit einem hübschen Mädchen! Lustig, Verginois! Deine Bäume blühen, wer weiß, was für süße Früchte bald daran reif werden!"

Er eilte davon.

St. Val war ins Schloß gegangen, um wo möglich Elviren aufzusuchen; es mislang ihm. Die Zeit der Abendtafel kam heran, ohne daß er sie gesprochen hätte.

Als er in den Gartensaal trat, wo man zu speisen pflegte, fand er den Tisch für sechs Personen gedeckt. Gleich darauf öffnete sich das Nebenzimmer und Vallardos trat mit drei Begleitern, in spanischer Weise ganz schwarz gekleidet, ein; unter ihnen befand sich Malleros. Die beiden Andern stellte Vallardos nur als zwei Freunde des Hauses vor, ohne sie zu nennen; doch wollte es St. Val scheinen, als habe er sie schon sonst gesehen. Er dachte an Verginois' Bericht, drei Fremde durch die Thurmpforte, drei Gäste, und sie und der Wirth zeigten gleich finstre, kalte Mienen.

St. Val versprach sich wenig Freude von dieser Abendmahlzeit und wartete nur mit Ungeduld darauf, daß Elvira eintreten solle. Endlich kam sie; doch welch eine Veränderung war mit ihr vorgegangen! Sie glich einem Marmorbilde, ihr Gang war unsicher, sie hielt den Blick meist zur Erde gerichtet, die Spuren einer heftigen Gemüthsbewegung drückten sich in jedem Zuge aus. Verschwunden war das liebliche Lächeln ihrer Lippen, die Anmuth ihres Blicks, ihrer Bewegungen; Alles düster, starr, gewissermaßen erstorben. Nicht in jener Nacht, wo St. Val sie zuerst als eine zürnende Kriegsgöttin gesehen, war sie ihm so ernst, in dieser strengen Entäußerung alles weiblich Milden erschienen. Doch sah sie jetzt nicht feindselig aus, wie

damals, sondern nur verödet an Freude und Glück, versteinert durch einen, jede warme Herzensregung tödtenden Schmerz.

Ihr Vater warf zwei flammende Blicke auf sie; es schien ein Nachblitzen des Zorns zu sein. Hier aber regte sich Elvirens selbständige Kraft; sie wies diese stumme Beschuldigung oder Bestrafung durch eine würdevolle Haltung und Aufrichtung schweigend, aber siegreich, ja mit einem königlichen Uebergewicht zurück.

Sie winkte; man setzte sich. St. Val bot ihr, wie sonst, wenn er allein mit ihr und ihrem Vater zu Tisch ging, den Arm und setzte sich zu ihr, mit dem Gefühle und in dem Sinne, als habe er hier mehr zu herrschen als zu gehorchen und wolle deshalb diesen Ehrenplatz, auf den die andern Gäste und vor Allen Vallardes in ihrem Namen Anspruch zu machen schienen, nicht aufgeben. Das stumme, trotzige Wesen dieser Spanier, welches sichtlich zunahm, je mehr St. Val ihre Lage als Nation mit freundlicher Gesinnung schonte, hatte ihn in diesem Augenblicke entrüstet; denn außer dem Gefühle eigener Verletzung leitete ihn dabei eine dunkle Ahnung, als habe Elvira irgend eine tiefe Kränkung erfahren.

Man befand sich im Frühling des Jahres 1808; jener Zeit, welche die übelste war, um persönliche Verhältnisse zwischen Spaniern und Franzosen ungereizt durch die öffentlichen zu erhalten.

Seit langer Zeit hatten die Parteien in Spanien in stiller Gährung einander gegenüber gestanden. Der allgemein gehaßte Günstling des Königs Karl IV. und noch mehr der Königin, Emanuel Godoy, der Friedensfürst genannt, hatte zuerst die Spanier in zwei Hauptparteien gespalten, deren eine dem Könige Karl IV., die andere sei-

nem Sohne Ferdinand VII., von dessen jugendlicher Kraft man sich eine neue glückliche Zeit versprach, anhing. Die ersten waren zugleich Anhänger der Franzosen, weil Napoleon scheinbar die Rechte des Vaters gegen die Ansprüche des Sohnes in Schutz nahm; eine dritte Partei, welche zwischen beiden stand, wurde aus der damals noch geringen Zahl der Einsichtigen gebildet, welche, von den großen Gedanken, die der Schluß des vorigen Jahrhunderts entwickelt hatte, begeistert, die streitigen Fragen nicht als persönliche betrachteten, die zwischen zwei zur Krone Berechtigten schwebten, sondern Das für Spanien wünschten, was es sich jetzt unter schweren Kämpfen endlich zu erringen scheint, einen gesetzlichen Zustand der Staatsverwaltung, der jeder Willkür für immer das Thor sperrte.

Eine Zeitlang hatte Napoleon die Anhänger Karl's IV. getäuscht und zu den seinigen gemacht. Plötzlich aber war er mit seinen geheimen Planen, Spanien zu einer Provinz Frankreichs unter dem Scheinkönig Joseph zu machen, hervorgerückt. Der alte, schwache König hatte zu Gunsten desselben heimlich abdanken müssen. Ferdinand VII. half es wenig, daß er sich in den Schutz des Kaisers gestellt und diesen zum Richter bei den Streitigkeiten zwischen ihm und seinen Aeltern gemacht hatte. Er befand sich jetzt in Bayonne, wo ihm nur die Wahl zwischen Tod und Abdankung gelassen wurde. Noch waren diese Ereignisse, diese Resultate der Zusammenkunft in Bayonne nicht allgemein bekannt; nur unter der Hand hatte Ferdinand durch seine Vertrauten Nachrichten an seine Anhänger gelangen lassen, wie seine Sache stehe. Die Gährung brach in dem von Ahnungen und Befürchtungen geängstigten Volke aus, als die letzten Mitglieder und Verwandten der alten Königsfamilie, die Königin von Etrurien und die Infanten Francisco de

Paula und Antonio, die Hauptstadt verließen. Am 2. Mai hatte das Volk in Madrid gegen seine Unterdrücker zuerst die Waffen ergriffen und mit fürchterlicher Wuth lang zurückgehaltenem Grimm Luft gemacht. Funfzehnhundert Feinde, unter ihnen sechsundachtzig Offiziere, hatten ihr Leben dabei gelassen; Tausende waren verwundet. Doch diesen Triumph eines Augenblicks rächte der nur überraschte, aber noch mächtigere Feind furchtbar. Das Pflaster von Madrid wurde mit Leichen bedeckt. Das Blut, das in den Gassen der Hauptstadt emporrauchte, gab das Feuerzeichen des Aufstandes durch ganz Spanien. Zuerst brachen die Flammen in Asturien unter der Asche hervor, dann leuchteten sie in Sevilla, Badajoz, Aragonien und in den gebirgigen Provinzen, die daran grenzen.

Die zuvor gespaltenen Parteien schmolzen in dem glühenden Haß gegen Frankreich zu einer einzigen zusammen; das spanische Volk wurde der Feind des französischen Kaisers. Zehn Millionen Herzen füllten sich mit Muth und Erbitterung gegen ihn an; eine Nation war geschändet, mit Füßen getreten, in eherne Bande geschmiedet. Nationen sind fest schlafende Riesen; sie lassen sich treten, stacheln, peinigen, bevor sie aus der schweren Ruhe erwachen. Regen sie aber erst die Glieder, erheben sie den gebeugten Nacken, dann gibt es keine Kette, ihre gigantische Kraft zu fesseln.

Hätte der Cäsar jener Zeit diese Lehre eingesehen, ihm wäre eine härtere erspart worden! Sähen die Fürsten des Heut sie in voller Klarheit ein, sie würden ihren Enkeln ein besseres Erbe einsammeln, als sie jetzt für sie sparen.

Spanien also erhob überall die Waffen, wo die französischen Heere nicht mit der Uebermacht gegenwärtig waren. Da, wo diese herrschten, zeigte sich der Aufstand freilich

nicht öffentlich, aber er sprach aus jeder Miene, deutete sich durch kecke Reden an. Wenn unter solchen Umständen Franzosen und Spanier bei einander waren, lag der Zündstoff der Zwietracht zu nahe, in zu gewaltigen Massen umher gehäuft, als daß nicht der leichteste Funke ihn in helle Flammen setzen sollte. Zumal aber an Vallardos' Tafel, wo der Wirth mit seinen drei finstern Gästen einzig darauf zu sinnen schien, dem gegenwärtigen Offizier des Kaisers den mit Verachtung gepaarten Haß fühlbar zu machen, den alle Spanier in ihrer Brust trugen.

„Was habt Ihr Neues mitgebracht aus Castilien, Don Garcia," wandte er sich zu dem Aeltesten der Gäste; „denkt man dort wie hier?"

„In ganz Spanien, das wißt Ihr, Sennor, lebt nur ein Gedanke."

„So wären also auch wol dort neue Bewegungen zu vermuthen?" fragte Vallardos weiter.

„Sie sind zu hoffen, sie sind gewiß!" entgegnete Garcia. Malleros erhob darauf das Glas, stieß mit ihm an und rief: „Den tapfern Spaniern!"

St. Val warf einen unerschrockenen, zürnenden Blick auf die vier Männer, die mit ihm zu Tische saßen; sie blickten einander höhnisch lächelnd an.

Elvira zitterte; sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. Noch vor wenig Wochen hätte sie als glühende Spanierin die Empfindungen ihrer Landsleute getheilt, und jetzt? — So ändert selbst unbewußte Liebe das weibliche Herz!

„In unsrer nächsten Nähe," begann jetzt der dritte Gast, Don Antonio, der bisher völlig geschwiegen hatte, „in unsrer nächsten Nähe geschieht jetzt das Wichtigste. Ihr habt doch die Nachrichten aus Saragossa gehört?"

„Nein," rief Vallardos, „was gibt es dort?"

„General Guillermi, der Commandant der Stadt, ist abgesetzt, ein Gefangener, vielleicht schon hingerichtet!"

„Guillermi, wie das? Ein verdienter alter Krieger."

„Pah! ein Anhänger der —" hier wandte er sich mit einer verächtlichen Geberde zur Seite; die Andern lächelten höhnisch freudig; St. Val's Blut kochte.

„Das Volk hat ihn gerichtet; man schleppte ihn nach dem Schlosse Aljaferia. General Mori übernahm das Commando."

„Wie, der Italiener?" fragte Malleros.

„Nicht lange; denn unser König Ferdinand der Siebente —"

„Euer König heißt Karl der Vierte, Sennor," erwiderte St. Val fest; „oder auch vielleicht nicht mehr so, wenn sich's bestätigt, daß er zu Gunsten des Bruders unseres großen Kaisers der Krone entsagt hat; alsdann hieße Euer König Joseph."

„Wenn Karl der Vierte dem Thron entsagt hat, was er in seiner Schwäche längst hätte thun sollen, so ist Ferdinand der Siebente König, nach allem göttlichen Recht," entgegneten die Spanier eben so fest.

„Er ist als Usurpator, der seinen eigenen Vater entthronen wollte, enterbt und der königlichen Würde für verlustig erklärt. Ueberdies sagt man, daß er sich in Bayonne bereits den Folgen seiner Handlungen gefügt und die Abdankungsacte unterzeichnet habe."

„Die Unterzeichnung ward ihm erpreßt," rief Don Vallardos heftig, „sie hat keine Gültigkeit für uns."

„Ob er aus Feigheit oder freiem Willen unterzeichnet hat, weiß ich freilich nicht," entgegnete St. Val erbittert.

Vallardos fuhr auf, von seinem Sitz empor; Elvira bebte zusammen.

„Lassen wir diesen Streit jetzt, Sennor," unterbrach Antonio und nahm begütigend Vallardos' Hand, indem er ihn zugleich mit einem bedeutenden Blicke ansah; „hört lieber meine Nachrichten."

„Unser König Ferdinand der Siebente hat den Brigadier Palafox mit dem Oberbefehl in Saragossa beauftragt; ja, man sagt sogar, daß der geliebte Monarch zu Alfranca, dem Landhause des tapfern Palafox, eine Viertelstunde von Saragossa, verborgen sei."

St. Val lächelte: „Der Prinz von Asturien befindet sich, während wir sprechen, bereits in Frankreich zu Valençay auf dem Schlosse des Fürsten Talleyrand."

„So wäre er ein Gefangener?" rief Vallardos heftig aus.

St. Val schwieg einen Augenblick, dann erwiderte er: „Ich weiß nichts, als daß er sich dort aufhält; ob mit seinem Willen oder nicht, ist mir völlig gleichgültig."

„Aber den Spaniern nicht," entgegnete Vallardos mit Stolz; „sie werden ihren angebornen Fürsten zu schützen wissen."

„Wir dagegen werden die Befehle unsers Kaisers ausführen," sprach St. Val kaltblütig.

„Einem Volk von zehn Millionen Menschen befiehlt sich's nicht so leicht!"

„Entschlossener Wille macht viel möglich!" erwiderte St. Val kaltblütig.

Elvira blieb während dieses Gesprächs stumm und bleich wie ein Marmorbild. St. Val warf einen Blick auf sie und beschloß zu schweigen, da er sah, wie sie sich beunruhigte; doch Vallardos, der seine Tochter anders beurtheilte, oder kein Mitleiden mit ihr hatte, fuhr fort: „Es wird sich zeigen, wessen Kopf härter, wessen Wille entschlossener ist.

Wißt Ihr, mein Herr, wie man die Beharrlichkeit des Biscayers darstellt? Indem man ihn abbildet, wie er einen Nagel mit seinem Kopfe in die Wand treibt! Und alle übrigen Spanier gleichen ihm an eiserner Willensdauer."

„Diese Art von Willenskraft möge er nur in Ausübung bringen, sie wird uns eher förderlich als hinderlich sein," antwortete St. Val ironisch.

„Ihr haltet Euch an die buchstäbliche Auslegung des Bildes und suchet darin einen schwachen Trost. Wie wenig wir aber dergleichen scheuen, mögt Ihr daran bemerken, daß ich Euch selbst die Waffen zum Spott noch bequemer in die Hand gebe, wenn ich Euch erzähle, wie sich der Aragonier abbilden läßt, um den Biscayer zu überbieten. Er drückt die Stirn gegen einen Nagel, dessen Spitze ihm zugewandt ist. Und ich bin ein Aragonier!" Bei diesen Worten richtete er sich stolz empor.

St. Val wollte eben erwidern, als Verginois die Thür öffnete und mit einem Briefe eintrat. „Mein Capitain, eine Ordonnanz zu Pferd aus Pampelona hat diesen Brief überbracht." St. Val erbrach und las ihn sofort. An seinen Zügen merkte man, daß er wichtige Nachrichten enthalte. Er zog seine Brieftasche heraus, nahm ein Blatt, schrieb einige Worte mit Bleistift darauf, falzte den Zettel zusammen und gab ihn Verginois mit den Worten: „Der Empfangschein für die Ordonnanz, daß ich die Depesche richtig erhalten." Verginois wollte gehen, doch St. Val rief ihm zu: „Halt, Freund! Das Wichtigste! Wir marschiren morgen früh! Bestellt sofort den Tambour, daß er Generalmarsch schlage, weil ich erst die Leute versammeln will."

„Sehr wohl, mein Capitain," sprach Verginois. Doch blieb er zögernd stehn und schien noch etwas sagen zu wol-

len. St. Val verstand seine Absicht und sagte mit einem bedeutsamen Wink: „Das Uebrige bleibt bei meinen Bestimmungen.“ Jetzt erst machte Verginois Kehrt und ging.

Die Nachricht, daß St. Val mit seinen Leuten am nächsten Morgen marschiren werde, hatte einen tiefen, wiewol ganz verschiedenen Eindruck auf alle Anwesende gemacht, den seltsamerweise Alle zu verbergen bemüht waren. St. Val selbst dachte an seine Trennung von Elviren, die ihm, da sie ihn so plötzlich überraschte, fast unerträglich schien. Doch besaß er so viel militairisches Ehrgefühl, daß er einer Marschordre keine andre sichtbare Wirkung auf sich gestatten wollte als die, welcher jeder dienstliche Befehl auf ihn gehabt haben würde, nämlich ernstliche, aber ruhig kalte Sorge für die Ausführung derselben. In seiner tiefsten Brust aber fühlte er sich durch die Folgen, die sich an diese Aenderung seiner Lage knüpften, beunruhigt, und um so mehr, als in dem ihm zugegangenen Schreiben die Nachrichten, welche Sennor Antonio über Saragossa gegeben hatte, auf eine Weise bestätigt wurden, die es als wichtig und nothwendig erscheinen ließ, französische Truppen dahin zu senden. Daher hatte General Lefevre-Desnouettes den Aufbruch des Armeecorps von Pampelona über Tudela nach Saragossa befohlen und St. Val sollte sich mit dem nächsten Morgen seinem Regiment von Vallardos' Schloß aus anschließen, welches die Straße nach Tudela schon eingeschlagen hatte.

Der Krieg wurde also allgemeiner, der Widerstand ernstlicher, der Bruch zwischen Spaniern und Franzosen bis zur völligsten Unheilbarkeit erweitert.

Für Elvira wurde durch diese Nachricht plötzlich der Schleier zerrissen, der ihr das eigene Innere verhüllte. Bisher hatte sie St. Val neben sich gesehen, ihn zwar mit

dem Verstande als einen Feind des Vaterlandes betrachten müssen, allein in ihrem Gefühl mußte die vertraute, friedliche Nähe diesen Begriff mehr und mehr verwischen. Jetzt sollte dies Verhältniß sich lösen, eine herbe Trennung an die Stelle ihrer nahen Gemeinschaftlichkeit treten und der Freund ihres Herzens wieder nur als der Feind ihres Vaterlandes vor ihr stehn. Durch die unermeßliche Ferne, in die er dadurch von ihr geschleudert wurde, fühlte sie zum ersten Mal bestimmt, was seine Nähe für sie war. Sie erschrak, sie schauderte vor dem verbrecherischen Gedanken, durch den sie ihr Vaterland schon verrathen zu haben glaubte; doch da drang wieder das süße Wunder der Liebe so mächtig in ihr Herz ein, daß ein bebendes Entzücken sie schauernd durchströmte. Die ganze Macht spanischen Stolzes, scheuer Jungfräulichkeit und töchterlich fürchtenden Gehorsams mußte sie aufbieten, um die Empfindung ihrer Brust zu beherrschen. Zugleich durchschlich sie ein grauendes Ahnen, das sie aus den finstern, bedeutsamen Blicken schöpfte, welche ihr Vater mit seinen Gästen wechselte.

In der That sahen diese einander fragend an, als St. Val die Worte: „Morgen marschiren wir," aussprach, und es malte sich eine unverkennbare Bewegung in ihren Gesichtszügen, aus der sich schließen ließ, daß die Nachricht eine große Wichtigkeit für sie habe. St. Val bemerkte es, doch erklärte er sich die Wirkung aus der Ursache des Befehls, die er zwar nicht angegeben hatte, aber in dem Augenblicke voraussetzte; wenigstens konnte es den von den Vorfällen in Saragossa unterrichteten Spaniern nicht schwer fallen, dieselbe zu deuten. Doch zu sehr mit sich selbst und dem Bestreben beschäftigt, den Eindruck zu verbergen, den der Befehl auf ihn machte, achtete er nicht sonderlich auf Vallardos' und seiner Gäste Benehmen. Desto ängstlicher beob-

achtete es Elvira, zumal da sie auch einige rasch und leise gemurmelte spanische Worte verstand, die mit beziehenden Blicken begleitet waren: „Also morgen?" — „So haben wir hohe Zeit." — „Still, geht, thut keine Frage, rührt keine Miene. Nachher!" Allein die Männer befolgten diese einander gegebenen Winke nicht, sondern blickten sich so auffallend scharf an, als wollte Jeder in den Zügen des Andern seine Gesinnung lesen und Malleros konnte sogar die mit scheinbarer Gleichgültigkeit, aber doch hastig herausgestoßene Frage nicht unterdrücken: „Morgen also brecht Ihr von hier auf? Und um welche Stunde und wohin?"

St. Val hatte zwar keinen bestimmten Grund, diese Fragen nicht zu beantworten, allein theils fiel ihm die Art, wie sie geschahen, auf, theils leitete ihn die Stimmung des Hasses, die müßige Neugier des Fragers, der sich noch eben zuvor so beleidigend gegen ihn geäußert hatte, nicht zu befriedigen; theils fiel ihm aber ganz plötzlich, als er schon entschlossen war, nicht zu antworten, Verginois' Rapport und zugleich der Gedanke ein, diese Nacht könne wol zur Ausführung einer Unternehmung gegen ihn und die Seinigen bestimmt sein. So entgegnete er denn kurz: „Es ist nicht Gebrauch, daß ein französischer Offizier über seine Ordres spricht."

„Der Wirth des Hauses erfährt also nicht, wann ein Gast es verläßt?" entgegnete Vallardos gereizt.

St. Val wollte ebenso antworten, doch ein Blick auf Elvira's gespannte, ängstliche Züge bestimmte ihn anders und er entgegnete: „Was Euch und Euer Haus betrifft, Sennor, so ersuche ich Euch, diesen Abend als die Stunde des Abschieds zu betrachten."

Elvira bebte zusammen. So nahe war die Trennung, sie geschah vielleicht in dieser Minute für das Leben! Dan-

kend empfand sie es, daß sie saß, denn sie fühlte, sie würde wanken und sich nicht aufrecht zu erhalten vermögen, so schwer sank es ihr in die Knie.

Vallardos und seine Gäste maßen einander stumm mit den Augen. „So dächte ich, höben wir die Tafel auf," sprach er nach einigen Sekunden lastend ängstlichen Schweigens, „Ihr werdet Zeit zur Anordnung Eurer Angelegenheiten bedürfen." Damit stand er auf, in der stolzen Gewohnheit, in seinem eigenen Hause die Gesetze der Geselligkeit zu geben. Alles folgte ihm; Elvira mit Mühe. Sie mußte sich, scheinbar nachlässig, aber aus innerer Entkräftung an den Sessel halten. Man verbeugte sich stumm gegeneinander. Die Sitte wollte, daß die Frau das Gemach zuerst verlasse; so neigte sich denn Elvira gegen die Männer, sprach ein halblautes „Gute Nacht" und ging zitternd hinaus, ungewiß, ob sie St. Val zum letzten Mal sehe oder nicht. Doch ihre Beklemmung, die Angst, ihr Innerstes zu verrathen, die finstere Gegenwart ihres Vaters und der übrigen Spanier raubten ihr den Muth, auch nur ein einziges Wort zu erwidern.

St. Val sah sie gehn; ihr stummes Entfernen machte ihn ebenso bestürzt. Wären sie allein gewesen, er hätte ihre Hand ergriffen, sie zurückgehalten; so durfte er nicht. Die Möglichkeit, daß dieser Augenblick der letzte sei, konnte er so schnell kaum fassen; erst als sich die Thüre hinter Elvira geschlossen hatte, fiel der Gedanke fast mit erdrückender Gewalt auf sein Herz. Aber es war der letzte Moment gewesen! Denn die Schranken der spanischen Sitte machten es zu einer Unmöglichkeit für ihn, Elvira in ihren Zimmern aufzusuchen, zumal in dieser späten Stunde, und mit dem früheſten Morgen mußte er aufbrechen, um zu rechter Zeit an dem Punkte zu erscheinen, wo er mit sei-

nen Leuten eintreffen sollte. Er selbst hatte diesen Abend als den des Abschieds bezeichnet, er sollte sich also von ihr trennen, ohne ihr aus innerster Seele ein Lebewohl zu sagen? An diesem Gedanken fand er ebenso wie Elvira erst das Maß seiner Liebe und der Sturm der dadurch in seiner Brust aufgeregten Empfindungen überwältigte ihn fast. Es drängte ihn fort aus der Nähe dieser verhaßten Männer, die ihm plötzlich zwiefach feindselig erschienen, da er in ihnen die entschiedensten Gegner seiner Hoffnungen erkannte. Rasch abbrechend empfahl er sich Vallardos und man schied mit kalten Verbeugungen.

Siebentes Capitel.

„Habt Ihr gehört," rief Malleros mit gedämpfter Stimme, als St. Val hinaus war und die Diener sich entfernt hatten; „morgen früh ist es zu spät! Heut muß der Streich ausgeführt werden!"

„Verdammt!" stampfte Antonio mit dem Fuße auf, „es ist noch Alles zu unvorbereitet. Erst morgen treffen meine Leute ein."

Vallardos stand finster und sah auf den Boden. „Was meint Ihr, Don Garcia!"

„Im Kriege herrscht der Augenblick," begann der Greis, „morgen hätten wir das Unternehmen mit größerem Erfolg ausgeführt, heut wird es gewagter, aber es muß sein."

Vallardos kämpfte einige Sekunden mit sich selbst, dann sprach er entschlossen: „Ihr habt Recht, es muß sein. Warteten wir bis morgen, so wäre mein Schloß zwar eine

starke Feste der Freiheit geworden, beginnen wir heut, so kann es vielleicht ein flammendes Feuerzeichen werden, daß die Völker sich mit Macht erheben. Auch das ist ein Vortheil. Sechshundert Jahre besitzen es meine Väter! Dennoch frage ich nichts danach, ob es zerstört wird. Also heute!"

Der erbitterte Spanier freute sich fast dieses Opfers, weil der Feind immer gehässiger, die Sache des Vaterlandes immer gerechter und heiliger wurde, je schwerere Prüfungen und Duldungen sie foderte. Daher sprach er diese Worte mit erhobener Stimme, indem er, die Wahrhaftigkeit seiner Gesinnung stärker betheuernd, die Hand auf die Brust legte und stolz umherblickte.

„Still! Gemach, Sennor!" fiel ihm Malleros mit dem Ausdruck der Furcht und Behutsamkeit ins Wort. „Nur nicht so laut! Wer weiß, wer uns hört! Mir däucht, ich hörte die Thür dort leise öffnen." Dabei blickte er scharf spähend in den Hintergrund der tiefen Halle, wo das schwache Licht, welches von den im Vordergrunde auf dem Tische brennenden Kerzen dahin fiel, Alles in Halbdunkel gehüllt ließ.

„Hier im Schlosse ist kein Verräther," sprach Ballardos halb unwillig; „die Franzosen liegen auf dem andern Flügel. Es war Niemand an der Thür!"

„Mir däuchte doch," antwortete Malleros, „jedenfalls kann Vorsicht nicht schaden."

„Nun, so wollen wir die Thür abschließen," entgegnete Ballardos, noch empfindlich, daß seine begeisterte Stimmung so kleinlich unterbrochen war; „von den Dienern hat Niemand mehr etwas hier zu thun und dann gibt es nur diesen Ausgang nach dem Garten." Mit diesen Worten ging er in den Hintergrund und verschloß die Thür.

Doch Malleros hatte sich nicht geirrt, sie war wirklich leise geöffnet gewesen durch Elvira. Von ahnungsvoller Angst getrieben, denn sie hatte die gemurmelten Worte und noch mehr die von Malleros und ihrem Vater über Tische gewechselten Blicke verstanden, war sie aus ihrem Gemach nach dem Saal zurückgekehrt. Als sie sich der nur angelehnten Thür näherte, hörte sie, durch die tiefe Stille des Abends begünstigt, das gedämpfte Sprechen der Männer und schöpfte aus dieser Behutsamkeit neue Ahnungen. Leise öffnete sie die Thür und trat ein in dem Augenblicke, wo Vallardos seinen Entschluß aussprach. Alles überzeugte sie, daß hier eine geheime, furchtbare That im Werke sei, die man ihr, da man ihren entschiedenen Haß gegen alles Meuchlerische und Grausame kannte, verborgen halte. Ein plötzlicher Schrecken ergriff und verwirrte sie; so geschah es beinahe unwillkürlich, daß sie, da Malleros sich umwandte, seitwärts hinter eine der Säulen trat, die im Hintergrunde des Saales drei maurische Schwibbogen trugen, welche als architektonische Verzierungen dienten und mit schweren seidenen Draperien geschmückt waren. In diesem Augenblicke schritt auch schon ihr Vater der Thür zu, um sie zu schließen. So war sie ungesehen im Saale eingeschlossen, bevor sie in der Ueberraschung einen Entschluß gefaßt hatte. Trat sie jetzt hervor, so erregte sie den Verdacht, schon früher als Lauscherin gegenwärtig gewesen zu sein; blieb sie verborgen, so war ihre Lage äußerst peinlich, bei der Entdeckung beschämend, vielleicht sogar gefahrvoll, wenn man sie für eine so entschiedene Gegnerin der Unternehmung hielt, daß sie sich derselben bestimmt widersetzte. Doch es blieb ihr keine Entscheidung, denn sie wurde jetzt zu schnell mit den Absichten ihrer Landsleute bekannt und diese ließen einer Seele wie die ihrige keine Wahl.

„Nun also, wie führen wir's aus?" sprach Malleros, „denn daß es geschehe, darüber sind wir einig."

„Ein sicherer Bote muß ins Gebirge und die Leute, die in den nahen Felsenhöhlen liegen, sogleich benachrichtigen. Bis Mitternacht können sie hier sein," sprach Antonio.

„Gut; dahin kann Nunnez, er ist alt, aber rüstig und zuverlässig," entgegnete Vallardos.

„Sobald sie eintreffen, ist mein Rath," fuhr Malleros fort, „besetzen wir die Ausgänge des Schlosses, damit uns von hier Niemand ins Dorf entkommt. Wir stoßen die Franzosen auf dem Lager nieder; für den Capitain sorgt mein Dolch."

Bei diesen Worten bebte Elvira zusammen und sank fast in die Knie. Der sie erfassende Schauder vor der Gräßlichkeit der That und der Schrecken darüber, an wem sie verübt werden sollte, preßten ihr einen unwillkürlichen Laut aus, der, wie sie ihn auch im Entstehen zurückdrängte, doch hörbar wurde.

„Horch, was war das?" fuhr Malleros auf und sah sich um.

„Ich glaube, Ihr seht Gespenster!" rief Vallardos unwillig.

„Ich sehe sie nicht, aber mich dünkt, ich hörte sie!" entgegnete Malleros und warf spähende Blicke rings im Saale umher. Elvira stand regungslos und hielt den Athem an. In ihrer Brust wogte der kühne Entschluß, hervorzutreten und mit der ihr eigenen gebietenden Hoheit zu erklären, daß sie Alles gehört habe, aber die Meuchelthat nicht dulden werde. Doch ihr Vater entgegnete ungeduldig: „Laßt die Thorheiten und kommt zur Sache. Wenn uns jedes Rauschen in den Bäumen draußen unterbrechen soll, verstreicht die Zeit und wir kommen nicht zum Zweck."

So wurde die Gefahr der Entdeckung von Elviren wieder abgewandt und sie beschloß nun die äußerste Nothwendigkeit abzuwarten, bevor sie zum Aeußersten der That schritte.

„Gut denn," fuhr Malleros fort, nachdem er noch einige unruhig spähende Blicke umhergeworfen hatte — „also St. Val nehme ich auf mich!"

„In seinem Vorzimmer schläft sein Diener!" wandte Vallardos ein.

„Ich klopfe leise; wenn er öffnet, wird er niedergestoßen, bevor er einen Laut von sich geben kann; ebenso, hoffe ich, wird es mit dem Herrn gelingen. Dann überfallen wir mit dreißig entschlossenen Leuten die Franzosen, welche im Schlosse liegen, ebenfalls in ihren Zimmern."

„Es stehen zwei Wachtposten aus," bemerkte Vallardos.

„Sie fallen zuerst."

„Und wenn sie Lärm machen, Feuer geben? Wenn so der Allarm ins Dorf kommt?"

„So sind wir doch noch schnell genug dort," fiel Malleros ein; „aber es wird nicht geschehen, darüber seid unbesorgt. Ich hoffe, wir würgen sie Alle im tiefsten Schlaf und sie fahren ohne Beichte, ohne einen Gedanken an die Gnade Gottes zur Hölle!"

Elvira schauderte zusammen. Sie kämpfte einen furchtbaren Kampf, denn sie mußte ihr Vaterland oder die ursprünglichsten Gesetze der Menschlichkeit verrathen. Einen Entschluß zu fassen vermochte sie nicht, sie blieb stumm und erwartete bebend, was ferner vorgehen werde.

„Wenn uns das auch im Schlosse glückt," erwiderte Vallardos, „im Dorfe wird es doch unmöglich sein. Erst morgen sollten die Bewohner unterrichtet werden; heut ist

es zu spät, sie liegen schon im Schlaf. Werden sie nicht glauben, daß man sie selbst überfällt?"

„Pah! Laßt mich sorgen! Ich denke, auch aus dem Dorfe soll Niemand entkommen. Die Ausgänge besetzen wir mit starken Abtheilungen; was einzeln flüchten will, wird dort aufgefangen und fällt."

„Starke Abtheilungen!" rief Vallardos spöttisch, „wo habt Ihr denn starke Abtheilungen? Wenn wir im Ganzen funfzig Leute zusammenbringen, so ist es das Höchste. Morgen ließe sich Euer Plan ausführen, denn wir wären dreihundert Mann stärker und hätten Artillerie!"

„Wenn wir ihn mit Muth angreifen," versetzte Malleros, indem er das Wort Muth beleidigend betonte, „so gelingt er auch heut!"

„Muth? Muth!" rief Vallardos zweimal ingrimmig und richtete sich empor wie ein alter Löwe. „Wer zweifelt an Vallardos' Muth?"

„Niemand, bei der heiligen Jungfrau!" entgegnete Malleros im entschuldigenden Ton; doch Vallardos schien ihn nicht zu hören und fuhr fort: „Muth? Ich zähle fünfundsechzig Jahre und war der Erste in Navarra, der sich zu Roß schwang und die Waffen ergriff. Wer hat Vallardos jemals zittern sehen? Er hat keine Söhne, sein Name erlischt mit ihm, dennoch ging er überall voran, wo Männer dem Tode begegneten. Söhne werden seinen Namen nicht fortpflanzen, aber die Töchter Vallardos' haben mehr Muth als die Söhne der edelsten Heldengeschlechter Spaniens! Auch die Töchter des Vallardos zittern nicht und ich — Muth? Muth!"

Vallardos sprach die Unwahrheit; Elvira bebte bis ins innerste Herz.

„Wer hat an Euerm Muth gezweifelt?“ sprach der Greis Antonio begütigend.

„Laßt uns die kostbare Zeit nicht durch einen Zwist über Misverständnisse verlieren. Verfolgen wir unsre Pläne weiter!“ Malleros schwieg, auch Vallardos blieb einige Augenblicke still, dann war er gefaßt und fuhr fort: „Wenn ich Euch Einwürfe mache, so geschieht es nicht aus Muthlosigkeit, sondern um uns des Erfolges möglichst zu versichern; nur ein Thor unternimmt Dinge, deren Wirkung und Ende er nicht absehen kann. Was wollt Ihr mit funfzig oder sechzig Leuten im Dorfe ausrichten, wo über zweihundert Mann je zu zwölf und zwanzigen in den großen Gehöften liegen?“ Malleros erwiderte: „Ich werde die Mannschaften theilen, mit der Hälfte die Hauptausgänge besetzen, mit der andern die Bauerhöfe einzeln nacheinander umstellen, die Wirthe durch leises Anpochen herausrufen und dann im Schlafe Alles morden lassen.“

„So wähnt Ihr,“ entgegnete Vallardos, „daß die ausgestellten Wachen der Feinde keine Lärmschüsse thun werden, daß nicht beim Ueberfallen der ersten Hütte ein Getümmel entstehen müsse, welches Alles ringsum in Aufruhr setzt? Und wenn alsdann die Feinde die Uebermacht gewinnen?“

„Beim unvermutheten nächtlichen Ueberfall sind Funfzig eine Uebermacht gegen Zweihundert,“ antwortete Malleros.

„Im freien Felde, im Lager, ja. Hier nicht. Ihr mögt ein Viertel, ein Drittel tödten, dann aber werden die Andern schon zu den Waffen gegriffen haben und sich auf den Allarmplätzen sammeln. Sie werden das Dorf in Brand stecken und bevor wir uns hier im Schloß verstärken, ist die Nachricht in Pampelona und die Truppen hier. Das sind die Folgen; ich kenne sie. Allein ich habe Muth

genug, sie nicht zu scheuen, wenn Ihr glaubt, daß die Flammen dieses Schlosses das Feuerzeichen zum Völkeraufstande in ganz Navarra werden können. Wenn nicht, so ist die Ermordung einiger Hundert Mann ein zu unbedeutender Gewinn für das aufs Spiel gesetzte Ganze und ich rathe lieber dazu, das ganze Vorhaben aufzugeben und eine andere Gelegenheit zu einem entschiedenen Schlage abzuwarten. Nun also, was meint Ihr?"

„Ganz Navarra wird sich waffnen, wenn solche Heldenthat die Bahn bricht," rief Malleros. „Ihr erwerbt Euch unsterblichen Ruhm!"

„Ich will nicht Ruhm, ich will nur Verdienste um das Vaterland erwerben!" sprach Vallardos mit erhabener Gesinnung.

Elvira schöpfte Hoffnung. „Allmächtige Jungfrau," betete sie still, „wende ihren Vorsatz!"

Doch Malleros, dem vorzüglich die persönliche Rache an St. Val, den er halb ahnend auch als seinen Nebenbuhler bei Elviren betrachtete, anspornte, rief mit neuem Eifer zu der That auf. Antonio und Garcia erklärten auch, das Unternehmen scheine ihnen heilsam für das Vaterland. So hob denn Vallardos die Rechte feierlich empor und sprach: „Wol denn; es ist beschlossen! Bei meinen Vätern schwöre ich Euch, jetzt auch die äußerste Kraft ans Werk zu setzen und vor keiner That noch Gefahr zurückzubeben. Schwört Ihr desgleichen!" Sie reichten einander die Hände und schwuren. „Kein Mitleid, keine Milde! Tod jedem Feinde, Jedem, der es mit dem Feinde meint, jedem Verräther!"

Elvira schauderte zusammen, es wurde Nacht vor ihren Sinnen; ermattet lehnte sie das Haupt gegen die Säule, hinter der sie stand.

„So eilt jetzt zur That!“ befahl Vallardos. „Ich werde Nunnez absenden; verständigt Ihr Euch mit den Eurigen.“

Nach diesen Worten gingen sie durch die Thür nach dem Garten hinaus und zerstreuten sich auf verschiedenen Wegen.

Elvira wankte hervor; ermattet sank sie in einen Sessel. Hier brach sie in brennend strömende Thränen aus, denn jetzt erkannte sie ihr Herz ganz, jetzt fühlte sie die Uebermacht der Liebe! Wo war die hassende Spanierin? Wo die heldenmüthige Freude über jede kühne Rachethat ihres Volkes? Nur ein Verbrechen, ein schwarzes, Abscheu weckendes Verbrechen sah sie in Malleros' Rath und Unternehmen! Unwürdig, feig, verächtlich schien es ihr. Es sollte nicht vollzogen werden! Doch wie vermag sie es zu hindern, ohne ihren eigenen Vater der Rache preiszugeben? Und wird sie nicht eine Verrätherin an ihrem Vaterlande, wenn sie die Pläne zur Vernichtung des Feindes hemmt? Ach und endlich geschehe die That, geschehe sie nicht, das Eine ist unwiederbringlich wahr, ihr Herz ist zerrissen, zermalmt von der furchtbaren Hand des Geschickes!

Doch die Flügel der Minuten sind pfeilgeschwind, das Verderben bricht urplötzlich, mächtig herein; ihr Entschluß fordert eine schleunige Vollführung.

Elvira eilt in ihr Gemach. Es ist unmöglich für sie, St. Val noch zu sprechen, ohne die Sitte Aufsehen erregend zu verletzen, oder Alles auf ein gefährliches Spiel zu setzen. Sie beschließt ihm zu schreiben; hastig ergreift sie die Feder:

„Die Mitternacht droht Gefahr. Wachsamkeit entfernt sie nicht. Der Lohn dieser Warnung sei Großmuth. Edler Sinn hindert die That, damit er sie nicht zu rä-

chen brauche. Diese Hoffnung bleibt der einzige Trost eines im Zwiespalt der Pflichten kämpfenden, tief zerrissenen Herzens."

Sie betrachtete das Blatt lange; es zitterte in ihrer Hand, Thränen umdunkelten ihr den Blick. „Ja, er wird mich verstehen, ich kann nicht zweifeln," rief sie aus; „er muß errathen, von wem die Warnung kommt! Mehr bedarf es nicht, um ihn zu bestimmen, durch offenkundige Wachsamkeit das ganze Unternehmen im Vorsatz zu ersticken, so daß nur seine Rettung, nicht das Verderben irgend eines Andern daraus erfolgt."

Sie wickelte das Blatt um ein kleines Alabastertäfelchen und ging nun in den Garten hinab, um es selbst in St. Val's offenes Fenster zu werfen.

Ein tiefer Schatten bedeckte die Terrasse; dennoch schien es ihr bei dem schwachen Sternenschimmer, der durch die Kronen der uralten Kastanien blitzte, als ob zwei dunkle Gestalten sich unter den hohen Laubgewölben auf und nieder bewegten. Sie täuschte sich nicht: es war Verginois mit der artigen Sanchetta, der hier lustwandelte und das leichtsinnige Mädchen mit süßem Liebesgeschwätz zu bethören suchte. Elvira meinte, es könne ihr Vater oder Malleros mit einem der andern Freunde sein, und hielt sich, um sich selbst nicht zu verrathen, in verborgener Entfernung. Endlich hatte Verginois das Mädchen beredet, sie auf einem Spaziergange tiefer in den Garten hinein, wo keine Ueberraschung sie stören könne, zu begleiten. Sie hatte lange gezaudert, denn sie fühlte die Schwäche ihres Herzens, den lockenden Worten Virginois' gegenüber, und das Schloß erschien ihr wie ein stummer Wächter und Beschützer ihrer Ehre, wie ein Zufluchtsort ihrer halbbesiegten Tugend, wenngleich sie andrerseits ebenso fürchtete, daß einer der

Bewohner der plötzliche Zeuge und Entdecker ihres Liebeshandels werden könnte. Doch jetzt hatte die glatte französische Zunge der Ueberredung ihr bang lüsternes Herz zu schmeichelnd umstrickt; sie folgte halb unwillkürlich.

Elvira hatte längst auf die Entfernung beider Gestalten geharrt, da sie sich nur in der Nähe von St. Val's Fenstern bewegten, was ihre Vermüthung feindseliger Absichten angstvoll verstärkte. Scheu umherblickend, doch hastig, eilte sie jetzt näher, tief in den dunkeln Schatten der Kastanien und der Lorbergebüsche geschmiegt. Jetzt stand sie unter St. Val's Fenster, das in mäßiger Höhe über der Terrasse lag. Es war Licht im Gemach; sie sah einen Schatten sich hin und her bewegen, dann wurde Alles ruhig. Der Zeitpunkt war günstig. Ein oberer Fensterflügel stand offen; sie warf den Brief hinein, hörte ihn auf den Boden fallen und eilte nun schnell in die Gebüsche zurück.

Achtes Capitel.

St. Val hatte durch die seltsamen Aeußerungen, Winke und Blicke, die er in Verbindung mit Verginois' Beobachtungen brachte, aufmerksam gemacht, für nöthig gehalten, allgemeine Vorsichtsmaßregeln zu treffen, wiewol er sich gegen nichts Bestimmtes waffnen konnte. Unmittelbar von der Abendtafel war er ins Dorf gegangen, wo er die Leute zusammentreten ließ, ihnen die Marschordre bekannt machte, den schon durch Verginois gesandten Befehl zur Verdoppe-

lung der Posten wiederholte und überdies anordnete, daß in den einzelnen Quartieren immer ein Mann Wache hielte, die Uebrigen sich nicht entkleiden, sondern die Waffen gleich zur Hand haben sollten. Um sich von der Ausführung seiner Befehle zu überzeugen, machte er mit einer Patrouille von etlichen Mann die Runde und untersuchte alle ausgestellten Posten. An einer kleinen Pforte am äußersten Ende des Gartens entließ er die Leute und ging allein durch die düstern Cypressen- und Kastaniengänge zurück. — Er hörte heftige Schritte in der Ferne, ahnend stand er hinter einen Baum gedrückt still; es gingen drei in schwarze Mäntel gehüllte Männer eilig vor ihm vorüber, die er zwar nicht erkannte, sie jedoch nach den Verhältnissen der Größe und Gestalt für die drei Abendgäste hielt. „Hm, hier hinaus? so spät?" dachte er. „Das kann nicht ohne Bedeutung sein." Er überlegte noch, ob er ihnen leise nachgehen oder nach dem Schlosse zurückkehren sollte, als abermalige Schritte ihn aufmerksam machten.

Diesmal erkannte er seinen Mann an dem schweren Gang und Athem; es war der alte grimmige Hasser der Franzosen, Nunnez, der, soviel seine Jahre es zuließen, hastig den dunkeln Pfad daher kam. Diesem folgte St. Val in geringer Entfernung; Nunnez ging durch die kleine Gartenpforte, durch welche St. Val eben hereingekommen war, wandte sich aber alsdann nicht nach dem Dorfe, sondern rechts den Bach hinauf, wo der Steg hinüberführte, der zu dem Felsen leitete, auf welchem Verginois am Morgen die navarresischen Rothmützen gesehen hatte.

Es gehörte nur eine geringe kriegerische Combinationsgabe dazu, um aus diesen Anzeichen Vermuthungen zu bilden, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen. Kein Zweifel mehr für St. Val, daß ein Ueberfall im Werke war. Dies

bestimmte ihn auf der Stelle, noch andere, entschiednere Maßregeln zu treffen. Er kehrte um, ging bis zu dem nächsten Doppelposten und sandte von dort aus einen Mann mit dem Befehl ins Dorf, daß die Mannschaften sogleich antreten und ganz in der Stille vor das Schloß rücken sollten, wo sie weitern Befehl empfangen würden. Jetzt kehrte er raschen Schrittes zurück, um sich selbst und die Leute im Schlosse auf alle Fälle bereit zu machen.

Das drohende Kriegsabenteuer machte dem der Gefahr gewohnten, umsichtigen Führer indessen nur eine geringe Sorge gegen die Empfindungen, von denen sein Herz im Tiefsten erfüllt war. Er dachte nur an Elviren! Die Hälfte seines Lebens hätte er darum gegeben, noch eine Stunde mit ihr allein zu sein, ihr sein ganzes Herz zu enthüllen. Ja, er dachte kühner; denn er wiegte sich mit der Hoffnung, daß seine Liebe sie besiegen, daß er sie zur Seinigen machen werde, mit wie festen Banden tausend andere Pflichten sie umklammerten und von ihm zurückzogen. Es war jene Zeit die des Außerordentlichen; kein Plan erschien zu kühn, keine Größe unerreichbar. Im großen Würfelspiel des Krieges konnte Jeder in der nächsten Minute den entscheidenden Glückswurf thun. St. Val fühlte etwas von dem kühnen Geiste in sich, der hoher Ziele im voraus gewiß ist, wenn er gleich die Mittel und Pfade, sie zu erreichen, noch nicht deutlich vor sich sieht. „Dein kann sie, muß sie werden," dachte er, „ergreife nur jetzt den Augenblick, sie an dich zu ziehen, daß sie nicht mehr zurückkann! Gewinne, erstürme ihr Herz zu einem einzigen kühnen Schritt! Und wenn sie unzählige Bande zerreißen muß, kann es denn lange währen? Dieser Krieg, der die Kluft zwischen uns aufreißt, noch ehe die Ernte dieses Sommers reift, ist er beendet und Spanien fügt sich

der Nothwendigkeit. Hat das ganze Land weichend nachgegeben, sich dem Schicksal gebeugt, wie will dann der Einzelne noch Widerstand leisten? Die Flamme des Hasses wird erlöschen, ihr dunkler Nachrauch verweht werden im Sturm der Jahre; Vallardos wird der Tochter, deren Pfad er nicht mehr bestimmen kann, folgen, Alles wird sich ausgleichen, fügen, doch jetzt ist der Augenblick, das Steuer meines Lebensglückes rasch und entschlossen einem kühnen Ziel zuzuwenden."

In diesem Gedanken ging er vor sich hin und überlegte, wie er seinen Plan ausführen könnte; er dachte an stürmende Ueberredung, an Entführung, im äußersten Fall an gewaltsamen Raub der Tochter als Geißel für die Unternehmungen des Vaters. Doch Alles waren unbestimmte, dunkle Pläne ohne feste Gestalt, weil ihnen der Boden fehlte, um den Fuß zu einem ersten Schritt fest aufzusezzen, die Möglichkeit, Elvira zu sehen und zuerst sich ihres Wollens geistig zu bemächtigen.

Da rauscht es neben ihm, er blickt auf, Elvira steht vor ihm.

Beide standen im ersten Augenblick, von Erstaunen gefesselt, sprachlos einander gegenüber. St. Val faßte sich zuerst und sprach: „Elvira, darf ich meinen Blicken trauen? Sie hier in tiefer Nacht allein? Welche Pfade wandeln Sie?" Er ergriff bei diesen Worten ihre Hand und fühlte, daß sie heftig zitterte.

„Ich ging," begann sie verwirrt, „um noch einige Augenblicke der lauen Sommernacht zu genießen; Alles blüht und duftet so überschwenglich und zittert im magischen Sternenlicht."

„Auch Elvira zittert," entgegnete St. Val, indem er ihre Hand sanft und zärtlich drückte; „ist meine unvermu-

thete Begegnung schuld daran? — O wie süß ist dieses Zagen, mit welchem Entzücken durchströmt es mich! Ich glaubte nicht, daß Elvira, die Heldin, die ich bewunderte, so bewegt sein könne; sie steht bebend vor mir und ich liege besiegt zu ihren Füßen, als ob die blitzende Waffe über meinem Haupte schwebte."

Elvira fühlte sich in der Schwäche ihres Geschlechts; im Kampf hätte sie, wie vor wenigen Wochen, ohne zu zagen, vor dem Gegner gestanden, jetzt empfand sie, daß der Mann Sieger des Weibes wurde. St. Val's anfangs fast gekünstelt schmeichelnde (weil er selbst überrascht und nicht sogleich sicher war, wie er handeln wollte), dann sanft, aber immer tiefer in ihr Herz dringende Worte umwoben sie mit einem süßen, unzerreißbaren Gespinnst; sie ahnte die Gefahr, doch die Kraft, ihr zu entfliehen, versagte ihr. Ihm dagegen wuchsen, wie er aus diesem verstummenden Beben seine siegende Uebergewalt erkannte, die kühnen Schwingen der Hoffnung und Unternehmung.

„O Elvira," begann er, „es ist eine gütig leitende Hand des Schicksals, die uns heute noch auf diesem dunkeln, einsamen Pfade zu einander führt! Sonst hätten wir uns leicht niemals wiedergesehen! Der dämmernde Morgen ruft mich von hier hinweg; nicht fern, aber doch unerreichbar weit. Und im Kriege wechseln die Loose rasch; jeder Tag würfelt um Siegesglück und Todesopfer, wer weiß, was mir zufällt, bevor diese Sterne wieder so sanft und klar schimmern! Elvira! Eine göttliche Hand webte diese heiligen Minuten des Scheidens in den Kreislauf unsers Lebens ein. O, ich erkenne diese Wohlthat und würde sie doppelt fühlen, wenn auch Elvira sich ihrer freute."

Indem er fort dringend sprach, im Feuer, welches die Liebe und der günstige Augenblick anfachten, blieb Elvira

stumm und ihr Herz verschloß sich immer tiefer in ihrer Brust. Er hielt ihre Hand in der seinigen; da fühlte er, daß heiße Tropfen ihrem Auge entströmten. Dieses stumme Geständniß war mächtiger als alle Worte und sein kühnes Wünschen schwang sich plötzlich auf die Gipfel des Gelingens.

„Elvira!" rief er aus und schlang seinen Arm um die hohe Gestalt, „Dein banger Schmerz soll sich in süße Seligkeit verwandeln; hier ist die Stelle, wo Deine Wunde heilt! Geliebte! Habe nur den Muth, es zu sein und unser Glück ist unendlich!"

Alle Kräfte ihrer hohen Seele, ihres starken, stolzen Sinnes, das edle Gold ihrer Vaterlandsliebe, der reine Diamant ihrer Jungfräulichkeit, Alles schmolz weich und ermattend zusammen in den Feuerwogen der Liebe, die ihre Brust durchwallten. Sie fühlte das Verbrechen ihrer Glut, die Gefahr, das Unrecht des Augenblickes; allein sie vermochte dem übermächtig drängenden Strom der Gefühle keinen Damm des Entschlusses mehr entgegenzusetzen. St. Val's Flamme war weder so gewaltig, noch so rein, doch stark genug, ihn zu kühneren Entschlüssen zu bestimmen und, auch wider Willen, in einer gefährlichen Bahn fortzureißen. Er preßte die Lippen glühend auf Elvira's bleichen, geschlossenen Mund, der ihm nur ein leises Ach seufzend entgegenhauchte. Sie bebte süß schauernd in seinen Armen, die Knie sanken unter ihr ein, er mußte sie fast tragend zu einem nahen Rasensitz an dem Stamm einer breitästigen, weithin überschattenden Kastanie leiten. Dort lehnte sie, neben ihm sitzend, das Haupt müde mit seliger Innigkeit an seine Brust und dort erst fand sie mühsam wenige Worte, um die Tiefe ihres Herzens gegen ihn auszusprechen. „O Theurer," begann sie, wohin reißt mich

Dein verwegenes Thun! Welche Kluft sprengen die Geschicke der Völker zwischen uns auf! Keine Kraft eines Einzelnen trägt da hinüber!"

„Vergiß sie!" rief er kühn, „vergiß die Völker, ihre Kriege, die Welt der Feindseligkeiten, wie ich sie vergessen. Unerschütterlich vertrauend, mit geschlossenem Auge wirf Dich mit mir in die gähnende Schlucht, dann wird ein mächtiger Gott uns auf seinen Schwingen hinübertragen!"

Sie schwieg, schmiegte sich aber dem Flammensturm seiner Küsse halb entgegen, als ob sie durch dieses stumme Zeichen das Ja zu seinen Worten sprechen wolle. St. Val deutete es so. Er zog sie fest und fester an sich; ihr entschwanden die Sinne in dem ersten seligen Rausch der Liebeswonnen; trunken, betäubt hing sie an seinem Arm und wie er ihren Leib umschloß und trug, so fühlte sie, daß jetzt ihr ganzes Geschick in seiner Hand ruhe und er sie mit sich reiße — ins Paradies oder in den Abgrund. — Sie schloß das äußere Auge wie das innere; nichts zu sehen und zu wissen als seine Liebe, war jetzt ihre einzige Rettung. Vergangenheit und Zukunft verschleierten sich dicht; es gab nur eine Gegenwart. Sich ihrer unbestimmten Dauer willenlos hinzugeben, mit verhülltem Blick in der Umarmung des Geliebten über dem Abgrund zu schweben, ungewiß, ob sie im nächsten Moment zerschellt auf dem Grunde liegen werde, oder ob sanfte Fittige eines wohlwollenden Geschickes sie hinübertrügen nach dem jenseitigen schönen Ufer, hinauf zu den Räumen glückseliger Gestirne — das war der Traum ihrer Seligkeit!

So hörte sie es denn nicht, wie der finstre Todtenfluß des Unheils unter ihren Füßen grollend brauste und den Boden unterhöhlte. Denn er wühlt sich durch den

engsten Spalt der Schuld schnell hindurch und reißt das breite, schwarze Thor des Verderbens auf!

Elvira empfand es nicht, selbst St. Val ahnte es nur, wie sich die reine Flamme der Liebe düster und düsterer färbte, weil die schwarze Gestalt der Versuchung sich dahinter verbarg und mit dämonischer Freude verdunkelnde Tropfen des süßen, unheilvollen Giftes in die Glut träufelte.

Sie rollten wie geschmolzenes Erz durch die Adern und jagten die schlummernden Mächte der Sinnenwelt auf! Sie flammten und blitzten, glühten und stürmten in Blut und Nerven!

Du schöner tiefblauer Nachthimmel des Südens, voll reiner blinkender Sterne, geschieht denn das Entsetzliche auch unter Deinem Gewölbe? Und ziehen nicht warnende, schwere Wetter herauf, die mit donnernder Mahnung das Herz emporschrecken, bevor auf der Riesenglocke der Schuld das „Zu spät" mit zerschmetterndem Schlag erdröhnt? — Ihr lächelt, o ihr Sterne? Lächelt ihr, weil alle Schuld zu tief unter euch liegt, oder weil die schwerste endlich droben bei euch versöhnt wird? Oder lächelt ihr höhnend? — Heuchelt ihr wie der laue, blütenschwere Hauch der Lüfte, der sich mit einwiegendem Kosen um Brust und Wange schmiegt, um mit seiner süßen Lockung zu vergiften? — Nachtigall, Verführerin in dem dunkeln Lorbergebüsch, halt ein mit deinen schmelzenden, weich auflösenden Tönen! — Du einziger holder Warner, freundlicher Mond, reiner Freund des reinen Glücks, weshalb zögerst du hinter dem schwarz aufgethürmten Gebirge? Hebe dein Haupt über die Felsen empor und richte das klare, keusche Auge auf die Unselige, sie wird erbeben, erkennen — — — —

„Wie heiß, wie glühen mir Stirn und Wangen, wie

pocht meine schwellende Brust!" seufzte Elvira erschöpft auf. „O, nur ein kühles Lüftchen der Erquickung!"

Im Myrthenhain hinter ihnen rauschte ein Springbrunnen, Elvira wankte, von St. Val geleitet, dahin. Ihr Fuß schritt auf weichem, schwellendem Rasen, eine dunkle Laubgrotte nahm sie auf, tiefste Stille und Abgeschiedenheit ringsumher. — Das Wasser des Springbrunnens sammelte sich in einem Marmorbecken; Elvira kniete an dem Rande nieder und netzte sich mit der eingetauchten Hand die Schläfe und die Wangen!

St. Val hatte den Arm um die Hinübergebeugte geschlungen und hielt sie zurück; er sah ihr Bild einem Schatten gleich in dem dunkeln, stillen Spiegel des Wasserbeckens von den herabflimmernden Sternen umglänzt.

Sehnsüchtig zog er sie wieder zu sich empor und drückte ihr neue brennende Küsse auf die eben erfrischten Lippen und Wangen. Sie schwankte mit ihm weiter, tiefer durch die dunkeln Myrthenwölbungen, wo kaum der Strahl einzelner Sterne sich durch das dichtverschlungene Laub stahl. Ein schwellender Moosteppich schmeichelte dem Fuß bei jedem Schritt, Nachtviolen dufteten herauf, immer dichter wob das Dunkel seine Schleier, der Springquell murmelte leise hinter ihnen, ein Nachthauch flüsterte durch die Wipfel und trug neue betäubende Blumendüfte auf seinen Schwingen heran. Eine überselige Beklommenheit umdrängte die Brust, Elvira bebte wie das zitternde, bewegte Laub, plötzlich sank sie, überwältigt von den dunkeln Gewalten in ihrer Brust, halb ohnmächtig in die Knie, St. Val empfing sie in seinen Armen, er mußte sie leise auf das weiche Moos gleiten lassen, er kniete neben ihr nieder, weinend schlang sie beide Arme um seinen Nacken, drückte das Antlitz innig gegen seine Brust, er umfaßte sie mit unaussprechlichem

Gefühl, seine Küsse trockneten ihre Thränen, sogen die Seufzer ihrer bebenden Lippen auf, in der stummen, unauflöslichen Umarmung schwanden ihre Sinne in seliger Betäubung!

Neuntes Capitel.

Verginois hatte die kleine schwarzäugige, schwarzlockige Sanchetta mit süßen flatternden Schmeichelworten und noch süßeren Liebkosungen, die sie nur verstohlen duldete und nur scheinbar abwehrte, ganz umsponnen. „Parbleu," schwur er sich, „diese Festung mußt Du einnehmen! Wie, keine Mauer, kein Wall widersteht den Söhnen Frankreichs und ein spanisches Mädchenherz wäre nicht zu erobern? Pah! Wir wollen sehen! Wenn ich will, marschirt die Kleine als Vivandière mit und geht mit uns bis an den Südpol!"

Doch über sein verliebtes Abenteuer vergaß der Sergeant nicht seinen diesfallsigen Auftrag. Er war eben im besten Zuge, die verliebte Sanchetta, fast ohne daß sie es merkte, über Das, was vorgehen sollte, auszuforschen, als Elvira's Erscheinen auf der Terrasse, um ihr warnendes Blatt in St. Val's Fenster zu werfen, ihn störte. Er erkannte sie, die sich im helleren Raum bewegte, sehr gut und zog sich deshalb mit Sanchetta, die anfangs flüchten wollte, immer tiefer unter das Dunkel der Bäume zurück. Die Kleine sah sich auf diese Art immer mehr von ihrer

Zuflucht, ihrem Schild, dem bewohnten Schlosse, abgeschnitten, konnte es aber nicht mehr hindern. Sie hatte einen unerlaubten Schritt gethan, der zweite wurde ihr aufgedrungen, um den ersten zu verbergen. Selbst vor ihrer alten strengen Base Xaveria, ja vor ihrem Großvater, dem Eisenkopf Nunnez, hätte sie sich nicht so gescheut wie vor der Donna Elvira, deren hohes, jungfräuliches Wesen der Schuldbewußten als ein viel strengerer, unbestechlicher Richter erscheinen mußte, wie der äußerliche Zorn, den sie von der Base und dem Großvater zu erwarten hatte. Als Verginois ihr daher zuflüsterte: „Die Sennora, komm, mein holdes Täubchen, laß uns ihr aus dem Wege gehen, dort den schlängelnden Gang zwischen den Lorbergebüschen hinab," da fühlte sie zwar, wie sie ihren Fehler vergrößere, die Gefahr vermehre, doch sie wagte nicht zu widerstreben, wenngleich sie sich jeden Schritt abschmeicheln und abdringen ließ, indem sie immer hoffte, Elvira werde sich entfernen und sie könne dann in die Nähe des Schlosses zurückkehren. — Sie umflatterte auf diese Weise schon seit mehren Tagen die verbotene süße Frucht der Liebe wie ein Nachtschmetterling die Flamme, scheu, im Kreise, immer fliehend und immer wieder näher kreisend, bei dem leisesten Verbrennen zurückzuckend, dennoch nicht im Stande der magischen Gewalt, den der Schein der Kerze übt, zu widerstehen, bis der kühne Versuch das gefährliche Spiel trübselig endigt.

„Nein, Verginois," flüsterte sie ängstlich, als das dunkle Lorbergebüsch sie umfing und er kühner den Arm um ihren schlanken Leib legte, „nein, Verginois, hierher nicht. Hier ist der Garten so finster, daß ich mich fürchte!" Sie blieb stehen.

„Kleines, schüchternes Vögelchen," antwortete Vergi-

nois und suchte sie mit dem rechten, sie umfassenden Arm weiter zu ziehen, während er ihr mit der linken das Kinn streichelte. „Du fürchtest Dich? Und ich bin bei Dir? Du wärest nicht so sicher, wenn Sanct Jago an Deiner Seite ginge!"

„Heilige Jungfrau! — Verginois! Du lästerst den Heiligen! Gleich geh' von mir!"

„Ich den Heiligen lästern? Lieber wollte ich glühendes Blei in den Mund nehmen! Alle Ehrfurcht vor St. Jago! Es ist ja mein Schutzpatron, denn ich heiße auch Jacques; aber ich wollte ihn nur als den tapfersten Heiligen in der Welt bezeichnen! Nun, fürchtest Du Dich noch?"

Sanchetta schwieg. Sie zitterte ein wenig, aber es war nicht Furcht, sondern eine süße Beklommenheit. Nur leise widerstrebend duldete sie es, daß Virginois den Arm fester um sie legte und sie im Gehen auf die Wange küßte. So streifte er wol eine Stunde mit ihr im Garten hin und her, bis sie sich allmälig weit vom Schlosse entfernt hatten. Verginois, der nur auf dem Marsch munter zu Fuß war, im Garten aber lieber mit Sanchetta auf einem stillen Plätzchen gesessen hätte, suchte seinen Weg nach einem Sitz zu lenken. Da hörte er den Springbrunnen in seiner Nähe und ging darauf zu.

„Ein artiger Platz! Hier müssen wir ein wenig sitzen, Sanchetta," rief er leise und ging auf einen Rasensitz zu, der sich an der Felswand hinzog. „Hier sitzen? Auf dem äußersten Fleck des Gartens? Das würde sich schicken," antwortete Sanchetta. Wenn das die Base Xaveria wüßte!"

„Die Base Xaveria?" fragte Verginois. „Glaubst Du, daß sie in ihrer Jugend nicht gern im Mondenschein auf dem Rasen gesessen hat? Komm, Sanchetta,

Dein Freund wird müde, er hat nur noch etliche Stunden vor sich, so muß er aufbrechen! Du siehest, er muß ruhen."

„Gut denn, laß uns nach dem Schlosse zurück! Ich schlüpfe hier rechts durch das Gebüsch, Du gehst den großen Weg!" Dabei wollte sie sich aus seinen Armen losmachen.

„Mein Täubchen! Könntest Du so grausam sein? Nun erst fällt mir Alles ein, was ich Dir zu sagen hätte. Es sind tausend wichtige Dinge! Setze Dich her, Sanchetta! Nur ein Viertelstündchen, fünf Minuten!"

„Nun, eine, aber auch nur eine einzige Minute," sprach Sanchetta zögernd und ließ sich an die Rasenbank geleiten.

Verginois kannte die tausend kleinen Listen des Widerstrebens und der Scheinvertheidigung, mit der die Frauen sich Das gewaltsam abringen lassen, was sie zugestanden zu haben durchaus nicht einräumen wollen; sie handeln dabei aus Naturtrieb, nicht nach Ueberlegung, suchen Ausflüchte vor ihrem eigenen Urtheilsspruch. Sanchetta machte es so. Sie wehrte sich gegen jeden Kuß, den Virginois ihr, als sie auf dem Rasen neben ihm saß, auf die frischen Lippen drückte, und doch durchdrang er sie mit so süßer Empfindung! „Ich werde böse," rief sie mit zitterndem Stimmchen, als er kühner wurde und sie auf seinen Schoos zog. Doch sie wurde nicht nur nicht böse, sondern hingebend zärtlicher; sie blieb sitzen und schloß unwillkürlich den sanften Ring ihrer weißen Arme, womit sie ihn umfangen hatte, immer dichter.

„Süße Geliebte! Holde Braut! Ewig die Meine!" rief Verginois, dem die Flamme seines Herzens jetzt selbst über den Kopf schlug, so daß er in diesem Augenblicke

selbst an seine Liebesschwüre, an die Betheurungen seiner unverbrüchlichen Treue fest glaubte. Er wurde kühner, wurde verwegen! Die tiefe Einsamkeit und dunkle Nacht umher, der laue Hauch der Lüfte, Sanchetta's im Sternenlicht schimmerndes, schmachtend gebrochenes Auge, die Glut ihrer Küsse, wer hätte widerstanden!

Sanchetta fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, wo ihre Vertheidigung aufhörte und sie sich der Gnade des Siegers zu ergeben habe. Sie flehte mit hinsterbender, zitternder Stimme: „Verginois, um der heiligen Jungfrau willen! Laß ab, ich bin verloren!"

„Du sollst ewig mein, ewig glücklich sein, einziges Herz!" rief er aus und umschlang sie in heißerer Umarmung.

Sanchetta verlor Kraft, Sprache, Besinnung; sie weinte, „ach, Verginois, Verginois!" war Alles, was sie hervorzubringen vermochte; mit diesen Worten sank sie, seinem stürmenden Andrange weichend, kraftlos zurück.

In diesem Augenblicke trat der Mond hinter einem Felsengipfel hervor und warf seine blassen Strahlen auf die Gebüsche hinter ihnen.

Plötzlich rauschten die Lorberzweige, sie theilten sich und mit raschem Schritt trat eine hohe Gestalt hervor. Sanchetta that einen lauten Schrei und riß sich empor. Verginois sprang auf. Elvira stand vor ihnen. Ihr Blick war starr und irr. Der Schleier hing zerrissen, flatternd von ihrem Haupt herab; sie schien Verginois und Sanchetta nicht gesehen zu haben, denn auch sie fuhr vor Beiden erschreckend zurück. Doch ein flüchtiger Blick lehrte sie, was hier geschah. „Unselige!" rief sie gegen Sanchetta gewandt aus, „flüchte, flüchte, bevor das Verderben Dich ereilt." Bei diesen Worten erhob sie Auge und Arme gen Himmel, rang die Hände wie eine Verzweifelte, drückte

sie gegen die Stirne und eilte dann, ohne eine Frage zu thun, ohne ein Wort ferner zu sprechen, wie von Entsetzen gejagt, davon.

Sanchetta war bleich, fast leblos in die Knie gesunken; sie bebte heftig am ganzen Körper. Ihre zuvor angstvoll fließenden Thränen schienen im Schrecken erstarrt. Selbst Verginois hatte bei der ungewöhnlichen Erscheinung die Fassung verloren und blickte lautlos der flüchtenden Elvira nach, deren Haar aufgelöst herabhing und ihr, von dem aufrauschenden Nachtwinde bewegt, um den Nacken flatterte. Doch es blieb ihm nicht lange Zeit, über die Erscheinung zu grübeln, denn er hörte abermals hastige Schritte im Gebüsch. Auch Sanchetta bemerkte, daß sich Jemand nähere, und sprang, um nicht auf's neue überrascht zu werden, plötzlich Kraft und Besinnung zusammenraffend, schnell auf und floh dem Schlosse zu. Verginois eilte ihr nach, doch da ihr jetzt erst das Bewußtsein der Gefahr, in welcher sie geschwebt hatte, gekommen und die schwindelnde Betäubung der heftigsten Leidenschaften entflogen war, flüchtete sie hastig, wie ein gescheuchtes Reh, vor ihm her und hörte weder auf den Ruf: „Sanchetta, Geliebte!" noch auf den Schwur, daß sie ganz ungefährdet bleiben solle. Verginois mußte alle Kraft aufbieten, um sie zu erreichen.

Zehntes Capitel.

Malleros, Antonio und Garcia waren so schnell als möglich von den verschiedenen Punkten, wo sie die Vorpo-

sten ihrer im Gebirge verborgenen Leute angetroffen und ihnen die nöthigen Befehle gegeben hatten, zurückgekehrt. Sie beriethen sich jetzt mit dem alten Vallardos über die sicherste Ausführung ihres Planes.

„Zuerst falle der Führer," sprach Malleros und Alle stimmten ihm bei. „Ich bin bei seinen Fenstern vorübergeschlichen und habe sie völlig dunkel gesehen; sowol er als sein Diener müssen schon im Schlaf liegen. Mein Rath ist, die That gleich zu vollenden, bevor ein störender Zufall sie vereitelt."

„Gut! Ich bin bereit," sprach Vallardos. „Die Leute, welche wir im Schlosse haben, sind hinreichend, die hier liegende Mannschaft der Franzosen zu überwältigen, wenn wir sie unvermuthet überfallen. Nunnez ist zurück. Ihm werde ich den Auftrag geben, mit den treuen, geprüften Dienern die Zugänge zu den Gemächern, wo die französischen Soldaten schlafen, zu besetzen. Inzwischen übernehmen wir die Arbeit bei St. Val selbst."

„So recht!" entgegnete Malleros.

„Sind wir also einig?" fragte Vallardos.

„Ja!" lautete die Antwort Aller.

Nunnez wurde gerufen. Er erhielt Befehl, die zuverlässigen Diener des Hauses zu bewaffnen und herbeizurufen. Bevor eine Viertelstunde verging, waren sie beisammen, zehn, Nunnez der elfte, als ihr Führer. Jeder hatte einen Dolch im Gürtel, trug eine Doppelbüchse. Lauter Männer, denen der Muth und das brennende Gefühl der Rache aus den Augen blitzten.

„Ihr besetzt," redete Vallardos sie an, „das Steinthor, welches in das Gebäude führt, wo die Franzosen lagern. Zwei von Euch stellen sich an die Hinterpforte unter dem Bogengange auf, damit dort Niemand entwischen kann,

falls es etwa Lärm geben sollte. Es wird Niemand ein- und ausgelassen! Sobald ich Dir ein Zeichen durch eine im Fenster über dem Mittelportal des Vorderschlosses geschwungene Fackel gebe," wandte sich Vallardos jetzt zu Nunnez, „dringst Du mit den Leuten in den Corridor, der zu den Schlafzimmern der Franzosen führt, ein und pochst leise an, als brächtest Du eine Botschaft. Doch sowie die Pforte sich öffnet, dringt Ihr gewaltsam ein und stoßt Alles nieder. Es darf kein Mann entkommen, keiner geschont werden!"

„Seid unbesorgt!" erwiderte Nunnez. „Des alten Nunnez grauer Kopf bürgt Euch dafür! Werft mich lebendig unsern Jagdhunden zum Fraß vor, wenn ich Einen am Leben lasse, so lange ein Hauch des Lebens in mir ist. Vorwärts, Kameraden! Kommt!"

In entschlossener Haltung verließen die mit dem ingrimmigsten Haß erfüllten Männer das Gemach.

„Nun ist's an uns!" sprach Vallardos feierlich, als er wieder mit seinen Freunden allein war. „Hervor die Dolche! Nur für den äußersten Nothfall die Terzerole gebraucht! Mir ziemt es, voranzugehen!"

„Ich bin der Jüngste, Kräftigste, mein Arm ist der sicherste," fiel Malleros ein, „ich muß voran!"

„Nein, den Ruhm läßt sich ein Vallardos nicht nehmen! Ueberdies, der Erste ist der Gefahr zunächst ausgesetzt und an mir verliert das Vaterland nur einen greisen Arm; Ihr könnt ihm noch nützlicher dienen!"

„Laßt das Loos entscheiden," unterbrach der Greis Antonio.

„Ja, das Loos," stimmte Garcia ein.

Sie maßen ihre Dolche gegeneinander; wer den kürzesten trug, sollte der Vorderste sein. Es war Malleros.

Er erhob seinen Dolch und rief: „Also Tod, unerbittlicher Tod jedem Feinde, jedem Verräther, Jedem, der feig zurückbebt! Das ist unser Wahlspruch und Schwur!"

„Unser Schwur!" riefen Alle und erhoben die gezückten Dolche gen Himmel.

Jetzt gingen sie leise, wie schwarze Gespenster schleichend, den langen, gewölbten Bogengang hinab. Malleros trug in der Linken eine kleine Blendleuchte, in der Rechten den Dolch.

Sie standen vor dem Eingange in St. Val's Zimmer. Er pochte an die Thür; der Diener fragte: „Wer da?"

„Eine wichtige Botschaft, öffnet eilig, Depeschen!" rief Malleros halblaut mit verstellter Stimme. Man hörte den Diener sich vom Lager aufraffen; er schob den Riegel zurück, öffnete und fragte: „Seid Ihr's selbst?"

Doch mit gewaltiger Kraft drängte Malleros die Thür, sowie sie halb offen war, zurück und ein fester Dolchstoß mitten in die Brust war die Antwort, die er dem Diener auf seine Frage gab. Mit einem erstickten Schrei und Seufzer stürzte er rücklings nieder und fiel mit dumpfem Krachen auf den Fußboden des hohen, gewölbten Ganges. Malleros stieß die Thür vollends auf und stampfte dem Unglücklichen mit dem Fuße auf die Brust, damit er jede Möglichkeit eines ferneren Lautes verhindere. Das schaudervolle Mittel war sicher, denn obwol der Getroffene sich noch zuckend regte, so war ihm doch die Brust so zerschmettert, daß er nur tonlos seufzte und röchelte.

Hierauf schritt er vorwärts durch das Vorgemach nach St. Val's Zimmer. Er ließ den Strahl der Blendleuchte auf die Stelle, wo das Bett stand, fallen und sah es geordnet, die Vorhänge dicht geschlossen. Schnell leuchtete er durch das ganze Gemach; zwei Blicke überzeugten ihn, daß

St. Val nicht darin war. Er mußte also doch im Bett liegen. Wild entschlossen schritt er darauf zu und theilte die Vorhänge; das Lager war unberührt.

„Teufel!" rief er aus und stampfte mit dem Fuße auf, indem er sich nach Vallardos und den Uebrigen umsah, die ihm gefolgt waren. „Teufel, das Nest ist leer!"

„Unmöglich!" rief Vallardos. Alle standen sie wie versteinert.

„Ist das Zufall oder Verrath?" rief Malleros mit gedämpfter Stimme und mühsam gebändigtem Grimm. Treffen wir das Haupt der Hyder nicht, so ist sie nicht zu tödten, sondern umschlingt uns mit ihren Ringen. Fort! Wir müssen ihn aufsuchen, die Leute ausforschen."

Mit diesen Worten wandte er sich rasch um, als er mit der Spitze des Fußes auf einen harten Körper, der am Boden lag, trat, ausglitt und auf ein Knie niederfiel.

„Was ist Euch?" fragte Garcia und sprang hinzu.

„Ich trat auf einen Stein oder Scherben," entgegnete Malleros und griff mit der Hand nach dem Gegenstande, über den sein Fuß gestrauchelt war. Er faßte ein zusammengefaltztes Blatt Papier an einem der emporstehenden Enden; indem er es aufhob, fiel ein schwerer Körper, wie es schien ein Stein, heraus. „Ein Brief mit einem Stein darin," rief Malleros erstaunt, „laßt doch sehen!"

Die Männer traten gespannt näher; Maleros beleuchtete das Blatt und las die Aufschrift: „Dem Hauptmann St. Val!" — „Hm, die Hand sollte ich kennen!"

Er falzte den Brief auf; es war derselbe, wodurch Elvira ihren Geliebten gewarnt hatte. Sie hatte sich nicht unterzeichnet, doch Malleros erkannte ihre Handschrift. „Bei der Hölle!" rief er wüthend aus, weil zugleich die ganze Flamme seiner Eifersucht lodernd aufschlug, „bei der Hölle,

wir sind verrathen! Verrathen durch Eure Tochter, Vallardos!"

„Das spricht ein lügenzüngiger Bube!" rief Vallardos wild und riß dem Erbitterten das Blatt aus der Hand. Doch beim ersten Blick auf die Zeilen entfärbte er sich; er starrte bebend darauf hin, las bis zu Ende, ließ das Blatt fallen, drückte sich beide Hände vor die Stirn und sank bewußtlos nieder.

„Heiliger Gott! Welch eine entsetzliche Entdeckung!" rief der Greis Antonio aus, als er seinen stolzen, starken Freund so zermalmt von dem Gewicht dieser Kunde zusammensinken sah.

„Faßt an, Freunde, erweckt ihn, tragt ihn hinab!"

Garcia bückte sich mit Antonio zu Vallardos nieder; Malleros dagegen achtete nicht auf die Aufforderung. „Carracho!" rief er, „unser Plan ist verrathen, es ist sonnenklar! Der Vogel nicht daheim! Ist er gewarnt, so wird er nicht allein hierher zurückkehren! Laßt uns auf Mittel denken, größerem Unheil vorzubeugen. Geben wir das Zeichen, daß die Leute unten ihre Arbeit thun und wir wenigstens das Schloß rein von Feinden haben."

In diesem Augenblick ließ sich ein starker Trommelwirbel vor dem Schlosse hören. Es war das Zeichen, daß die von St. Val heraufbefehligte Compagnie eingetroffen war und vor dem Portal stand.

„Heiliger Jago, was soll das bedeuten?" rief Antonio erblassend aus. „Wir sind völlig verrathen!"

„Daran habt Ihr noch gezweifelt?" knirrschte Malleros und stampfte den am Boden liegenden Brief mit Füßen. „Hahaha! Das nenne ich frommgläubig sein! Jetzt ist hier unseres Bleibens nicht mehr und Finsterniß der beste Schild für uns. Gehabt Euch wohl!" Mit diesen Wor-

ten warf er die Blendleuchte in seiner Hand auf den Fußboden und eilte hinaus, um in der Dunkelheit und bei den vielen sich kreuzenden Gängen des Schlosses, die ihm sämmtlich wohl bekannt waren, einen Weg der Flucht zu suchen.

Garcia und Antonio konnten sich nicht entschließen, ihren Freund so treulos im Augenblicke der höchsten Noth zu verlassen. Der schwache Strahl des über die Berge heraufkommenden Mondes leuchtete in die Fenster und gab trotz der erloschenen Lampe Licht genug. Sie rafften Vallardos' Dolch und Hut, die ihm entfallen waren, auf und den verhängnißvollen Brief, das einzige Zeugniß wider die Verrätherin. Dann versuchten sie, so rasch ihre Kräfte es vermochten, den ohnmächtigen Greis hinab in sein Gemach zu tragen.

Auf halbem Corridor begegnete ihnen Nunnez, der in verstörter Hast herbeieilte. „Sennores," rief er aus, als er die Kommenden erkannte, „wir sind verloren. Die ganze Mannschaft der Franzosen steht vor dem Schloß. Ist das der todte Capitain?"

Nunnez wähnte in der Dunkelheit des nur von einer fernen Ampel her erhellten Corridors, der ohnmächtige Vallardos sei St. Val's Leiche, die man hinübertrage.

„Es ist Sennor Vallardos," erwiderte Antonio, „er ist ohnmächtig geworden, weil wir entdeckten, daß wir verrathen sind. Der Capitain war gar nicht auf seinem Zimmer!"

„Um Christi Blut, so sind wir Alle verloren! Dann weiß man, was geschehen sollte, und die Wege zur Flucht sind gesperrt! Ich hielt das Anrücken der Mannschaft nur für einen unglücklichen Zufall und hoffte noch zeitig genug zu kommen, um die That zu hindern; daher habe ich den

Dienern befohlen, sich rasch im Schloß zu zerstreuen und ihre Waffen zu verbergen, doch jetzt ist Alles verloren! Wenn wir nur den Herrn retten können! Sennor, wacht auf! Sennor, ermuntert Euch!" rief der redliche Alte und suchte den Ohnmächtigen ins Leben zurückzurufen. Es war vergeblich. „Nun denn, noch ist vielleicht ein Mittel! Folgt mir hier die kleine Treppe hinab, den Corridor links hinunter, dort geht eine Seitenthür aus den Zimmern der Sennora nach dem Park hinaus. Wenn wir nur die nächsten Gebüsche erreichen, wollen wir uns schon verbergen." — Er faßte mit an und alle Drei trugen den Ohnmächtigen leise, doch mit Hast hinab dem bezeichneten Ausgange zu. Es schien ihnen, als öffneten sich einige Thüren rasch vor ihnen und schlügen ebenso schnell wieder zu. Gleich darauf hörten sie den Ruf einer französischen Schildwache, dann mehre verworrene Stimmen und plötzlich krachten zwei Schüsse dicht vor den Fenstern, so daß der Blitz des Pulvers in die Gemächer leuchtete. Sie blieben stehen. Ein verworrenes Gemurmel, wie das des Erstaunens über ein unvermuthetes Ereigniß, erhob sich; der Tumult war grade vor dem Ausgange, den sie suchten.

Die Schüsse hatten Vallardos erweckt. Sowie die körperliche Ohnmacht vorüber war, hatte er auch seinen Muth, seine Fassung wieder. „Freunde," rief er, „Dank Euch! Jetzt gilt es Flucht oder entschlossenen Tod!"

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als die Thür, die vom Park her in das anstoßende Zimmer führte, sich öffnete und eine weibliche Gestalt mit fliegendem Haar und Gewändern hereinstürzte. „Mein Vater!" rief sie, „mein Vater! Rettet Euch! O himmlische Jungfrau Maria! Rettet Euch!" Unter diesen Ausrufungen stürzte sie in das Gemach, wo sich Vallardos und seine Freunde befanden,

ohne diese wahrgenommen zu haben. Doch als der Vater die Tochter erblickte, schlug die Flamme eines unbezwinglichen Zornes in ihm auf, eine übermächtige Gewalt riß das Vaterherz aus seiner Brust und Haß füllte die leere Stelle aus: „Fluchwürdige," rief er und stürzte mit geschwungenem Dolche auf sie ein, „schmachbedeckte Verrätherin, Du sollst die Erste von meiner Hand sterben!"

Er wollte auf sie zustürzen, doch Antonio, Garcia und Nunnez fielen ihm in den Arm; Elvira sank mit einem Schrei des Schreckens nieder, rang die Hände und rief: „Tödte mich! Durchbohre dieses Herz! Es ist nicht werth, länger zu schlagen! Erbarmen! Tödte mich!"

Alle standen von Staunen gefesselt; doch noch bevor die Seele eine erklärende Ahnung dieses Vorganges fassen konnte, stand St. Val, der ebenfalls vom Garten her eingedrungen war, im Gemach und warf sich, da er Vallardos' Zorn und seinen blinkenden Dolch sah, mit gezogenem Säbel zwischen die Spanier und die Kniende, indem er rief: „Unglückselige! Zurück! Ihr seid verloren, wenn Ihr sie nur mit der Berührung eines Fingers kränkt."

Vallardos rang wie ein gefesselter Löwe mit seinen Freunden. Elvira flehte: „Ich will den Tod! Durchbohre mich!" St. Val beugte sich mit Schmerz und Liebe zu ihr herab und wollte sie emporheben: „Elvira," sprach er leise, doch mit eindringendem Ton der Stimme, „Elvira! Theures Leben! Fasse Dich!"

„Hinweg von mir!" rief sie mit dem Ausdruck des Entsetzens in den Zügen, indem sie ihm, wie von Abscheu ergriffen, beide Hände starr entgegenstreckte. „Zurück! Berühre mich nicht mit verbrecherischer Hand! Rette meinen Vater, damit nicht unablösbarer Fluch mich zermalme!"

„Ja, Fluch! Fluch Dir!" rief Vallardos aus und riß

sich aus den Armen seiner Freunde. Er ließ den Dolch fallen und hob beide Hände wie beschwörend gen Himmel. „Fluch Dir! Nicht der Tod! Ewiger Fluch der Verrätherin des Vaterlandes!"

Elvira wand sich, zusammenstürzend, mit gerungenen Händen am Boden.

„Elvira! Geliebte! Mein auf ewig!" rief St. Val und wollte sie in seine Arme schließen, doch sie schauderte vor ihm und rief aus: „Hinweg! Hinweg! Ungeheuer, Du hast mich vernichtet!"

Vallardos hielt die starren Blicke rollend auf die Tochter geheftet; als er diese Worte hörte, als er St. Val's liebende Bemühung, Elvira's Grauen sah, durchblitzte ihn eine fürchterliche Ahnung! Als fiele plötzlich ein Schleier von seinem Auge, sah er mit prophetischem Blick durch alle Hüllen tief in Nacht verborgener Geheimnisse hindurch! Sein Blut erstarrte! Krampfhaft zuckten seine Lippen, er bebte, flog wie in Fieberfrost, versuchte vergeblich zu sprechen, endlich entrang er sich die Worte: „Mein Fluch war Segen! Dreifacher Fluch Dir! Schamentblödete! Schimpf Deines Stammes, Deines Vaterlandes!"

Eine grauenvolle Stille versteinernden Schrecks herrschte ringsumher während dieser furchtbaren Worte des erhöhten Vaterfluches. Nur ein dumpfes Murmeln draußen im Garten vor den Fenstern, das schnell zum brausenden Getümmel anwuchs, unterbrach das starre Schweigen. Plötzlich wurde die Thür von außen her aufgerissen und mehre Leute drangen eiligen Schrittes ein; es war Verginois, dem einige Kameraden folgten.

„Capitain!" rief er entrüstet, „diese Spanier sind bübische Verräther! Der Schuft, den wir vor zwei Minuten niederschossen, war eben der Bandenführer Malleros, der

unsre Kameraden vor drei Wochen kreuzigen lassen wollte. Er suchte hier aus dem Schlosse zu flüchten. In seiner Tasche haben wir diese Papiere gefunden, aus denen hervorgeht, daß das Schloß voll Waffen steckt und man uns in dieser Nacht überfallen und ermorden wollte. Unsre Leute halten schon Nachsuchung!"

„Schweig!" rief St. Val erblassend; „wartet meinen Befehl ab!"

„Es ist nichts mehr abzuändern! Ich habe nur die Meldung zu machen. Unsre Leute dringen schon von allen Seiten ein."

Bei dieser Botschaft richtete Elvira sich empor. „Allgütige Mutter Gottes!" rief sie aus, „so bin ich die Mörderin meines Vaters!"

„Das bist Du!" rief Vallardos mit eiserner Strenge, Haß und Verachtung in den Zügen.

Doch Elvira wandte sich zu St. Val. Sie blieb auf den Knien und erhob die Hände flehend zu ihm. „Ich vergebe Dir mein Elend! Rette meinen Vater!" sprach sie und ihre Lippen bebten krampfhaft.

„Ich will mit Euch ermordet werden, oder Euch retten!" rief St. Val betheuernd aus und schritt auf der Stelle zur That, ohne sich an Vallardos' Zuruf: „Ich verschmähe Eure Gnade!" zu kehren.

„Verginois!" sprach St. Val im Tone des Gebieters, „diese edle Spanierin war zweimal unser rettender Engel!"

„Möge sie Gott dafür vor seinem Antlitz verwerfen!" rief Vallardos unterbrechend dazwischen. Elvira ließ Alles stumm und verzweifelnd über sich ergehen; Garcia, Antonio und Nunnez bemühten sich vergebens, Vallardos' Grimm zu mildern.

St. Val fuhr fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, im

männlich entschlossenen Tone seine Befehle zu ertheilen: „Du besetzest mit sechs ausgesuchten, unerschütterlich treuen und tapfern Leuten diesen Ausgang. Niemand darf ohne meinen Willen ein noch aus. Hörst Du? Niemand! Du hast den Kopf Deines Capitains auf Deinem Gewissen, Verginois, denn, hier gebe ich Dir mein Ehrenwort, wird Einem von Denen, die hier im Gemach sind, ein Haar verletzt, so jage ich mir eine Kugel durch den Kopf!"

Verginois nickte. „Verlaßt Euch auf mich, Capitain!"

„Damit Du gewaltsames Eindringen abwendest, bringst Du einen Befehl an die Andern, das Schloß zu plündern und in Brand zu stecken. Auf den ersten Trommelwirbel sammelt sich Alles wieder auf der Terrasse."

„Gut, gut! Wird aber kaum noch nöthig sein!"

Verginois eilte ab. Er rief sich in der Eile noch einige Kameraden heran, mit denen er die nach dem Park hinausgehende Thür besetzte. Dann lief er zu den Uebrigen, die noch in Gruppen auf der Terrasse standen, und brachte den Befehl des Capitains. „Kameraden, Ihr sollt ins Schloß eilen, plündern und dann anzünden; nur nicht hier unten, denn hier hält der Capitain Kriegsrath über die Rädelsführer. Wenn Generalmarsch geschlagen wird, versammelt Ihr Euch wieder hier; wer fehlt, wird erschossen!"

Jetzt eilte er zurück in die Gemächer, wo St. Val indessen mit einigen Leuten die Thür nach dem innern Corridor verrammelt hatte, so daß er eine Belagerung von einer halben Stunde aushalten konnte.

Einige seiner Mannschaft versuchten zwar, sowol von der Gartenseite her, als von innen einzudringen; allein da sie hier durch St. Val's Befehl zurückgewiesen wurden, dort durch Verginois entschlossenen Widerstand fanden, warfen sie sich, um keine Zeit beim Plündern zu verlieren, in an-

dere Theile des geräumigen Schlosses. Nach einer Viertelstunde war der Ausgang frei, die Flucht möglich.

Elvira hatte indessen bewußtlos auf einem Divan gelegen, wohin St. Val und Nunnez sie getragen hatten; Vallardos hatte sich finster, lautlos wie die Gruft, an einen Tisch gesetzt und das Haupt verhüllt in die Hand gestützt. Seine Freunde standen neben ihm.

Als Verginois meldete, daß man den Park ungefährdet erreichen könne, befahl St. Val: „Bewache diese Spanier, bis ich zurückkehre.“ Dann nahm er die leblose Elvira in seine Arme und trug sie hinaus ins Freie. Vallardos sah es, ohne eine Hand zu regen; er blickte starr auf Elvira's Marmorbild hin. Plötzlich lachte er laut auf, doch riß der entsetzliche Ton eben so schroff ab, als ob ein Saitenspiel mitten im Accord zerschmettert auf den Boden geworfen würde.

Im Freien schlug Elvira die Augen auf. St. Val hatte sie auf einen Ruhesitz unter einer der Kastanien auf die Terrasse getragen. „Elvira, erkenne mich, sei die Meine!“ bat er sanft.

Ein Schauer durchzuckte sie, als sie St. Val's Stimme hörte. Sie raffte ihre Kräfte zusammen, stand auf und sprach mit Hoheit: „Ich hasse Dich, ich verachte Dich!“

„Elvira,“ flehte er, „es ist der einzige Weg, Deine Ehre, Dein Leben herzustellen!“

„Der einzige?“ erwiderte sie stolz. „Ja, der einzige, Beides auf ewig unter der Last der Schande zu vernichten! Hinweg von mir! Eine Tochter Spaniens geht andere Wege!“

„Elvira! Die Deinen hassen Dich, sie werden Rache an Dir nehmen, Dein eigener Vater sprach den Fluch über Dich!“

„Er hatte Recht!"

Sie stand unerbittlich, bleich wie ein Marmorbild, aber eben so fest und unerschüttert. Ein Entschluß war in ihrer Seele reif geworden, ein großer Entschluß, der ihr Würde und Kraft zu leben zurückgab.

„Thu' Deine Pflicht!" gebot sie ihm stolz höhnend. „Zerstöre jenes Schloß, tödte meinen Vater, erst dann hast Du den Stamm der Vallardos ganz vernichtet."

„Elvira!" rief er schmerzlich und wollte sie an sein Herz ziehen. Doch sie trat zurück und sprach kalt: „Ich will lieber eine Natter sich um meine Brust ringeln sehen, als daß mich Dein Arm jemals umfasse! Elvira rufst Du mich? Es gibt keine Elvira mehr, Du hast sie ermordet, vernichtet. Ein fremdes Weib, eine stolze Spanierin steht vor Dir und heißt Dich sie verlassen. Geh'!"

„Ist das das letzte Wort, womit Du das Band unserer Liebe zerreißest, Elvira?"

„Liebe?" rief sie aus und es klang wie ein halbunterdrückter Laut des Schmerzes; doch sie richtete sich stolz empor und wiederholte mit fester Stimme: „Geh', oder laß mich gehen!"

„O Himmel!" rief St. Val und legte die Hand bedeckend über Auge und Stirn.

Als er aufblickte, war Elvira verschwunden. Er starrte halb bewußtlos in die Nacht hinaus. Der Wind erhob sich; er brauste in den Kronen der Bäume und verdeckte das Rauschen ihrer Schritte durch die Gebüsche. Finster, die Arme gekreuzt, heftete St. Val das Auge auf den Boden. Wie sein Kaiser Spanien erniedrigt hatte und es dadurch besiegt glaubte, so wähnte er, sich Elvira's Loos durch ihren Fall zu unterwerfen. Das stolze Land und seine stolze Tochter, Beide täuschten ihre Eroberer, denn im Gefühl der

Schmach erwachte ihnen das Gefühl der Kraft und sie richteten sich empor und schwangen die Fackel der Vergeltung.

Ein flammender Schein zuckte durch die Gebüsche. St. Val fuhr aus seiner Betäubung auf. Eine rothe Feuersäule brach durch die Giebel des Schloßdaches und leuchtete, eine furchtbare Fackel der Kriegsfurien, in die dunkle Nacht hinaus.

Die Auffoderung der Pflicht gab ihm Besonnenheit wieder; er ging raschen Schrittes nach dem Schloß zurück. Verginois kam ihm schon auf halbem Wege entgegen.

„Capitain!" rief er ihn an, „was sollen wir thun? Der Rauch dringt schon ein, wir werden uns nicht länger mehr in unserer Festung halten können!"

„Ich werde selbst die Befehle geben," erwiderte St. Val und verdoppelte seine Schritte. Als er in die Gemächer Elvira's trat, drang ihm schon der durch den Wind herabgedrückte Qualm entgegen. Es war die höchste Zeit. Vallardos saß, wie zu Erz erstarrt, noch immer in derselben Stellung, auf demselben Fleck. Die drei andern Gefangenen zeigten Besorgniß und finstern Unmuth in ihren Blicken.

„Ihr seid frei," sprach St. Val im strenggebietenden Ton, „der Weg ist offen, Ihr könnt den Garten ungehindert verlassen. Geht!"

Antonio, Garcia, Nunnez schienen überrascht; sie wollten sogleich aufbrechen; Vallardos saß unbeweglich.

„Graf Vallardos," wandte sich St. Val zu diesem, „ich sage Euch, Ihr seid frei. Doch beeilt Euch, denn nach wenigen Minuten vermag ich Euch nicht mehr zu schützen."

Vallardos saß wie versteint. St. Val zitterte; er wußte selbst nicht, ob vor Zorn oder innerster Erschütterung. „Verginois!" rief er endlich, „Dir übergebe ich diese vier Gefangenen. Du geleitest sie bis an das Ende des Parks."

Garcia und Antonio näherten sich ihrem Freunde mit bittenden Mienen. Er blieb regungslos. Nunnez warf sich ihm zu Füßen. „Um aller Heiligen willen, gnädigster Herr, folgt uns! Das Schloß brennt, es stürzt über uns zusammen!"

Ein bitteres Lächeln, das sich krampfhaft um Vallardos' Lippen zog, war seine ganze Antwort.

„Verginois, Du vollziehst meine Befehle!" rief St. Val heftig und stampfte mit dem Fuße. „Sobald der Generalmarsch geschlagen wird, kehrst Du zurück und übergibst diese ihrem weiteren Schicksal!"

Mit diesen Worten eilte er hinaus auf die Terrasse, um den Zustand des Schlosses näher zu betrachten und seine Maßregeln darnach zu treffen.

Verginois befahl kaltblütig: „Vorwärts, marsch!" Da Vallardos sich nicht regte, wollte er ihn ergreifen lassen; da sprang der alte Spanier mit gezücktem Dolch auf, um sich zur Wehr zu setzen. Doch seine eigenen Freunde fielen ihm in den Arm und entwanden ihm die Waffe. Jetzt brach seine Kraft; er sank ermattet zusammen und ließ sich hinaustragen. Verginois gab ihnen das Geleit bis ans Ende des Parks, wo eine kleine Pforte ins Thal führte. In diesem Augenblick ertönte der dumpfe Klang der Trommel. St. Val ließ den Generalmarsch schlagen, um die Mannschaften wieder zu vereinigen. Zugleich zuckte ein hellerer Schein über die Landschaft und strahlte die hohen Wipfel der alten Pinien und Kastanien röthlich an. Alle wandten das Auge nach dem Schlosse zurück; da schlugen die Flammen, die bisher nur an einer Stelle des Daches eine düsterrothe, mit Rauch gemischte Feuersäule gebildet hatten, plötzlich von allen Seiten auf und loderten in den Nachthimmel empor. Die Gewalt des Elements hatte den Druck

der Bedachung gesprengt. Die schwarze Rauchwolke, die sich bisher dicht um die Zinne gelagert hatte, war zerrissen und rothe Flammenzungen leckten hindurch. Die finstern, wirbelnden Kreise wälzten sich vor die klaren Sterne und zogen an dem Monde vorüber, der seine bleichen Strahlen in dies düstre Gemisch von Glut und Rauch warf, als wolle er es mit einem dämmernden Silbernebel verhüllen.

„Gewehr auf! Marsch!" commandirte Verginois; er kehrte nach dem Schlosse zurück und überließ die Gefangenen ihrem traurigen Sichselbst.

Diese starrten mit finstern Blicken der Verzweiflung nach dem Brande hinüber, wo die Flammen mit jedem Moment höher und höher emporloderten und die Riesenschlange des Rauchs zusammengewirbelt, dann aufbäumend sich hoch in den Himmel emporreckend wie ein bewachender Drache auf der goldenen Glut lastete.

„Das ist das Bild unseres Vaterlandes!" rief Antonio schmerzlich aus; „Flammen wüthen in seinem Innern und ein schwarzes Ungethüm der Hölle umstrickt es mit seinen Ringen! Fort, fort, daß uns der Anblick nicht länger martere. Fort! Zu unsern Gefährten ins Gebirge! Sie werden die Genossen unserer Rache werden!"

„Rache! Rache!" rief Garcia ingrimmig. Nunnez hob die geballte Faust drohend empor, während seine linke Hand den noch immer bewußtlosen Vallardos umfaßt hielt. „Rache! Unversöhnliche Rache!" rief er aus. „Bei dem grauen Haar, den bleichen Lippen dieses edelsten Spaniers, schwöre ich es, Rache, unauslöschliche Rache!"

Die drei Spanier erhoben die Hände zum Schwur über Vallardos' betäubtes Haupt; der Widerschein der Flamme strahlte ihnen ins Angesicht, so daß ihre schwarzen Augen glühend funkelten. Der Nachtwind sträubte das Haar auf

ihrem ehrfurchtsvoll entblößten Haupt, die schwarzen Mäntel umflatterten sie. So glichen sie finstern Nachegestalten, die das Verderben über die Schuldigen heraufbeschwören!

Nach dem Schwur sprach Keiner ein Wort. Ernst und schweigend trugen sie den noch immer bewußtlosen Vallardos hinaus aus seinem Wohnsitz in die wilden Schluchten des Gebirges, die ihnen vor jeder Verfolgung Schutz gewährten; der in Flammen auflodernde alte Sitz seiner Väter war die Fackel, die ihnen lange auf ihrem Pfade leuchtete.

Als Verginois zum Schloß zurückkehrte und eben den Weg durch ein dunkles Gebüsch nahm, sah er es wie eine weiße Geistergestalt neben sich hinschlüpfen. „Halt! Wer da?" rief er der Erscheinung zu; doch sie flüchtete scheu wie ein Reh seitwärts. Verginois, der eine Ahnung hatte, wer es sein möchte, war wie der Blitz dicht an ihr; seine Leute verrannten ihr den Seitenweg. So kam sie nach wenigen Sekunden in seine Gewalt.

„Bei der gebenedeiten Jungfrau, thue mir nichts zu Leide, Verginois!" rief eine weibliche Stimme. Es war Sanchetta.

„Sanchetta! Du bist's?" fragte Verginois halb staunend, halb freudig, daß seine Ahnung sich erfüllt hatte. „Wo willst Du in Nacht und Nebel hinaus?"

„Unsere Wohnung steht in Flammen, meine Base Xaveria ist erstochen, der Großvater verschwunden," sprach Sanchetta zitternd und weinend, „wo sollt' ich bleiben? Und sie glauben im Schloß, ich habe sie verrathen!"

„Bleib' bei mir!" sprach Verginois gerührt und ehrlich; „hier vor Zeugen meine Hand, ich meine es redlich mit Dir; sei mein Weib! Jetzt gleich sage ich's dem Ca-

pitain. Ich kann Dich doch nicht allein, eine Waise, ohne Schutz und Schirm in die weite Welt laufen lassen?"

Sanchetta schluchzte und bebte, sie antwortete nichts. Verginois nahm ihre Hand und zog sie an sich. „Nun, Herzchen, willst Du? Fasse Vertrauen zu mir!"

„Nein, Verginois," sprach sie plötzlich entschlossen, „es geht nicht. Ihr seid die Feinde meines Landes, Ihr mordet uns Väter, Mütter, Brüder — sie hätten Recht, mich zu verfluchen, zu verachten. Verginois — und ich habe schwere Sünde abzubüßen, Du weißt, Verginois, ich war Dir gut, zu gut, die heilige Jungfrau sandte mir einen Engel, Du verstehst mich; nun leb' wohl und denke an mich!"

„Sanchetta!" bat Verginois immer unruhiger, „es geht nicht, Du kommst mir zu Schaden in der Nacht, allein; wer weiß, rächen sich die Deinigen an Dir —"

„Ich weiß Bescheid, laß mich nur fort! Ich laufe in die Gebirge, da treffe ich gewiß auf welche von den Unsrigen und die nehmen mich in Obhut, bis ich die Sennora auffinde; denn an dem Unheil bin ich ja doch unschuldig!"

„Die Sennora! Hm!" murmelte Verginois; „meine Sanchetta, bleib', komm' mit mir!"

„So wahr mir meine Heilige helfe!" rief sie schluchzend und erhob flehend die Hände zu ihm, „es ist unmöglich, Verginois!"

Er blickte finster zur Erde. Sein leichter, flatternder Sinn war dem Schmerz, der Angst des Mädchens gegenüber, das er mehr liebte, als er geglaubt hatte, plötzlich gelähmt. Seine Gedanken und Gefühle waren wie von einer bleiernen Decke belastet. Er fühlte Unrecht, Unmuth, Kummer. Da tönte der Trommelwirbel von neuem; der Ruf der Pflicht weckte seine Kraft. „Nun denn, Sanchetta,

so leb' wohl, möge Deine Heilige Dich behüten; mußt Du dort hinaus, so muß ich hier hin, leb' wohl!"

Damit küßte er sie noch einmal auf die frischen Lippen; dann wandte er sich rechts ab, commandirte „Marsch" und ging voran, ohne nur noch einen Blick zurückzuwenden.

Jetzt trat er aus dem Dunkel der Bäume und die volle Glut des brennenden Schlosses strahlte ihm entgegen. Die Hitze drang schon bis so weit; daher hatte St. Val sich auch mit der Compagnie zurückgezogen und er sah dieselbe dicht vor sich.

In militairischer Haltung trat er zum Capitain heran und machte seinen Rapport.

„Gut, gut!" erwiderte dieser finster. „Und sahest Du Elvira nicht?" fragte er, als die dienstliche Meldung vorüber war.

„Nein, mein Capitain! Die Sennora ist verschwunden!"

In St. Val's Zügen war ein Kampf sichtbar, der selbst Verginois nicht entgehen konnte. „Mein Capitain ist traurig — kann ich ihm vielleicht noch einen Wunsch erfüllen?"

„Nein, Verginois," lautete St. Val's Antwort; „hier in diesem verteufelten Spanien habe ich keinen andern Wunsch mehr, als daß die nächste Büchsenkugel eines Guerilleros mich vor den Kopf trifft!"

„Parbleu! Mein Capitain!" rief Verginois, „ich will auch nicht viel danach fragen. Je nun, morgen wird der Backofen wol geheizt werden, wer weiß, wem das Brot gebacken wird."

„Die Zeit wird's lehren. Auf Deinen Posten, Verginois!"

Verginois trat ein. St. Val raffte sich männlich zu-

sammen. Er trat in fester, kriegerischer Haltung vor seine Leute und commandirte: „Gewehr auf! In Sectionen rechts schwenkt! Marsch!" Die Trommeln wirbelten betäubend; die Krieger nahmen ihren Weg an der brennenden Fronte des Schlosses hinunter. Rauch und Funken wehten über sie hin, die Flammen sausten und prasselten; jetzt krachte das Gebälk und das Dach stürzte mit donnerndem Getöse zusammen.

Ein Schauer fuhr durch St. Val's Brust; noch einmal wandte er das Haupt zurück, dann schritt er entschlossen vorwärts. Bald lag das brennende Schloß weit hinter ihm und die finstern Schatten des Thales nahmen den schweigenden Zug der Krieger auf. Da löste der starre Schmerz seiner Brust sich in weiche Wehmuth und das holde, nun zertrümmerte Bild schwebte wieder sanft wie das Mondlicht herauf. Doch ach, er durfte den Blick nicht rein emporheben; in seiner Brust fühlte er die bittern Gifttropfen der Schuld und finstere Gestalten der Sorge und Reue geleiteten die holde Erscheinung der Geliebten und bewegten sich ihr zur Seite in seiner tief erschütterten Seele!

Eilftes Capitel.

Das spanische Volk war in Massen aufgestanden. Der Sommer des Jahres 1808 rief Alles in Waffen; der Erfolg krönte die Anstrengungen, belohnte die Opfer. Palafox hatte Saragossa von der Mitte des Junius bis zur Mitte des August vertheidigt; das Beispiel seines unerschüt-

terten Muthes und das Vertrauen in den Schutz der wunderthätigen Mutter Gottes del Pilar hatte das Volk zur höchsten Kühnheit, zu den heldenmüthigsten Entsagungen und Opfern entflammt. Die Wälle waren erstürmt worden, der Feind in die Mauern eingedrungen; man kämpfte mit ihm, Haus für Haus, und begrub sich zuletzt mit dem Gegner unter den einstürzenden Trümmern, ehe man ihm den Raum als Sieger überließ. Zehn Tage kämpften die Krieger des Marschall Lefevre um vier Häuser! Nicht länger hatte Joseph Buonaparte seine Hauptstadt Madrid als König behaupten können. Er war geflüchtet! In ganz Spanien wehten die heiligen Banner des Unabhängigkeitskrieges, welche die Inschrift führten: „Vencer o morir por patria y por Fernando VII.!*)." Unter diesen Bannern hatte das Volk die Schlacht bei Baylen am 19. und 20. Junius

---

*) Letzteres war freilich ein trauriger Zusatz tiefster Verblendung, der die Unreife des spanischen Volks für den großen Gedanken der Zeit bekundete; hätten sie statt Fernando VII. „libertad" gesetzt, sie wären das größte, kühnste Volk der Erde; so waren sie für den denkenden Beobachter nur das vom glühendsten Fanatismus entzündetste. Die Geschichte hat jenem Fürsten seitdem das Urtheil gesprochen; den Spaniern aber bietet sie jetzt Gelegenheit, die echten Kränze des Ruhms und Volksheldenthums zu gewinnen, die sie damals noch, von blindem Wahn umfangen, verschmäheten. Werden sie aber diese Gelegenheit benutzen? Sind die finstern Nebel, welche ihre Erkenntniß umhüllten, schon zerstreut, die engen Bande und Kerker ihres Geistes schon gesprengt? Wir fürchten, nein! sondern nur durch einzelne Mauerspalten fällt bis jetzt das klare Licht der Wahrheit in die dumpfen Gefängnisse des Wahns, die dieses mit so herrlichen Anlagen zur Größe und zum Heldenthum begabte Volk umschlossen halten.

Anmerk. des Verf. im Junius 1836.

gewonnen; die Franzosen mußten, es waren die ersten Rückzüge des Kaisers, das Heldenland der alten Iberier räumen.

Wo Sagunt und Numantia durch Zerstörung Unvergänglichkeit gewannen, sollte ein dritter heiliger Name tönen: Saragossa. So tapfer wie beide, war es glücklicher; denn Grimm und Kraft der Feinde zerschellten sich an seinen Mauern. Am 14. August, nach sechzig Tagen blutiger Kämpfe, unermeßlicher Anstrengungen und Entbehrungen, schlug der Stadt die Stunde der Erlösung. Das französische Heer brach auf, fast in schmachvoller Eile, denn es vermochte nicht einmal alle seine Mund- und Waffenvorräthe fortzuschaffen, sondern sie fielen zu Tudela nebst vielen Gefangenen in die Hände der Spanier.

Doppelt muthig durch Erfolg und Bewußtsein der Tapferkeit, sammelten sich die entschlossenen Söhne des Vaterlandes in großen Scharen, um den Heeren, welche der französische Kaiser rüstete, einen unbesiegbaren Damm entgegenzustellen.

Doch jener erste, mit Recht als riesenmäßig angestaunte Kampf der Helden in Saragossa war nur das Vorspiel des zweiten, größeren, furchtbareren gewesen, wo alle Mühen und Opfer vergeblich blieben und düsterer Fall das Loos der kühnsten Stadt auf spanischem Boden wurde.

Zwar hatte Aragonien ein Heer von fünfunddreißigtausend Mann gesandt und der eherne Held Castannos führte fast eben so viele Tapfere aus dem Herzen Castiliens heran. Dennoch wurden beide große Heere in den letzten Novembertagen durch den Marschall Lannes besiegt und zerstreut.

Nach Saragossa, seiner Hauptstadt, noch strahlend in der Glorie ihres vor wenigen Monden in Blut, Asche und Flammen erkämpften Ruhms, flüchtete der Aragonier.

Die Mutter Gottes vom Pfeiler, deren wunderthätiges Bild in der Kirche Nuestra Sennora del Pilar auf einer edeln Jaspisſäule ſtehend, Tauſenden von Betern und Pilgern ſchon Troſt und Hülfe verliehen, und der Held Palafox waren die Schutzgötter, denen er ſich freudig und zuverſichtlich anvertraute.

Aus allen Städten und Dörfern ſtrömte auf die Nachricht von dem anrückenden Feinde das Volk dahin; bald füllten mehr als Hunderttauſend das Innere der Stadt, die ſonſt nicht vierzigtauſend Bewohner zählte. Alle waren ſie bereit, den letzten Tropfen aragoniſchen Blutes an die Vertheidigung der heiligen Stadt, heilig, ſeit ſich die Gnade der Mutter Gottes ſo ſichtlich an ihr bewieſen hatte, zu ſetzen.

Am 24. Tage des Chriſtmonats, wo ſonſt die Zeit alle Gemüther mit Frieden und Stille erfüllt, zeigten ſich die franzöſiſchen Belagerungsheere vor der Stadt und ſperrten die Zugänge.

Kein ſpaniſches Herz erbebte bei dieſer Nachricht, ſondern es glühte und flammte auf in kriegeriſchem Ungeſtüm. Doch die Tapferkeit hatte der Vorſicht nicht vergeſſen. Palafox war am erſten Tage des Rückzugs der Franzoſen nach der erſten, vergeblichen Belagerung darauf bedacht geweſen, die Feſtungswerke der Stadt aus allen Kräften zu verſtärken und zu vermehren. Der königliche Ebro, gegen fünfhundert Schritte breit, ſcheidet die Hauptſtadt Saragoſſas von der Vorſtadt. Beide Theile waren nach Möglichkeit der Umſtände durch Verſchanzungen gedeckt. Vor dem oberen Ebrothor, das Sanchothor genannt, liegt (dem Portillothor noch näher) das Schloß von Aljaferia, eine feſte Citadelle für ſich; an dieſe zunächſt ſtößt das Kloſter der barfüßigen Kapuziner. Es war in eine Veſte umgewandelt

und die Mönche selbst hatten ihre Schanzen aufgeworfen und schlossen sich bewaffnet den Vertheidigern auf den Wällen an. Von dort bis zum nächsten Kapuzinerkloster zog sich ein langer Wall und tiefer Graben, zu dem dieses zweite Kloster ein festes Bollwerk bildete. Hier krümmt sich der Fluß Huerba bis dicht an die Stadt und umfließt dann ihre Mauern, bis er sich unterhalb derselben in den Ebro ergießt. Alle seine Brücken waren eben so viele Vesten geworden und durch Mauern und Gräben zu einer Linie verbunden. Ueberall bildeten die Klöster mit ihren starken Mauern, und unter ihnen besonders das mächtige Gebäude des Klosters Santa Engracia, die Basteien der langen Befestigungslinie. Jenseit des Ebro war die Vorstadt ähnlich geschützt und außerdem lag noch auf dem rechten Ufer das Fort Monte Torrero, welches, wenngleich es nur einer kurzen Vertheidigung fähig war, die sich von der entfernten Stadt nicht unterstützen ließ, doch dem Feinde ansehnliche Opfer kosten mußte und wirklich kostete.

Das waren die dem Auge sichtbaren Schutzmittel; doch unter der Erde bargen sich in zahllosen Minengängen furchtbarere Zerstörungsmittel. Außerdem war Alles, was dem Feinde Schutz gewähren konnte, vernichtet. Der ganze Süden Saragossas, in unmerklich sanften Wellenformen ansteigend, ist mit Olivenhainen bedeckt. Diese schönen, schattigen Räume waren unerbittlich zerstört und nur nackte, kurz über der Erde weggehauene Stumpfe ragten, ein unübersehbares Palisadenfeld, aus dem Boden hervor. Denn der Krieg ist rauh und unerbittlich gegen die Schönheit wie gegen Recht und Schwäche.

Dennoch zagte kein aragonisches Herz; alle schlugen sie voll Kampflust.

Das erste blutige Gefecht fiel am Monte Torrero vor,

der durch Sturm gewonnen, aber auf's tapferste vertheidigt, in die Hände der Feinde fiel. Am folgenden Tage hatte er auf dem jenseitigen Ufer in der Vorstadt mit dem hartnäckigen Muth der Aragonier und Schweizer zu kämpfen. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Erbitterung gefochten; der Kampf kostete den Angreifern große Opfer und sie kamen doch nicht näher zum Ziel.

Belehrt, daß gewaltsame Angriffe, Erstürmungsversuche den gewöhnlichen Zweck, die Belagerten in Schrecken zu setzen, so ganz verfehlten, daß diese vielmehr um so entschlossener zum Widerstande wurden, begannen die Franzosen jetzt die Belagerung auf regelmäßige Weise durch Eröffnung von Laufgräben und Anlegung von Batterien. Sie hatten eine furchtbare Masse von Geschütz zusammengebracht und verfuhren bei der Anlegung ihrer Belagerungsarbeiten eben so sorgfältig als sachverständig. Die erfahrensten Ingenieure, unter ihnen der berühmte Oberst Rogniat, die Artilleriegenerale Dedon und Lacoste, boten Alles auf, was Kriegskunst und Wissenschaft bei den reichsten Mitteln vermochten. Jeder Tag war Zeuge heldenmüthiger Kämpfe. Die Belagerten machten unermüdlich Ausfälle. Mehrmals drangen sie bis in die feindlichen Batterien ein und vernagelten dort die Geschütze; aber jeder Sieg wurde auch mit edeln Heldenhäuptern aufgewogen und zahllose Leichen bedeckten das Schlachtfeld und die Krankenhäuser in der Stadt füllten sich mit Verwundeten. Hier begann die Thätigkeit der Frauen, indem sowol die Bürgerinnen als auch die Klosterjungfrauen sich der unermüdlichen Pflege widmeten.

Am 10. Januar, früh um sieben Uhr, wurden die Belagerten durch ein donnerndes Krachen erweckt, als ob der feste Grund des Erdbodens unter ihnen zusammenbräche. Der Feind hatte acht Batterien mit zweiunddreißig Geschützen

vom schwersten Kaliber errichtet und schleuderte ihre zermalmenden Eisenmassen gegen die Stadt. Er wollte in das Kloster St. Joseph, den festen Brückenkopf an der Huerba, und in die Batterie Palafox Bresche legen. Zugleich trachtete er die Einwohner durch andere Schrecken zu bezwingen, indem er eine große Masse so gewaltiger Bomben in die Stadt warf, daß oft die stärksten Gewölbe von ihnen zerschmettert wurden und die in diesen so beschützten Zufluchtsorten Verborgenen unter Schutt und Trümmern begruben oder durch die Stücke der springenden Bomben zerrissen.

Das Kloster St. Joseph, nur von Backsteinen erbaut, vermochte einer solchen Gewalt des Angriffs nicht zu trotzen. Bald stürzten die Mauern desselben zusammen; die Vertheidiger konnten den Posten nicht halten, schlugen sich aber mit unbesiegbarer Erbitterung noch in den zusammenbrechenden Trümmern. Ja, sie versuchten noch um Mitternacht einen Ausfall. Im gedeckten Wege sammelte sich eine Schar von zweihundert Tapfern; urplötzlich stürzte sich dieselbe auf die erste Batterie, um sie mit dem Säbel in der Faust zu nehmen. Doch sie wußten nicht, daß eine Seitenbatterie dieselbe bestreichen konnte; unvermuthet brach daher ein Kartätschenstrom in ihre Reihen ein und in wenigen Minuten lagen zwei Drittheile dieser Kühnen zerschmettert am Boden; der Ueberrest mußte weichen.

Jetzt erst wurde das Kloster St. Joseph geräumt; der Feind rückte der Stadt näher und preßte sie in enger Umschließung ein.

Von nun an verlor der Krieg sein stolzes triumphirendes Antlitz; er furchte die eherne Stirn jeden Tag finsterer und bald bot er nur den Anblick einer entsetzenden Schreckensgestalt dar. Der Feind hatte die Besetzung der Wälle mit zahllosen Opfern seiner tapfersten Krieger erkauft. Der un-

gebeugte Muth der Belagerten verlangte denselben Preis von ihm für jedes einzelne Haus. In allen Gestalten tobten die Furien des Verderbens. Sie schmetterten kolossale Eisenmassen herab, durchstürmten die Gassen mit flammender Brandfackel, ja sie durchwühlten den Boden der heiligen Erde, würgten in unterirdischer Finsterniß und brachen sich dann mit der zersprengenden Gewalt der Minen die Bahn wieder aufwärts. Zu diesen tobenden Ungethümen gesellten sich die entsetzlichen der Noth, des Hungers, der Seuchen. Wohin Du blicktest, grinste Dir ihr bleiches Antlitz verzerrt entgegen. Aus den hohlen Augen der Verwundeten, die sich ohne Hülle, ohne Lagerstroh, in Frost und Hitze fliegend, am Boden krümmten, so verwahrlost, daß die leichtesten Wunden, am dritten Tage vom Brand ergriffen, zu tödtlichen wurden; aus den gespenstischen, wankenden Gestalten der hungernden Armen, aus dem matten Todesblick der hingewelkten Kranken, die das giftige Fieber ergriffen hatte, welches mit den ungesunden, ekeln Dünsten die Luft verpestete und durch sie Tausende dahinraffte!

Alle diese lastenden Drangsale drückten den aragonischen Muth, den Stolz des Spaniers, sein glühendes Gefühl für Vaterland und König nicht nieder. Gleich edeln Flammen brachen diese hochherzigen Gefühle durch die niederdrückenden Dunstgewölke hindurch und leuchteten stolz empor in den Himmel des Vaterlandes.

Und an der Spitze Aller stand Palafox der Unerschrockene, Unbesiegbare, dessen Muth unter jeder neuen Prüfung nur wuchs. Wer verzagte, war verachtet, war ein Verräther; das Volk zerriß den Feigen, der den spanischen Namen entehrte. Trotz aller Drangsale, obgleich schon vierzigtausend Leichen flüchtig verscharrt waren und der Boden für die Todten zu mangeln begann, durfte Niemand von Uebergabe

sprechen. Auf alle Auffoderungen des Marschalls Lannes hatte der heldenmüthige Palafox nur eine Antwort: „Hasta la ultima tapia" — bis auf die letzte Lehmwand vertheidige ich den mir anvertrauten Posten. Doch, war auch die Seele des Helden unbezwinglich, sein Körper war es nicht; der großmüthige, offene Kampf verschonte ihn zwar und keine Kugel wagte sich an sein verehrtes, geheiligtes Leben, aber die meuchelmörderische Giftmischerin, die Seuche, schlich sich in seine Adern und warf ihn zu Boden. Seit Wochen lag er hinsterbend in einem engen Kellergewölbe; und doch wie er mit der Größe der That Allen vorangegangen war, so gab er jetzt auch das Vorbild standhaftesten Duldens und sein edler, stolzer Geist wurde durch keine Härte des Geschicks gebeugt. Den Oberbefehl hatte er seinem Freunde, dem General St. Marc, übertragen müssen; doch galt sein Wollen, sein Rath, der aus der tiefen, dunkeln Krankengruft herauf überall gefodert wurde, wie eine göttliche, eine Orakelstimme, und legte stets das mächtige Gewicht der Entscheidung in die Wagschale. Die tausendfältigen kleinen Pflichten der Aufmerksamkeit, Einsicht, Führung war er nicht mehr im Stande zu erfüllen; die eine, große aber, in welcher sich alle in einer Spitze vereinigten, wo das Lebensmark seines Thuns und Wollens sich zusammendrängte, diese eine hielt er fest und selbst die bleiche, ersterbende Lippe sprach nur ein unerschütterliches „Nein" zu jedem Vorschlag eines sinkenden Muthes.

So stand es jetzt um das heldenmüthige, unglückselige, aber doch preiswürdige Saragossa.

Zwölftes Capitel.

„Don Ballardos! Don Ballardos!“ rief Garcia seinem Freunde zu, der im obern Stockwerk eines kleinen steinernen Hauses am Fenster stand, „Don Ballardos! Der Feind greift die Häuser am Cosso*) an; auf, kommt herab, sie zu vertheidigen!“

Ballardos winkte bejahend und war trotz seiner Jahre im Augenblick unten auf der Gasse, um an dem Kampfe Theil zu nehmen.

Beide Freunde schritten hastig die Straße Portillo hinab, die sie am nächsten nach dem Cosso führte. Doch als sie die nächste Ecke erreicht hatten, sprach Garcia: „Laßt uns hier einbiegen und dann durch die Straße Misericordia gehen. Dort wohnen noch einige Freunde, die man aufrufen kann! Es beginnt sehr an Mannschaften zu fehlen.“

„Die Kräfte des Kühnsten erschöpfen sich; nicht Jeder hofft auf den Tod als seinen Befreier aus den finstern Banden der Qual, von der Folterbank des Lebens!“

„Ballardos!“ bat Garcia, „überwindet diese düstre Stimmung; es ist auch ein Raub an dem Vaterlande, wenn Ihr Eure Kraft so unterhöhlt. Rufen Euch diese Leichen, die unbegraben auf der Straße liegen, weil der Boden keinen Raum mehr für sie hat, nicht zum Leben und zur Rache auf?“

„Wo sahet Ihr jemals, daß meine That zögerte?“ sprach

*) Ein länglicher Platz (ähnlich dem Graben in Wien) zu Saragossa, wo der Häuserkrieg am furchtbarsten tobte.

Vallardos streng; „eben deshalb, weil ich nur Rache, nicht Rettung will, bleibt meine Kraft unerschöpft!“

„Sie ist es nicht, Ihr täuscht Euch und uns,“ sprach Garcia; „mehr Lebenshoffnung würde Euch mehr Lebensfrische geben.“

„Was bei Euch die Hoffnung thut, thut bei mir der zürnende Schmerz. Oder glaubt Ihr nicht, daß wahnsinnig wilde Kräfte in mir erwachen, wenn ich die tausend verzerrten Larven des Elends und des Todes um mich sehe und dabei denke: deine Tochter, aus dem edelsten spanischen Blut, ist die Metze eines dieser Tiger, die solche Schmach, solchen Jammer auf unser Vaterland häufen! Garcia! Mit diesen altersschwachen Händen würge ich Löwen, wenn dieser Gedanke meine Sehnen und Muskeln mit ingrimmigem Lodern durchflammt!“

„Vallardos, denkt nicht so unwürdig von Eurer edeln Tochter!“

„Meine edle Tochter! Wollt Ihr mich verhöhnen, Garcia? Bei St. Jago, spanisches Blut ist theuer und das Vaterland hat jetzt auf jeden Tropfen ein Recht, aber dennoch —“

Statt der Antwort drückte Garcia ihm sanft die Hand. „Ihr wißt besser, Freund, wie ich gesinnt bin. Doch es ist mein fester Glaube, daß Ihr Euch mit Wahngebilden foltert. Irren mochte Elvira, einen Fehltritt thun, vielleicht, denn wer weiß es? — aber so tief in Schmach sinken, das vermochte sie nicht!“

„Und wo bürge sie sich, wenn sie nicht dem Verführer gefolgt wäre? Sie weilt vielleicht im Lager der Franzosen draußen und verkürzt sich die Nacht mit ihrem Buhlen, während wir —“

„Haltet ein, lästert nicht!“ unterbrach ihn Garcia ernst.

„Es wäre doch schön," fuhr Vallardos heftiger fort, „wenn ich etwa verwundet oder gefangen würde, sie mich ins Lager schleppten und ich sähe dabei mein Töchterchen wieder, auf dem Schoos ihres Verführers, oder bei Andern, denn sie wird wol den Wechsel lieben. Sie könnte dann auch vielleicht ein gutes Wort für mich einlegen, wenn sie mich mit Nesseln todtpeitschen wollten, wie die letzten Gefangenen; sie könnte sagen: „Hängt ihn doch lieber gleich hier an den Olivenbaum; was wollt Ihr den alten Mann quälen!"

Garcia fühlte Schmerz und Unwillen zugleich, doch er ließ Vallardos seiner Qual Worte geben, weil er sie sonst tief im Innern verschloß und sie dann desto schärfer an seiner Seele nagte! Doch plötzlich unterbrach ein furchtbares Getöse das Gespräch. Ein dröhnendes Krachen schlug betäubend an das Ohr und zugleich fühlten sich beide Männer von einem allseitigen Stoß und Druck erschüttert und die Brust zusammengepreßt, wie wenn eine haushohe Welle plötzlich über sie hingeschlagen wäre; der Erdboden bebte, die Häuser umher wankten, in einem derselben, wo sich Glasscheiben befanden, borsten sie und fielen klirrend auf das Pflaster. „Heilige Jungfrau vom Pfeiler!" rief Garcia, „verleihe uns deinen Schutz, was war das?"

„Eine Mine;" sprach Vallardos, der sich schnell wieder gefaßt hatte; „sie muß am Cossо gesprengt sein. Doch von so furchtbarer Kraft war noch keine, so lange wir hier fechten. Gebe der Himmel, daß der Schaden zu ertragen sei!"

Sie eilten vorwärts. Aus allen Häusern stürzten die erschreckten Einwohner heraus, denn Alle mußten glauben, daß die Explosion in ihrer nächsten Nachbarschaft geschehen sei, so heftig war ihre Wirkung. Doch nur wenige Männer zeigten sich vor den Thüren, denn die waffenfähigen

waren auf den Wällen; in den Häusern gab es nur Kranke, Verwundete, Greise, Weiber und Kinder. Doch auch die Wenigen waren jetzt nothwendig, denn es schien ein entscheidender Kampf bevorzustehen. Vallardos rief Alle auf, deren er ansichtig wurde. „Folgt mir! Nach dem Cosso! Der Feind dringt ein! Helft abwehren!"

So erschallte sein Ruf durch die Gassen und wurde von Weibern, Greisen und Verwundeten wie ein Hülfsgeschrei wiederholt. Wer noch Kräfte hatte, waffnete sich und stürmte herbei, denn die Ungewißheit vergrößerte die Besorgniß.

Auf dem Cosso angelangt, war dieser ganze breite platzartige Stadttheil in dichten Rauch gehüllt. Ein lebhaftes, aber einzelnes Gewehrfeuer diente den Herbeieilenden zum Richtungspunkt ihrer Schritte. Der Platz war mit aufgeworfenen Querwällen durchschnitten, hinter denen Geschütze standen, um im Nothfall dem eindringenden Feinde nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Die nothwendigste Mannschaft stand bei den Kanonen, die Andern waren vorwärts dem Kampfplatze zugeeilt.

„Wo wird gefochten? Was ist geschehen?" fragten Vallardos und Garcia aus einem Munde.

„Der Feind," antwortete ein auf der Laffette sitzender alter Krieger, „hat wahrscheinlich vom Krankenhause aus, wo er seit drei Tagen in den Kellern einlogirt ist, eine Mine unter das Franziskanerkloster getrieben und das ganze Gebäude in die Luft gesprengt!"

„Madonna del Pilar!" rief Garcia, „das hat dein Schutz nicht abgewendet?" Vallardos fuhr sich mit der Hand durch das weiße Haar; in seinen Zügen sah man den Kampf seines Zorns.

„Sind viele Leute verunglückt?" fragte Garcia.

„Die Luft war schwarz von aufgeschleuderten zerrissenen Leibern und Gliedern und jetzt ist der Boden damit besäet. Sie hatten einen Scheinangriff gegen die Straße Engracia gemacht und als die Unsern dicht geschart ihnen entgegendrangen, riß sich plötzlich donnernd und feuerspeiend der Boden unter ihnen auf und schleuderte sie gegen die Wolken oder verschlang sie. Eine ganze Compagnie vom Regiment Valencia stand auf dem Minentrichter. Jetzt wird um das Kloster gefochten. Wir warten nur Befehl ab, so wollen wir von hier aus noch Kartätschen in das Getümmel senden!"

„Rache! Rache!" rief Vallardos laut, der mit wuthblassem Angesicht und fest in die Zähne eingebissenen Lippen den Bericht mit angehört hatte. Sein Ruf fiel zündend wie ein Wetterstrahl in die Brust der Kämpfer, die ihm folgten; sie stürmten unter der Führung des Heldengreises vorwärts dem Getümmel des Kampfes entgegen. Bald waren sie in den dichten Pulverdampf und den Rauch der flammenden Gebäude eingehüllt; eine erstickende Glut wehte von allen Seiten, selbst aus der Erde herauf. Der Fuß trat auf heiße Asche und glimmende Balken und strauchelte oft über zerrissene menschliche Körper und einzelne Gliedmaßen, die sich mit dem grausen Chaos brennender Trümmer vermischten. Es war, als werde die Schlacht in einem speienden Krater geliefert, denn auch die Flammen schlugen an vielen Stellen hochlodernd aus dem Boden hervor.

„Wer sieht hier Freund und Feind!" rief Garcia.

„Nur näher! Unterscheiden wir sie nicht auf Pistolenschußweite, so doch auf Dolchlänge," ertönte Vallardos' Antwort. Und er selbst drang vor, in die Aschen- und Staubwolken, über Leichname und brennende Balken hinweg.

Jetzt verwehte ein starker Windstoß die dichten Staub- und Rauchwirbel und gestattete einen freiern Blick. Aber nur ein furchtbareres Schauspiel bot sich dem Auge dar. Das Franziskanerkloster war zwar durch die Mine nicht aufgesprengt, aber doch ein Theil seiner Mauern eingestürzt und vor demselben alle Gebäude in Trümmer zerschmettert, die halb einen tiefen Krater füllten, den die Explosion aufgewühlt hatte. Gegenüber demselben, jenseit der Straße Engracia, lag das vom Feinde besetzte Krankenhaus, von dessen Kellern aus er seine Minengänge getrieben hatte. Hier ertönten jetzt betäubende Trommelwirbel und ein furchtbares Kampfgeschrei. Es waren die Sapeure mit ihren langen Bärten und blanken Aexten, unter der Führung des Major Valazé, die, vereinigt mit dem 115. Infanterieregiment unter dem tapfern Oberst Dupéroux, mit wirbelnden Trommeln, fliegenden Fahnen und eingesenktem Bajonet im Sturmschritt andrangen, um das Franziskanerkloster zu nehmen. Doch die Spanier verloren keinen günstigen Augenblick. Die zuvor müßig zuschauenden Artilleristen erhielten durch Zeichen einen Befehl und sandten nun einen furchtbaren Hagel von Kartätschen gegen die Anrückenden.

Diese, wie ihre Reihen auch gelichtet wurden, brausten vorwärts und gewannen eine Stelle der Straße Engracia, wo ihnen ein von den Spaniern verlassener Querwall Schutz gegen die mörderischen Kartätschenschüsse gewährte. Von hier aus drangen sie mit Ungestüm gegen das halbzerstörte Franziskanerkloster vor, wo die Spanier ihnen mit einer Hartnäckigkeit Stand hielten, die dem wuthentflammten Angriff nicht nachstand.

Ballardos und die ihn begleiteten, hatten sich seitwärts, außerhalb der Richtung der Geschütze, befunden. Jetzt konn-

ten sie dem Feinde in die Flanken fallen und Vallardos war der Erste, der durch einen noch glühenden Aschenhaufen vordrang und mit geschwungenem Degen die Seinigen auffoderte, ihm zu folgen. Doch sie waren nicht unbemerkt geblieben. Ein Capitain des Regiments ließ sogleich eine Compagnie Front gegen sie machen und empfing sie mit einer Musketensalve auf funfzig Schritt. Ein Drittheil stürzte zu Boden, aber die Uebrigen nur desto rachbegieriger gegen die Feinde. Hier begann ein entsetzliches Würgen und Ringen, Mann gegen Mann, Faust gegen Faust. Im wirbelnden Rauch und Staub, auf einem Boden, der selbst schon ein Schlund des Todes war, unter auflodernden Flammen wurde dieser Kampf der Wuth gekämpft. Dazwischen schmetterte in krachenden Lagen das Kartätschenfeuer der Spanier, die ihre eigenen, an Zahl geringeren Brüder nicht schonen konnten, um dem in Massen andringenden Feind verhältnißmäßig größern Abbruch zu thun. Der Tod schwebte wie ein ungeheurer Raubvogel über der Kampfstätte, bedeckte sie rings mit seinen schwarzen Riesenflügeln, und jeder geschwungene Schlag derselben raffte blühendes Leben hinweg.

Vallardos suchte den Führer; ihn mit dem Dolch niederzustrecken, war seine Absicht. Mit der energischen Kraft, die den Greis in begeisterten Momenten beseelte, kämpfte er sich zu ihm hinan und eben wollte er ihm, der halb abgewendet stand und sich eines jungen wüthenden Spaniers kraftvoll erwehrte, den Dolch in die Seite stoßen, als sich der Offizier rasch gegen ihn umwandte und ein Pistol auf ihn abdrückte.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief Vallardos aus und taumelte rückwärts; aber nicht von dem Schuß, der ihn in der Schulter getroffen hatte, sondern von einer unsichtba-

ren, mächtigen Gewalt erschüttert. Denn St. Val stand vor ihm.

Nur einen Augenblick hatte der Schrecken wirken können; jetzt entzügelte sich die Wuth desto gewaltsamer. Mit blitzendem Dolch und den Worten: „Ehrloser Bube!“ stürzte Vallardos auf St. Val ein. Dieser wich, nicht aus Furcht, sondern aus höherer Scheu vor dem Greise, der plötzlich, nach zehn Monden, wie ein Geist der Rache vor ihm unter Qualm und Flammen aus dem Boden stieg, zurück.

„Heran, heran, Sennor!“ rief der junge Spanier dem andringenden Vallardos zu, und dieser erkannte jetzt in ihm jenen fanatischen Jüngling Alonzo, der vormals in blinder Ergebenheit gegen Elvira der Erste war, welcher St. Val's Bande in der Nacht seiner Gefangenschaft durch Malleros löste und dessen düstre Schwermuth um die fürchterlich geopferten Seinigen sich jetzt in einen finster brütenden, dem Wahnsinn nahen Zustand verwandelt hatte, in welchem ihm nur Ein Wollen und Denken klar blieb, der unbezwinglichste Haß gegen die Feinde des Vaterlandes.

„Heran, heran!“ rief er aus und sein dunkles Auge flammte wie das eines Löwen unter den buschigen Brauen auf, „wir wollen ihn zerreißen!“ Und wirklich warf er die Waffe, mit der er bisher gefochten hatte, weit von sich, stürzte sich mit einer Wuth, der nichts zu vergleichen war, auf St. Val und umschlang ihn mit beiden Armen, um ihn zur Erde zu ringen. Doch in demselben Augenblicke sah Vallardos drei Schritt davon ein Gewehr auf den Unglücklichen abfeuern und ihn, da das Band seiner Arme plötzlich wie zerschmettert losließ, rückwärts zu Boden stürzen.

Dies Alles war so das Werk eines Augenblicks, daß Vallardos bis dahin noch nicht die wenigen Schritte zwischen ihm und St. Val zurückgelegt hatte, um ihn mit

dem Dolch anzugreifen. St. Val taumelte zwei Schritt zurück nach dem wüthenden Anfall Alonzo's; doch Vallardos drang ihm nach, packte den Wankenden mit der Linken an der Schulter und mit der Rechten führte er einen furchtbaren Stoß gegen sein Herz. Doch eben wo seine Dolchspitze Widerstand in der Brust des Gegners fand, fühlte Vallardos einen schmetternden Schlag, der ihm durch den ganzen Körper dröhnte, gleichsam als habe er sich elektrisch durch die Berührung erzeugt. Er wankte, seine Knie brachen ein, es wurde Nacht um ihn, er sank und hörte noch im Fallen ein krachendes Donnern dicht an seinem Ohr, als stürze der Boden prasselnd unter ihm zusammen.

In diesem Augenblicke ertönte ein lautes Kampf- und Siegsgeschrei; die Franzosen hatten die Spanier zurückgedrängt und stürmten siegreich in das Franziskanerkloster ein. Noch einmal sandten die spanischen Kanonen eine doppelte Kartätschenlage in die kämpfenden Massen, daß Rauch, Staub und Asche hoch in die Lüfte wirbelten, und dann schwiegen sie, weil die eigenen Leute sie vernageln und flüchten mußten.

Ein Windstoß drückte ein Gebirge von Rauch auf den Schauplatz des gräßlichen Kampfes herab. Im Augenblick war er allen menschlichen Blicken entzogen und nur ein dumpfes Wuth- und Wehgeschrei tönte schauerlich aus den schwarzen, wolkig sich wälzenden Wirbeln wie aus einem tiefen, undurchdringlichen Meeresschlund herauf und erfüllte die Seele mit Schauder und Entsetzen.

Dreizehntes Capitel.

Als Vallardos von seiner Betäubung erwachte, fand er sich in einem dunkeln Gewölbe auf einer Lagerstätte, so gut die an Allem Mangel leidende Stadt sie schaffen konnte. Es war ihm, als erwache er aus einem schweren Traume, und es dauerte lange, bis er sich den Verlauf der Ereignisse wieder ins Gedächtniß zurückrief. Er richtete sich empor und blickte forschend um sich. Sein Kopf schmerzte ihn, er fühlte darnach und fand ihn mit einem Tuch verbunden. Auch auf seine, vom Schuß gestreifte Schulter war ein Verband gelegt.

Nach und nach gewöhnte sich sein Auge an das Halbdunkel und er erkannte alle Gegenstände um sich her. Das Gewölbe war groß; mehre Lagerstätten standen neben einander; auf der nächsten erblickte er einen Mann halb aufrecht sitzend, halb zurückgelehnt. Vallardos betrachtete ihn noch, als derselbe ihm das Gesicht zuwandte und ihn mit seltsamem, aber rührendem Ton der Stimme fragte: „Nun, Sennor! Seid Ihr auch wieder auferstanden?“ Es war Alonzo.

„Alonzo!“ rief Vallardos staunend. Doch dieser legte rasch die Fingerspitzen auf den Mund und winkte ihm geheimnißvoll und schweigend: „Die schwarze Madonna sitzt und schläft! Weckt sie nicht auf, sie möchte zürnen; und jetzt ist sie doch so sanft!“

Vallardos folgte verwundert mit den Augen der Bewegung, die Alonzo mit der Hand machte, und gewahrte jetzt, was ihm zuvor entgangen war, in der Ecke des Gemachs, an einem Tisch sitzend, auf dem eine mattbrennende Lampe

stand, eine ganz in schwarze Florgewänder gehüllte weibliche Gestalt, welche das Haupt in die Hand gestützt hatte und zu schlummern schien: „Wer ist das?“ fragte er leise.

„Eine Heilige, die uns pflegt,“ erwiderte Alonzo noch leiser mit dem Ausdruck der Ehrfurcht; „ich glaube, es ist die heilige Mutter Gottes vom Pfeiler selber, so süß klingt ihre Stimme und so sanft sind ihre Hände. Ich wünschte, ich hätte tausend Wunden, wenn sie sie nur verbinden wollte! Ja, wo sie die Hand anlegt, spürt Ihr es wie Balsam! Ich war ja mitten durch's Herz geschossen, wie hätte ich also ohne die Heilige leben können!“

Vallardos blickte Alonzo immer befremdeter an. Es wurde ihm mit jedem Augenblick gewisser, daß er irre rede, doch wußte er nicht, hatte der verschlossene Wahnsinn des Jünglings Sprache gewonnen, oder waren es nur Fieberphantasien, die ihn aufregten.

„Still! Rührt Euch nicht! Sie erwacht! Sie kommt!“ flüsterte Alonzo und legte sich scheu zurück, als sei es ein Vergehen gewesen, daß er sich halb emporgerichtet hatte. Vallardos blieb aufrecht. Es nahte sich dem Lager der Kranken eine hohe Gestalt, doch in tiefe dunkle Schleier gehüllt. Ihr Schritt war schwankend, sie hielt die Lampe in der Hand; zwar war es bei der Dunkelheit des Gemachs unmöglich, ihre Züge zu erkennen, aber ein gewisses unerklärliches Etwas, ein über die ganze Gestalt sich verbreitendes Wesen milder Erhabenheit, gab die Ueberzeugung, daß sich unter diesen Hüllen eine wunderbare Schönheit verberge. Ihr beklommenes Athmen, ihr schwankender Schritt, die zitternde Bewegung der Hand, in welcher sie die Lampe trug, schien eine tiefe Aufregung des Gemüths zu verrathen. Freilich konnte dieselbe an diesem Ort und unter diesen Verhältnissen Niemanden auffallen; denn welches weib-

liche Wesen hätte nicht beben sollen unter einer solchen Zahl schwer verwundeter, halb sterbender Helden, die für das Vaterland bluteten, während draußen schon wieder der dumpfe Donner des Geschützes krachte, weil der Kampf auch in der Nacht fortgesetzt wurde? In eben diesem Augenblicke rang die unbesiegbare Kühnheit der Belagerer auf's neue mit den Feinden um den Besitz des Franziskanerklosters so hartnäckig, daß das Würgen und Morden bis in die höchsten Räume des Glockenthurmes hinaufdrang, während unabläßig, selbst von dem jenseitigen Ufer des Ebro her, zahllose Bomben auf die Stadt geschleudert wurden, deren dröhnendes Niederschlagen und Springen man bis in die tiefsten Gewölbe hinab vernahm, wo die Verwundeten gepflegt würden.

Es war augenscheinlich, daß die Verschleierte das Amt der Pflegerin übte; sie näherte sich Vallardos' Lager und fragte ihn mit einer kaum hörbaren, bebenden Stimme: „Wie ist Euch, Sennor, Ihr habt lange betäubt gelegen! Kehren Euch die Kräfte zurück?"

Vallardos fühlte sich durch den leisen, zitternden Ton dieser Stimme wunderbar gerührt; es war eine unbegreifliche Empfindung der Liebe und der Trauer, die ihn überschlich. Einige Sekunden dauerte es, bevor er antworten konnte: „Ja, diese wohlthätige Pflege, die ich hier empfangen, hat mir das Leben zurückgegeben. Allein wo sind wir hier?"

„Im Kloster der Sepulchriner," erwiderte die Pflegerin bebend, „sie haben den barmherzigen Schwestern ihre bombenfesten Gewölbe zur Pflege der Kranken eingeräumt."

„Es ist aber nicht die Ordenstracht der barmherzigen Schwestern, in der ich Euch sehe, fromme Jungfrau. Gehört Ihr nicht zu dem Orden?" fragte Vallardos.

Nach einigen Augenblicken entgegnete die Fremde: „Nein, ich bin nur eine Kostgängerin des Klosters; die Bedrängniß des Vaterlandes bestimmte mich, meine Kräfte der Krankenpflege zu widmen."

„Liegt es in den Regeln des Ordens, daß Ihr Euch so tief verschleiert? Ich möchte Euer Antlitz sehen, denn der Ton Eurer Stimme erweckt mir unbegreifliche Empfindungen."

„Es ist ein besonderes Gelübde, das mich zwingt, diese Schleier zu tragen und, vergebt mir, Sennor, doch, auch Schweigsamkeit gehört zu meinen Pflichten und verbietet mir, länger mit Euch zu sprechen, als Euer Zustand es fodert."

Nach diesen Worten, die sie, sowie die ganze Unterredung, mit unterdrückter, mehr lispelnder als tönender Stimme sprach, trat sie schweigend zurück, um einen Verband für Vallardos' verwundete Stirn zu bereiten. Während dessen richtete sich Alonzo wie heimlich auf und flüsterte: „Ihr habt die Heilige erzürnt; sie will nicht, daß man viel zu ihr schwatzt; still zu ihr beten müßt Ihr."

Die Pflegerin kehrte zurück und legte Vallardos schweigend einen kühlenden Umschlag auf die Stirn.

„Vergebt, edle Jungfrau, wenn ich Euer heiliges Gelübde nochmals störe," sprach dieser; „allein mir ist, als sei ich gar nicht krank oder verwundet. Ich fühle, däucht mir, Kräfte, mich aufzurichten!"

„Eure Wunde ist nicht gefährlich, Dank sei es der heiligen Sennora del Pilar!" entgegnete die Jungfrau; „der Hieb ist nicht tief eingedrungen, doch er muß Euch betäubt haben."

Während sie diese Worte sprach, öffnete sich eine Thür im Hintergrunde des Gewölbes und, mit einer Ampel in der

Hand, trat eine andere Pflegerin, die ihrer Ordenstracht nach wirklich zu den barmherzigen Schwestern gehörte, ein. Sie ging auf die Verschleierte zu und sprach: „Fromme Frau, es ist Mitternacht; die Stunde der Ablösung von Eurer mühsamen Pflicht hat geschlagen."

Die Unbekannte wollte gehn, doch sie schien in einem heftigen innern Kampf begriffen, der ihr die Kräfte raubte; sie mußte die Lampe aus der Hand setzen und schwankte einem Sessel zu. Jetzt erhob Alonzo, der die Worte der frommen Klosterschwester gehört hatte, seine klagende Stimme: „Ach, dunkle Heilige! Geh' noch nicht von hier! Du hast mein Gebet noch nicht erhört! Sage mir, kehrt Donna Elvira nicht wieder, lebt sie oder ist sie eine Heilige wie Du?"

Die Unbekannte machte eine zuckende Bewegung und winkte ihm mit der Hand Stille zu.

Vallardos rief heftig: „Donna Elvira? Welche Donna Elvira?"

„Eure Tochter, Sennor!" rief Alonzo, „sie ist eine Heilige! Ich habe sie gesehn, sie stand an meinem Lager, von himmlischem Glanz umflossen, und bot mir die Märterkrone!"

„Schweig, Unglückseliger!" rief Vallardos, „Dein Fieberwahnsinn lästert frevelhaft!"

„Ja, es sind Fieberträume, die Euch foltern, armer Kranker!" sprach die barmherzige Schwester und näherte sich ihm: „Wir wollen Euch wieder kühlende Arznei reichen."

Die Verschleierte, deren innerste Bewegung nur an ihrem tiefen und beklemmten Athem zu erkennen war, erhob sich jetzt mit angestrengter Kraft, winkte mit der Hand rückwärts zum stummen Abschiede und entfernte sich aus dem

Gemach, ohne das Haupt zurückzuwenden, obwol Alonzo ihr flehend nachrief: „Bleib, dunkle Heilige, bleib!“

Die Thür hatte sich hinter ihr geschlossen, Alonzo drückte das Haupt verzweiflungsvoll in seine Kissen zurück. Vallardos saß aufgerichtet schweigend und blickte starr vor sich hin. „Wer ist diese Sennora?“ fragte er nach einigen Augenblicken die vor ihm stehende Klosterschwester.

„Ein räthselhaftes, aber wunderbar schönes und hehres Wesen; sie nennt sich die Marquise von Santo Vallos — allein wir haben Ursache zu glauben, daß sie ihren wahren Namen verbirgt, weil ein ebenso unglückseliges als rauhes Schicksal sie verfolgt. Kurz vor der ersten Belagerung kam sie in Männertracht nach Saragossa, angeblich ein Jüngling aus edelm Hause, der sich den muthigen Vertheidigern des Vaterlandes anschließen wollte. Niemand ahnte ihr Geschlecht. Mit Heldenmuth focht sie in den Reihen der Tapfersten und wich nicht von Palafox' Seite, wo ihm Gefahr drohte. Oftmals stürzte sie sich mit so erbitterter Heftigkeit in die Feinde, daß die eigenen Gefährten sie zurückhalten mußten. Doch ein Engel Gottes, oder vielleicht unsere heilige Jungfrau del Pilar selbst, nahm sie in Schutz, denn keine Waffe ritzte ihr nur die Haut, keine Kugel erreichte sie, bis in den letzten Tagen der Belagerung; da streckte sie ein Schuß zu Boden. Ihre Gefährten trugen sie bewußtlos aus dem Kampfgetümmel. Doch die Besinnung war ihr schon nach wenigen Minuten zurückgekehrt und da erflehte sie es, als die einzige Belohnung ihrer tapfern Thaten, daß man sie in unser Kloster zur Verpflegung bringe. Hier entdeckte sie ihr Geschlecht und ihren Stand; sie wurde darauf sogleich in meine Zelle gebracht und ich blieb ihre Pflegerin. Wol darf ich sagen, edler Sennor, daß diese kühne Heldin die sanfteste weibliche Seele

besitzt, die ich jemals kennen lernte. Noch als sie die männliche Kleidung trug, hatte Jedermann Theil an der stillen Schwermuth des vermeinten Jünglings genommen und man hieß ihn nur den trauernden Heldenjüngling. Jetzt entdeckte mir die Arme den Grund ihres Kummers und ihres Hasses. Sie war die Gattin eines edeln Spaniers, den die Grausamkeit des einbrechenden Feindes in den ersten Tagen ihrer Verbindung, da er an der Spitze einer Schar tapferer Vaterlandsvertheidiger stand, erschlug. In ihrem Schmerz gelobte sie jede Kraft ihres Lebens dem Vaterlande und der Rache an den Feinden unseres Landes und unserer heiligen Religion zu widmen. Darum legte sie die weiblichen Gewande ab, ergriff das Schwert und warf sich in Saragossas Mauern. Nachdem die Belagerung vorüber war, fühlte sie sich Mutter, und bat, in der Obhut des Klosters bleiben zu dürfen. So ist sie auch mit uns hier herüber in die Gewölbe der Sepulchrinermönche gezogen, hat vor wenigen Wochen einen holden Knaben geboren und theilt jetzt ihr Leben zwischen Mutterſorge und der Pflege der Verwundeten."

„Und weshalb hat sie das Gelübde gethan, sich zu verschleiern und zu schweigen?" fragte Vallardos.

„Weil sie in ihrem Schmerz jeder Freude entsagt hat und nur für ihre Trauer und ihre Rache leben will."

Vallardos hatte diese Erzählung mit einer Theilnahme gehört, deren Stärke ihn selbst überraschte. Er fragte nach einigen Augenblicken des Schweigens, ob jene unglückliche Frau so bemittelt sei, als ihr Stand es vermuthen lasse. Die Klosterschwester erwiderte: „Im Anfang ihres Aufenthaltes scheine die Fremde durch keine äußere Sorge gedrückt gewesen zu sein, jetzt aber trete sichtlich auch diese ein und vergrößere ihre Schwermuth."

„Ihren gefallenen Gatten kann ich ihr nicht zurückgeben," sprach Vallardos, „aber gegen die andern Besorgnisse weiß ich, dem Himmel sei Dank! noch Mittel. Zwar habe ich den größten Theil meiner Besitzthümer auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt, Manches indessen wird sich aus diesem allgemeinen Schiffbruch doch erretten lassen. Ich habe keine Erben; eine Tochter hatte ich, doch sie ist todt! Sagt der Unglücklichen, daß es mein Stolz sein werde, eine so edle Tochter Spaniens zur meinigen zu machen und ihr mein Vermögen und ihrem Sohne meinen Namen zu hinterlassen."

„O edler Sennor," erwiderte die barmherzige Schwester gerührt, „Ihr habt durch dieses Wort gewiß den süßesten Balsam des Trostes in das Herz dieser erhabenen Unglücklichen geflößt. Wollt Ihr mir gestatten, daß ich ihr sogleich diese Kunde bringe?"

Vallardos hatte nichts dawider einzuwenden und die Pflegerin ging hinaus, um diese freudige Pflicht zu erfüllen.

Nach wenigen Minuten kehrte sie zurück, begleitet von der Unbekannten, die zitternden, schwankenden Schrittes neben ihr ging und ein schlummerndes Knäblein von wenigen Wochen im Arme trug. Sie blieb verschleiert, kniete stumm an Vallardos' Lager nieder und ergriff seine Hand, die sie mit Küssen und Thränen benetzte. Die barmherzige Schwester sprach: „Eure großmüthige Wohlthat hat diese edle Unglückliche auf's tiefste gerührt, nur ihr Gelübde, das sie schon zu sehr gebrochen zu haben sich vorwirft, hindert sie, Euch den Dank auszusprechen, den ihr Herz empfindet. Denn da, wo es ihr am schwersten wird, ist es die strengste Pflicht, es zu erfüllen. Sie bittet Euch, diesen Knaben zu segnen."

Die Kniende hielt das Knäblein empor zu Vallardos. Dieser legte ihm segnend die Hand auf das Haupt und sprach: „Du sollst mein Sohn und Erbe sein, sollst den Namen der Vallardos führen; hier beschwöre ich's bei unserm Herrn, dessen Blut für uns geflossen ist."

Die Mutter, welche das Kind emporhielt, wurde durch diese Worte sichtlich so ergriffen, daß ihre Kräfte sie verließen. Die barmherzige Schwester mußte den Knaben zu sich nehmen, damit er nicht den Händen der Zitternden und Schwankenden entfiele. Jetzt ergriff sie aber Vallardos' Hand mit ihren beiden und weinte einen Strom so heißer Thränen darauf, daß selbst der starre, eherne Greis, von der Gewalt der Wehmuth ergriffen, Thränen über seine Wange rollen fühlte. Es waren die ersten wohlthuenden, süßschmerzenden Augenblicke seit der starren Erbitterung, von der sein ganzes Wesen seit Elvira's Verbrechen ergriffen war. Worte gab er seinen Gefühlen nicht, doch in seinem Herzen lebte nur der eine Gedanke: O, hättest du eine Tochter, dieser Edeln gleich, die hier von allen höchsten Pflichten ganz erfüllt und durchdrungen an deinem Lager kniet! Eine heldenmüthige Spanierin, eine keusche Gattin, welch ein Glück, der Vater einer solchen Tochter zu sein! Er wollte die Kniende an sein Herz ziehen, doch sie widerstrebte sanft und wandte auch das Haupt verneinend zurück, als der Greis ihr die Hände auflegte und die Worte sprach: „Segen, Segen! Jeder milde Vatersegen über Dich!"

Ihre Kräfte zusammenraffend, stand sie auf und wollte das Kind wieder nehmen und sich entfernen. In diesem Augenblicke fühlte sie sich von einer fremden Hand heftig berührt; sie wandte sich um und der bleiche, irrblickende Alonzo stand neben ihr und heftete seine rollenden, wahnsinnigen Augen auf sie. „Dunkle Heilige," rief er, „gib

mir meine Geliebte, ich lasse Dich nicht los!“ Erschreckt bebte sie zurück und stieß einen unwillkürlichen Schrei aus. Der Wahnsinnige wollte sie festhalten, ergriff aber nur ihren Schleier und riß ihn mit einer heftigen Bewegung herab. Der Zufall wollte, daß grade der Schein der Lampe, welche die Klosterschwester auf einen Sessel gesetzt hatte, ihr ins Gesicht strahlte, als die Schleier fielen. Alonzo rief laut aus: „Du bist es, Du bist es!“ und stürzte auf sie zu; sie aber entfloh ihm, wie außer sich vor Schrecken, drückte beide Hände vor das gegen ihr Gelübde entschleierte Antlitz und eilte mit hastigen Schritten dem Ausgange zu. Der Unglückliche, dem schon zuvor nur eine Anspannung des äußersten Fieberwahnsinns so viel Kräfte verleihen konnte, um sich von seinem Lager zu erheben, taumelte ihr nach. Doch schon nach wenigen Schritten sanken die ermatteten Knie unter ihm ein und er fiel mit dem seufzenden Ausruf: „Du bist es!“ auf den Boden des Gewölbes nieder. Die barmherzige Schwester eilte ihm zu Hülfe; doch es war zu spät, das Leben war von seiner bleichen Lippe entflohn.

Aber Vallardos war von dem Vorfall im Tiefsten seiner Brust erschüttert; nach einigen Augenblicken schauerlicher Todesstille sprach er finster: „Ihm ist wohl, wäre mir doch ebenso! Ich weiß, was den Unglückseligen gequält hat! Er liebte ein Mädchen, die zu hoch für ihn stand, doch sie erniedrigte sich so, daß sie viel zu tief unter ihn sank! Ja, es kam dahin!“

Trotz der Aufregungen, welche alle diese Vorfälle herbeiführen mußten, fühlte er sich doch wohler, ja gewissermaßen beruhigt. Denn das starre Erz seines finstern Brütens war gebrochen und es gab wieder weichere Stellen sei-

nes Herzens, durch welche die gesegneten Gefühle der Liebe gleich milden Quellen hervorbrachen.

Er verlangte das Lager zu verlassen, weil er sich kräftig genug dazu fühlte. Nur Eins belastete sein Herz mit schweren Gewichten: es war der Gram um das Vaterland: denn leider folgten die niederschlagenden Nachrichten immer drängender aufeinander. Vallardos verlangte nach seinem Freunde Garcia; er war nicht mehr! Er fragte nach diesem und jenem tapfern Führer, alle hatte der Tod hinweggerafft, so daß er endlich schwieg, um nicht durch jede Frage das Maß der Trauer noch höher zu häufen.

Die Feinde bedrängten die Stadt von Stunde zu Stunde härter. Ein Drittheil der Häuser hatten sie im furchtbarsten Einzelnkampf erobert. Jetzt wurde der ganze Cossо mit Minen unterhöhlt; noch wenige Tage und diese unterirdischen Arbeiten des Verderbens waren vollendet. Dann stand die Stadt auf einem Krater, der sich jeden Augenblick furchtbar zu entladen und Alles in Flammen, Schutt und Asche zu begraben drohte.

Sechzehntausend Bomben waren auf die Stadt gefallen, vierzigtausend Spanier hatten ihr Leben für die heilige Sache geopfert, zwanzigtausend lagen an Wunden und tödtlichen Fiebern darnieder, in verpesteten Keller- und Mauerhöhlen zusammengehäuft, sechstausend Leichen bedeckten Straßen und Plätze, weil der Raum zur Beerdigung fehlte!!

Dazu diesen unterirdischen, gähnenden Schlund des Verderbens! Es war dahin gekommen, daß längerer Muth zur Vertheidigung nur noch Frevel am Elend wurde, und selbst der eherne Palafox stimmte düster in den Rath Derjenigen ein, die ihr Geschick der Großmuth des Feindes übergeben wollten, der, selbst tapfer, so hohe Tapferkeit achten mußte, wenn er nicht Verachtung verdienen wollte.

So standen die Verhältnisse. Deshalb beschloß Vallardos, am nächsten Tage das Kloster zu verlassen und die letzten Schicksale seiner Vaterlandsgenossen zu theilen, wozu er sich, obgleich durch die Wunde geschwächt, doch kräftig genug fühlte.

Ein Schlummer von mehren Stunden stärkte ihn vollends. Mit dem anbrechenden Tage erhob er sich vom Lager und schickte sich, mit noch verbundenem Haupte, an, es den Gefahren des Kampfes auf's neue preiszugeben.

Er fragte die pflegende Schwester nach der Unbekannten. Diese erwiderte nicht ohne einige Betroffenheit, dieselbe habe noch gestern in der Nacht das Kloster heimlich verlassen und sei bis jetzt noch nicht zurückgekehrt. Diesen Brief habe man, augenscheinlich für Vallardos bestimmt, gefunden. Dabei reichte sie ihm ein versiegeltes Blatt. Es führte die Aufschrift: „Meinem großmüthigen Wohlthäter!"

Vallardos öffnete und las mit Staunen: „Mein unglückliches Kind durfte nur eine Mutter haben, so lange es keinen Vater hatte; es hat diesen gefunden, so muß es die Mutter verlieren. Mit verblutendem Schmerz reißt sie sich los, doch ihr Weg ist ein anderer! O liebt, liebt das arme, unglückliche Kind!"

Eine Thräne drängte sich in das Auge des Greises und benetzte die sichtlich mit bebender Hand geschriebenen Worte. Er wandte sich zu der Pflegerin: „Ich bin ein Mann, mich fodert der Krieg, was kann ich für das hülflose kleine Wesen thun? Ihr, fromme Schwester, müßt mir zu Hülfe kommen. Ich lasse Euch Gold zurück, es gilt freilich jetzt wenig in diesen Mauern, wo ein edleres Metall, das kostbare Blut der Spanier, so verschwenderisch gemünzt wird; doch noch wenige Tage und es wird wieder gelten, mehr als jemals zuvor. Ich muß das Kloster verlassen; gebt mir

einen sichern Begleiter mit, so werde ich Euch sogleich tausend Dublonen senden, zur ersten Sicherstellung der Zukunft dieses Kindes, wenn der Tod mich hinwegraffte, bevor ich weiter sorgen kann. Denn jetzt muß man jeden Augenblick auf den letzten gefaßt sein." Vallardos ging; ein alter Sepulchrinermönch geleitete ihn nach seiner Wohnung und nahm die vorläufig für das Kind bestimmte Summe mit zurück ins Kloster. Er aber war entschlossen, auf's neue die Arbeit seiner Gefährten zu theilen.

Vierzehntes Capitel.

Es war eine rauhe Februarnacht gewesen, die selbst das südliche Klima des schönen Spaniens nicht mildern konnte. Kaum brach der Tag an und ein röthlicher Streifen zeigte sich am Himmel hinter den mit Obstbäumen bedeckten Höhen, die sich jenseit des Ebro hinzogen. Saragossa stand finster, grau, von Nebeln umwölkt, in der noch tief umschattenden Morgendämmerung da. Der Anblick machte keinen Eindruck, denn man war es so gewohnt, Staub- und Rauchwolken um die Dächer und Kirchthürme der Stadt ziehn zu sehn, daß jetzt die gelagerten Nebel ebenfalls dafür gelten konnten. In seinen Mantel gehüllt, die Feldmütze tief ins Gesicht gedrückt, saß ein französischer Capitain, der einen Vorposten des Lagers befehligte, auf einem Baumstamm vor seiner Baracke und zeichnete mit der Säbelscheide gedankenlos, oder besser gedankenvoll, Buch-

staben und Kreise in den Sand, während neben ihm ein helles Feuer unter dem Kessel loderte.

„Guten Morgen, mein Capitain!“ ließ sich eine Stimme vernehmen. Es war Verginois, der St. Val anredete; dieser fuhr wie aus tiefen Träumen auf. „Was gibt's?“

„Hm! Eben nichts Neues!“ erwiderte Verginois. „Ich sehe nur zu, wie Ihr dort auf den Erdboden schreibt, immer ein großes E, immer wieder, das ist so in Eurer Art!“

„Es müßte des Teufels Art sein, wenn's anders wäre,“ erwiderte St. Val und legte die Hand an die gefurchte Stirn. „Seit dem Anblick von vorgestern, wo der finstere Graukopf plötzlich wie aus der Erde gewachsen vor mir stand, kann ich keinen andern Gedanken mehr haben, als ihn und sie — und sie — und immer nur sie!“

„Ich dächte, mein Capitain,“ erwiderte Verginois, „Ihr hättet zuvor auch eben nicht viel andere Gedanken gehabt! Aber es ist wahr! Wir Franzosen haben ein zu treues Herz! Ich kann die kleine Sanchetta auch noch nicht vergessen.“

„Wohin sie nur geflüchtet sein mag,“ sprach St. Val halb mit sich selbst, halb zu Verginois und unterbrach dessen muntern Redefluß; „alle meine Erkundigungen vergeblich, keine Spur von ihr zu entdecken!“

„Ja ja, es ist seltsam genug,“ fiel Verginois ein, „die Sennora und die kleine Sanchetta, alle Beide sind verschwunden! Und wenn man nur wüßte, weshalb sie uns nicht nachgekommen sind, wenn sie sich vor ihren Landsleuten so gewaltig zu fürchten haben, weil sie ein wenig schön mit uns thaten! Ich dächte —“

Ein finsterer Blick St. Val's machte dem Geschwätz Verginois' ein Ende; doch was er nicht sagte, dachte er und trällerte sich dabei die Marseillaise.

„Vaterfluch hat sie getroffen! Der Fluch ihres Landes lastet auf ihr!“ sprach St. Val, der aufgestanden war und einsam auf- und niederging. „Ich hatte so lange gezweifelt! Jetzt, seit ich den ergrimmten Greis vor mir gesehn, weiß ich, daß es Wahrheit ist! O, wer weiß, in welcher tiefen Klostergruft die Unselige begraben ist, um eine Minute zu schwacher Liebe abzubüßen! Um es unter ewigen Folterqualen zu bereuen, daß sie einen Augenblick ganz ein Weib war, ganz liebte, mit unbegrenztem Vertrauen sich dem Geliebten hingab! O, ich war ein Ungeheuer, daß ich in dem Augenblick als ein elender Schwächling unterlag, wo sie sich so groß unterwarf und blind glaubte!“

„Teufel, mein Capitain!“ unterbrach ihn Verginois herbeieilend, „habt Ihr gehört?“

„Die zwei Schüsse? Ist diese Musik Dir neu?“

„Pah! Ich weiß sie freilich auswendig! Aber das Stück spielt bei unserm Posten drüben an der Gartenmauer!“

„Nun, was wird's sein! Irgend ein vorwitziger Spanier, der sich unterm Schutz der Dämmerung aus oder in die Festung schleichen möchte, wie es täglich geschieht.“

„Wenn er nur nicht wieder entwischt, wie vor acht Tagen, als ich den Vorposten commandirte. Es war ein Streich zum Rasendwerden!“

„Diesmal wird vielleicht ein geschickterer Commandeur auf dem Platze sein,“ sprach St. Val lächelnd.

„Ach, spottet nur, Capitain!“ erwiderte Verginois. „Ihr wißt selbst recht gut, Glück gehört zu Allem. Ist der Spitzbube heut so flink wie der von damals, versteht er es ebenso, sich auf der Erde wegzudrücken und hinter einem welken Grashalm zu verstecken und dann schneller als ein Reh über Feld zu laufen, so werden sie ihn schwerlich fas-

sen. Aber peste! Da bringen sie Jemand! Wahrhaftig, und, alle Teufel! ich will nicht Verginois heißen, oder es ist dieselbe Rothmütze, die mir vor acht Tagen entwischte."

„Du siehst nun, wer geschickter ist, Verginois," spottete St. Val, der sich alle Mühe gab, seine düstre Stimmung wegzuscherzen. Verginois drehte sich unwillig um.

Drei Mann vom äußersten Vorposten führten einen jungen spanischen Bauer in brauner, kurzer Jacke und Beinkleidern mit bunten Schnüren besetzt, eine rothe, netzartige Mütze auf dem Kopfe, heran; er hatte sich vom Felde hinein in die Festung schleichen wollen, wie es oftmals zu geschehen pflegte, da die Spanier immer noch Verbindungen außerhalb hatten, theils um die Landleute aufzuwiegeln und zu allerlei Unternehmungen anzureizen, die dem französischen Lager Abbruch thun sollten, theils um zu erfahren, ob sich kein glückliches Ereigniß zugetragen habe, das ihnen Hoffnung auf Entsatz gewähren könnte.

Je näher der Gefangene kam, desto sicherer wurde Verginois, daß es derselbe sei, der ihm vor acht Tagen entschlüpfte. „Wart!" rief er, „diesmal haben wir Dich fest! Laß sehn, ob Du Dich vor sechs Gewehrläufen unsichtbar machen kannst, wenn Visir und Korn Dir auf der Brust sitzen. Ein junges Blut! Schade fast! Aber die Spanier sind ein zu tückisches Geschlecht, man muß sie vertilgen wie die Rabenbrut!"

Der junge Mensch wurde näher geführt; er ging zwar festen Schrittes, aber tief gesenkten Hauptes, so daß man sein Angesicht nicht recht sehen konnte. Doch bemerkte Verginois, als er ganz nahe war, daß ihm Thränen über die Wangen rollten, und dieser Anblick rührte ihn fast, denn der junge Bursch war kaum den Knabenjahren entwachsen

und man konnte ihm daher dieses Zeichen der Angst und des Verzagens wol verzeihen.

Jetzt stand der Gefangene vor dem Capitain; dieser fragte ihn: „Wer bist Du? In welcher Absicht kamst Du durch die Vorposten?" Da der Gefangene schwieg und das Haupt immer tiefer senkte, hob ihm einer der Soldaten ziemlich unsanft das Kinn in die Höhe und sprach rauh: „Seht dem Capitain ins Gesicht! Man muß Den ansehen, der da fragt."

Kaum aber hatte der Knabe das Antlitz erhoben, als er einen lauten Schrei that; in demselben Augenblick rief auch Verginois aus: „Teufel, das ist Sanchetta, oder ich bin behext!"

„Sanchetta!" rief auch St. Val aus und trat betroffen einen Schritt zurück. Sie war es! Schweigend räumte sie es ein und sah nur ängstlich bittend bald nach dem Einen, bald nach dem Andern.

„Sanchetta, Unglückskind, wie kommst Du hieher, was willst Du hier?" rief Verginois und vergaß vorlaut seine Dienstpflicht.

St. Val hatte inzwischen einen Entschluß gefaßt und sprach zu den Soldaten, die den Gefangenen gebracht hatten: „Geht zurück; ich werde das Weitere in dieser Sache verfügen. Verginois mag bleiben!" Als die Soldaten fort waren, that St. Val dieselben Fragen, wie zuvor Verginois, an Sanchetta. „Ach, Sennor," erwiderte sie halb weinend, „laßt mich doch zurück in die Stadt! Ich habe wahrlich nichts Feindseliges unternommen, Alles, was ich that, geschah aus Liebe zu meiner Gebieterin, Donna Elvira" —

„Elvira!" rief St. Val, „also lebt sie — und wo? O, entdecke mir!"

„O, Sennor," bat Sanchetta, „fodert mich nicht auf, zu reden; ich habe einen Eid geleistet, den Aufenthalt meiner unglücklichen Gebieterin nie zu verrathen, nichts von ihrem Schicksal zu entdecken —"

„Ist sie unglücklich, Sanchetta, nur das sage mir!"

Ein Blick gen Himmel und die vollen Thränen, die dem Mädchen ins Auge traten, waren eine hinlängliche Antwort.

„Du willst in die Stadt! In diese Höhle des Entsetzens und des Elends; sage mir, ich beschwöre Dich, ist Elvira dort oder kommst Du jetzt von ihr, um ihren Vater aufzusuchen?"

„Ihren Vater!" rief Sanchetta, „ist er in Saragossa?"

„Du weißt es nicht?" fragte St. Val erstaunt. Er blieb einige Augenblicke still. „Kannst Du mir nichts über Elvira's Schicksal sagen?" nahm er das Wort wieder auf; doch Sanchetta schwieg abermals, allein ihre Züge drückten einen heftigen innern Kampf aus, endlich bat sie von neuem: „Ach, Sennor, seid edelmüthig, laßt mich in die Stadt, es ist der größte Dienst, den Ihr meiner unglückseligen Gebieterin erzeigen könnt!"

„Unglückselig!" rief St. Val schmerzlich. „O, konnte ich es anders erwarten! Du hast Recht, Sanchetta, Deinem Schwur treu zu sein, und ich habe die Ansprüche auf Vertrauen verloren. Geh', Verginois, begleite sie auf unsern äußersten Posten!" Er wandte sich ab und ging mit raschen Schritten hinweg.

„Nun, Sanchetta," sprach Verginois, „willst Du wirklich fort, in den brennenden Schutthaufen hinein?"

„Ja, Verginois, ich muß."

„Sei nicht thöricht! Da drin ist die Pest, die Hölle, der Teufel und bald wir auch! Hier im Lager freilich

fehlt's an Mancherlei, aber es läßt sich doch noch erträglich leben. Bleib' hier!"

Sanchetta schüttelte mit dem Kopf.

„Ich gehe auf der Stelle zum Capitain und bitte ihn um die Heirathserlaubniß; er soll sich bei Dir für mich verbürgen!"

Das Mädchen weinte. Sie hatte um ihrer leichtsinnigen Liebe willen den Haß aller der Ihrigen auf sich geladen, denn ihre Zusammenkunft mit Verginois in jener Schreckensnacht war entdeckt worden und sie galt für eine Verrätherin. Jetzt war sie eine Flüchtige, Verstoßene, wie Elvira. Seit jener Nacht, wo der Zufall die beiden umherirrenden Unglücklichen zusammenführte, hatten sie ihr Schicksal nicht mehr von einander getrennt. Jetzt lockte sie die Versuchung, ach, sie kehrte mit bebendem Herzen in die grauenvolle Stätte des Todes und Jammers zurück, wo sie ihre blühenden Tage begraben sollte! Dennoch, sie erkämpfte den Sieg über sich selbst und sprach sanft, aber fest: „Nein, Verginois, es geht nicht, ich darf nicht; das ist jetzt die Buße meiner Schuld und so wird die heilige Jungfrau mir vergeben."

Verginois schwieg nunmehr auch und ging traurig neben ihr her. Sie kamen an die eroberten, zerstörten Häuser Saragossas, wo sich die Franzosen verschanzt hatten; ohne sein Geleit wäre es unmöglich für Sanchetta gewesen, in die Festung zurückzukehren. Er durfte jetzt nur sagen: „Ich führe Dich nicht weiter!" so war Sanchetta gezwungen, zu bleiben; doch er hatte den Stolz der Pflicht, seines Hauptmanns Gebot zu vollführen und dann fühlte er wohl, daß in Sanchetta's Entschluß eine Größe lag, die er achten mußte. Sie kletterten über Schutthaufen, Mauertrümmer, verbrannte Gebeine und Leichen hinweg, mußten

an Schanzen und Kanonen vorbei, mitten durch das Getümmel des Kriegs hindurch. Doch Verginois' rasche, feste Antwort auf jeden Anruf: „Ich habe Auftrag, diesen jungen Menschen an die spanischen Vorposten zu führen," dazu sein kriegerisch entschlossenes, finsteres Gesicht und das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust machten ihnen überall Bahn.

So kamen sie bis an den Cosso. Hier standen sich die erbitterten Kämpfer oft so nahe gegenüber, daß Jeder das Weiße im Auge des Gegners erblicken konnte; während der Pausen des Gefechts maßen sie einander mit stolzen Blicken. Als Sanchetta die spanische Uniform so nahe sah, winkte sie und rief einige spanische Worte hinüber. Sofort hieß man sie näher treten. Sie wandte sich zu Verginois zurück und sagte leise, indem sie halb scheu die Hand ein wenig erhob, um sie ihm zum Abschiede zu reichen: „Lebt wohl!" Verginois nahm die Hand, drückte sie ans Herz und sprach: „Sanchetta! Weiß Gott, Du bist ein braves Mädchen! Du solltest eine Französin sein. Leb' wohl! Vorwärts, marsch!"

So commandirte er rauh, um seine Rührung zu verbergen, wandte sich dann schnell um und ging ins Lager zurück, ohne ihr auch nur mit einem Blick nachzusehn. Sanchetta war nach wenigen Minuten bei den befreundeten Ihrigen in Sicherheit, soweit die am Abgrund des Untergangs hängende Stadt diese überhaupt gewähren konnte.

Verginois hatte St. Val's Feldwacht noch nicht wieder erreicht, als plötzlich von allen Seiten her Trommelwirbel hörbar wurden. „Parbleu! Generalmarsch!" rief er stutzig. „Was soll das bedeuten? Gewiß gibt es eine Hauptaffaire! Eile denn, daß du an deinen Posten kommst."

Das ganze Lager wurde lebendig. Es war ein großer

Sturm gegen die Hauptgebäude des Cossо befohlen. Die Truppen wurden versammelt. Compagnien traten an; Adjutanten sprengten hin und her, die Trommeln wirbelten, die Kriegsmusik ließ sich hören. Die Batterien eröffneten schon das vorbereitende Feuer, um den Feind zu erschüttern. Donner brüllte durch die Lüfte, Rauchwolken zogen über das Feld.

Verginois fand die Compagnie schon versammelt und St. Val an ihrer Spitze. Er hatte eben nur noch Zeit, sich den Tornister von einem Kameraden auf den Rücken werfen zu lassen und an seinen Posten zu treten. „Gewehr auf! Marsch!“ befahl St. Val und marschirte unter Trommel- und Pfeifenklang ab, um sich dem Regiment, das zum Sturm beordert war, anzuschließen.

Funfzehntes Capitel.

Sanchetta hatte das Innere der Stadt glücklich erreicht. Das arme Mädchen glaubte die Kämpfe mit ihrem Herzen längst überstanden und in der langen Buße ihre Schuld gesühnt zu haben; jetzt lehrte sie die Erfahrung, wie nahe sie einem Rückfall stand. Doch hatte sich die Gnade ihrer beschützenden Heiligen wunderbar an ihr bewährt; denn nur der göttlichen Fügung und Hülfe konnte sie es zuschreiben, daß sie ihr gefährliches Wagstück, die Stadt heimlich zu verlassen und wieder dahin zurückzukehren, nicht, wie viele Andere, mit dem Tode gebüßt hatte. Und vielleicht würde noch ein schlimmeres Schicksal sie getroffen haben, wenn sie, als verkleidetes Mädchen, in andere Hände als die St.

Val's gefallen wäre. In diesem Gefühl der Dankbarkeit war ihr erster Weg der in die Kirche der heiligen Jungfrau vom Pfeiler, la nuestra Sennora del Pilar, wie sie der Spanier nennt, der die erste Rettung Saragossas hauptsächlich der wunderthätigen Beschirmung dieses Heiligenbildes zuschrieb.

Als sie sich der Kirche näherte, sah sie schon vor derselben, wie stets in dieser Zeit, eine Schar von Frommen versammelt, die sich drängten, um vor dem Heiligenbilde ihre Andacht zu verrichten und dessen Hülfe und Schutz in irgend einer schrecklichen Noth, wie sie in dieser Zeit Jeden bedrohte, anzuflehen. Denn Dem lag ein Bruder, ein Vater an schweren Wunden und schleichenden Fiebern darnieder, dessen Rettung er nur noch von der heiligen Jungfrau hoffen konnte; jene Braut flehte für den Bräutigam, der diesen Tag die Wache auf dem gefährlichsten Posten hatte, wo von Zehn oft kaum Einer wiederkehrte; diese Mutter wollte das Haupt ihrer Söhne im Kampf von der Allgnadenreichen geschirmt wissen. Und Alle flehten sie für die Erhaltung der Stadt, um Schutz vor der Wuth des Feindes, wenn keine menschliche Kraft ihr mehr Grenzen setzen konnte, um Rettung vor den Greueln einer Plünderung und Niederbrennung der noch bewohnten Räume. Hunderte von Jungfrauen, Kindern und Greisen lagen sich die Knie wund auf den Stufen vor der Kirche, auf dem Steinboden in derselben, um durch brünstige Gebete und Gelübde dieses entsetzliche Aeußerste abzuwenden.

Die Edleren, die weniger an sich selbst dachten, sandten auch ihre Bitte um die Herstellung des kranken Helden Palafox gen Himmel, der von Fieberschauern abgezehrt, matt und entkräftet, daß er kaum eine Hand bewegen konnte, doch noch den kühnen Trotz gegen den Feind in der Seele

festhielt und von keinem Leiden so gebeugt wurde, als von dem, daß er sah, es wäre fruchtlos, längern Widerstand zu leisten, ja, es wäre frevelhaft, da auch nicht der entfernteste Schein der Hoffnung dazu auffoderte.

Sanchetta mischte sich unter die gedrängten Gläubigen. Mit Mühe erreichte sie das Portal der Kirche und fand sich nun in den hohen dunkeln Wölbungen, die das heilige Bild bewahrten. Auf einer kostbaren Jaspissäule stand es im Hintergrunde des Schiffes in dämmernd beleuchteter Kapelle, umgeben von der höchsten Pracht, dem glänzendsten Reichthum kostbarer Geschenke. Geschmeide, Ketten, Perlen, Demanten, Kleiderstoffe, Alles hatten fromme Opfernde auf den Altar der Heiligen weihend niedergelegt; und selbst in dieser Zeit der drängendsten Noth würde keine frevelnde Hand es gewagt haben an diese Schätze zu rühren.

Hier wollte Sanchetta, ehe sie irgend etwas Anderes unternahm, die Dankgebete für ihre Rettung darbringen und neuen Trost und Kraft für die Kämpfe erflehen, die sie jetzt wiederum im Innersten ihrer Brust und mit dem Drange der Ereignisse zu bestehen hatte. Denn von allen Seiten kreuzten sich die Schickungen, um jeden Schritt, jede Hoffnung des Lebens mit dem schwersten Druck zu belasten. Und diese, in dumpfer Todesstille angstvoll knieende Menge, die schon den schwarzen Fittig der Vernichtung über sich ausgebreitet sah, diese in Trümmer sinkende, rauchende Stadt, diese finsteren Züge der kühnsten Männer, auch eine stärkere Seele hätte an sich verzweifelt und sich dem Trost des Glaubens, des himmlischen Schutzes in die Arme geworfen.

Im brünstigen Gebet kniete Sanchetta an den Stufen der Kapelle. Ihr Blick war fromm auf die Madonna gerichtet; sie bemerkte nicht, was um sie her vorging. Ver-

dunkelnde Thränen füllten ihr das Auge und rieselten auf die gefalteten Hände nieder; es überkam sie eine Angst, eine Beklemmung, als solle sich hier der Kampf des Lebens entscheiden. Endlich ertrug sie es nicht länger, sie mußte hinaus ins Freie; hastig stand sie auf. Da sah sie zur Seite eine ganz in Trauerflor gehüllte weibliche Gestalt sich erheben; der Anblick überraschte sie, sie blieb stehen, die Fremde wandte sich zu ihr um, es war Elvira. Nur die Heiligkeit des Ortes und die tiefe Stille der Betenden ringsum vermochten es, den gegenseitigen Ausruf der Freude und des Erstaunens, als Beide einander erkannten, zu dämpfen. Doch schlossen sie sich, von unwiderstehlichen Gefühlen angetrieben, fest in die Arme und ihre strömenden Thränen mischten sich. Das Volk umher mochte sie für ein Geschwisterpaar halten; daß die Kleidung einen scheinbaren Unterschied der Geschlechter erzeugte, hatte in diesem Augenblick Keine zu bedenken vermocht. „Ach, Sanchetta," flüsterte Elvira, „was habe ich Dir zu berichten!" — „Und ich, Sennora, aber lassen Sie uns aus dem Gedränge eilen."

Sie kämpften sich durch die Menge aus der Kirche bis zu einem freieren Platze. Hier rief Elvira, als wälze sich damit eine schwere Last von ihrer Brust: „Sanchetta, ich habe meinen Vater gesehen, er hat mich unerkannt gesegnet und mein Kind zum Erben seines Namens gemacht!" Nach diesen Worten sank sie der treuen Gefährtin erschöpft in die Arme und konnte sich nicht fassen in ihren Thränen. Sanchetta wollte ihr eben erzählen, was ihr begegnet sei, als ein plötzlicher Donner die Lüfte erschütterte, daß der Boden dröhnend nachbebte. Die Frauen fuhren empor, ringsum malte sich der Schrecken und das Staunen in den Zügen Aller, die man auf der Straße erblickte. Es waren

die Donner der französischen Batterien, die auf Befehl des Marschalls Lannes nach einem verabredeten Zeichen gleichzeitig ihre Eisen- und Feuermassen auf die Stadt schleuderten, um den großen Sturm vorzubereiten und zu unterstützen, der gegen den Cosso unternommen werden sollte. Elvira fuhr empor, als dieses Krachen ihr Ohr traf, aber es war nicht die Furcht, die sie aufschreckte, sondern ein anderes, erhebendes Gefühl: „Sanchetta," rief sie, „was Du mir auch berichten möchtest, jetzt hab' ich nicht Zeit, Dich zu vernehmen. Auf, folge mir; jetzt rufen andere Pflichten, ich muß eilen, bevor es zu spät wird, sie zu erfüllen." Mit diesen Worten ergriff sie Sanchetta's Hand und zog sie mit sich fort durch die Gassen der Stadt.

Die Bewohner Saragossas waren zwar seit zwei Monden jede Minute auf Tod und Untergang alles des Ihrigen gefaßt, doch wenn der Kampf einen so gewaltigen Anlauf nahm, wie eben jetzt, dann spannten sich auch ihre Kräfte zu neuen außergewöhnlichen Anstrengungen an. So stürzten sie auch jetzt von allen Seiten aus den Häusern zusammen und ringsumher erschallte der Ruf: „Zu den Waffen." Die Führer, sowol die höhern Offiziere, als diejenigen Männer, welche ein besonderes Vertrauen genossen, sammelten und ordneten die Scharen und vertheilten sie auf die wichtigsten Punkte. Die Fieberkranken schleppten sich auf die Wälle und an die Posten, wo zwar die Schlacht nicht tobte, aber doch Wachen nothwendig waren, und lösten dort ihre gesunden Waffengefährten ab, damit sie ins Gefecht gehen könnten. Sitzend zu Dreien und zu Vieren, falls Einen die Ermattung überwältigte, warteten sie dieses Dienstes und Mancher starb, von Erschöpfung hinweggerafft, den letzten Athemzug und Blick des Auges dem Vaterlande weihend.

Es war die letzte großartige Anstrengung aller gemeinsamen Kräfte; wie es sich auch Jeder verbarg, so hatte doch Jeder das Gefühl, es sei nunmehr ein Vergebliches, woran man Leben und Blut setzte. Doch würdig zu fallen, erhebt die Seele heldenmüthiger Naturen noch in edlerer Weise, als der Gedanke, mit Glanz zu siegen. Darum sah man die stolzen, ernsten Gestalten der Spanier, mit dem Strahl einer höheren Weihe im Auge, zum Kampfe herbeieilen. Vor Palafox' Hause, wo er im düstern Keller krank lag und von Sehnsucht gequält wurde, die Kämpfe der Seinigen zu theilen, hatte sich eine dichte Schar gesammelt. Einige Offiziere, unter ihnen der tapfere Caballero, und mehrere Volksführer waren hinabgegangen zu dem Kranken, um seinen letzten Rath zu vernehmen. In der Volksmasse herrschte eine ernste Todesstille; nur der immer wechselnde Donner der Kanonen unterbrach sie mit einzelnen furchtbaren Schlägen. Plötzlich aber hörte man ein dumpfes Murmeln, das sich durch die Menge wälzte; es wuchs mächtig und brach endlich in ein lautes Rufen und Jubeln aus, das im unbegreiflichen Gegensatz zu der früheren Stille und dem schweren Ernst des Moments stand. Begierig drängte sich Alles nach der Gegend hin, wo der Freudenruf, seit zwei Monden ein ungekannter Laut in dieser Stadt, erscholl. Da gewahrte man mitten in der Volksmenge einen gewaffneten Jüngling, schwarz gekleidet, ein Barett mit Federn auf dem Haupt, die hohe Stirn durch eine schwarze Binde tief bedeckt; er hatte Mühe, sich durch das Gedränge zu kämpfen. Man umringte ihn jubelnd und rings hörte man verworrene Ausrufungen: „Alvarez ist erstanden! Alvarez, der Held der Madonna del Pilar, ist wieder unter uns! Jetzt werden wir siegen, denn ihn trifft keine Kugel kein Schwert! So erschien er uns in der ersten Belage,

rung und wir siegten! Schafft ihm Raum, macht ihm Bahn, er will zu Palafox hinab! Er war sein guter Engel! Er stand ihm in der Schlacht zur Seite! Gebt Acht, er wird ihn jetzt durch Wunderkraft von seiner Krankheit heilen und ihn gesund vom Lager aufstehen heißen!"

Unter diesen Ausrufungen, Betheuerungen und Vermuthungen, die von allen Seiten ertönten, war der Jüngling bis an die Pforte des Hauses gelangt, wo Palafox lag. Jedem, außer den höchsten Führern, war der Zutritt versagt; ihm wurde er sogleich gewährt. Er verschwand und die erwartungsvolle Menge harrte ungeduldig seiner Rückkehr. Da trat einer der obern Offiziere aus dem Hause. Er rief: „Spanier, unser großer Befehlshaber Palafox gebietet Euch jetzt zum Kampfe zu eilen. Auf, nach dem Cosso! Folgt meiner Führung!"

Die Schar, wiewol getäuscht, folgte dem edeln Führer, der das Zutrauen des Volks fast in so hohem Grade besaß als Palafox selbst. Er nahm seinen Weg gerade nach dem Cosso, wo schon seit so langer Zeit mit wüthendster Erbitterung um jeden Zollbreit Erde gefochten wurde. Hier gab es keinen Quadratschuh Boden mehr, den nicht ein Spanier mit seinem Lebensblut bezahlt hätte; alle Monarchen Europas wären nicht reich genug gewesen, diesen köstlichen Boden zu bezahlen!

Sechzehntes Capitel.

Der Sepulchrinermönch, welcher Ballardos geleitete und dem er nebst den tausend Dublonen auch seine wichtigsten Papiere zur Verwahrung mitgegeben hatte, war kaum auf dem Rückwege, als das Feuer der französischen Batterien begann und Alles zum Kampf strömte. Der alte getreue Nunnez, der in Ballardos' Wohnung zurückgeblieben und vor wenigen Stunden erst von einer nächtlichen Wache auf einem der gefährlichsten Posten heimgekehrt war, lag auf einer Strohmatte am Boden und schlief. Er hatte seinen Herrn nicht zurückkommen hören, aber der Kanonendonner weckte ihn. Jetzt traute er seinen Augen kaum, als er den so rasch Genesenen vor sich und schon wieder bereit sah, die Gefahren der Schlacht zu theilen. Es war nicht viel Zeit zu Erzählungen übrig, denn schon strömten die Bürger von allen Seiten zusammen; doch erfragte Nunnez, indem Beide sich waffneten und rüsteten, wenigstens die Hauptumstände und Ereignisse der verwichenen Nacht.

Als sie die Gasse erreichten, zog der Strom der Menge sie mit sich fort; bald befanden sie sich am Cossо. Hier tobte ein furchtbares Handgemenge; wie wenige Tage zuvor war das Schlachtfeld zwischen Flammen und stürzenden Trümmern. Die Franzosen waren mit geschlossenen Reihen unter Trommelschlag bis dicht an den Cossо gerückt und von hier aus liefen sie Sturm auf alle Wälle und befestigten Häuser, die den Raum vertheidigten. Ein weißes Haus an einer Ecke war der Schauplatz des erbittertsten Kampfes. Es zählte vier Stockwerke; das unterste hatten die Franzosen erobert; im zweiten rangen sie Mann an Mann

mit den Spaniern, die es vertheidigten. Im dritten und vierten waren diese noch Herren und schossen aus den Fenstern und vom Dache auf die unten Andringenden, oder warfen auf die im untern Geschoß befindlichen Feinde Handgranaten durch Löcher, die sie mit Aexten in den Fußboden hieben, hinab. „Dorthin!“ rief Vallardos und deutete auf das Haus, „wir müssen unsere Brüder wieder befreien!“

Mit diesen Worten warf er sich, von Nunnez und etlichen Wenigen gefolgt, in das dichte Getümmel der Franzosen, welche die untern Seiten des Hauses umdrängten. Das heroische Vorbild gab andern Spaniern, die hier die Uebermacht für zu groß gehalten hatten, neuen Muth und auch sie fielen in die Massen ein. Es entstand ein mörderischer Kampf, wo der Einzelne den Einzelnen mit Ingrimm und Wuth zu vernichten strebte. Jedes Gewehr wurde nur einmal abgefeuert, denn zum Laden war nicht Zeit; alsdann diente es mit dem Bajonet oder Kolben. Dennoch umwirbelte ein dichter Rauch und Staub die Kämpfenden, welche der Wind von den rings in Brand stehenden Häusern und den eingestürzten Trümmern und Aschenhaufen herübertrieb. Die brennenden Häuser, von deren mit Theer bestrichenen Wänden sich ein dicker, erstickender Qualm über die Fechtenden wälzte, waren von den Spaniern selbst in Flammen gesetzt, weil sie die Gebäude, die sie den Franzosen überlassen mußten, vernichten wollten. An drei andern Stellen dicht dabei wurde mit Schießwaffen gekämpft und einzelne Schüsse aus den obern Stockwerken fielen in diese Massen und trafen Freund und Feind gleichzeitig.

Der Greis Vallardos fühlte sich von Jugendkraft durchglüht; es war ihm dadurch, daß er nach seinem Tode für ein edles Wesen Sorge getragen hatte, wie zu einem Glück geworden, zu fallen; denn aus seinem Dahinscheiden blühte

ja nur Segen für Andere auf! Deshalb warf er sich mit Jünglingsmuth und Kraft in die Feinde und wohin er drang, wichen sie vor ihm. Doch plötzlich rückte eine andere französische Schar, von einem Offizier geführt, heran. Dieser stürmte wild, wie ein ergrimmter Löwe in den Kampf; sein geschwungener Säbel fällte wie ein zuckender Blitz mit jedem Hieb einen Spanier; die Massen drängten nach, die Aragonier wankten, wichen! Vallardos, außer sich gesetzt, denn fast war die Befreiung der Brüder schon erreicht gewesen, stellte sich an die Mauer neben den Eingang des weißen Hauses und rief: „Hier ist mein Grab, Aragonier!" „Und meines," fiel der tapfere Nunnez ein und trat neben ihn; noch eine kleine Schar ähnlich Begeisterter, bereit, jetzt zu fallen, schloß sich ihnen an. Die Franzosen drangen mit der Uebermacht vor; die Spanier waren verloren. Da erscholl plötzlich ein Jubelgeschrei: „Alvarez! Alvarez! Der Held der Madonna! Sieg, Sieg!" Der Feind stutzte einen Augenblick und Vallardos gewann Zeit, einen Blick nach der Gegend, woher der Ruf kam, zu wenden. Da sah er jenen Heldenjüngling, ganz in schwarzer Kleidung vom spanischen Mantel umwallt, mit entblößtem, lockigem Haupt, die Stirn, als sei sie verwundet, mit einer breiten Binde gedeckt, den Scharen voranschreiten. In der Linken schwang er eine weiße Fahne mit dem Bilde der Madonna del Pilar, in der Rechten ein gehobenes Schwert; dem Engel Michael gleich stürmte er daher. Jetzt trieb der Wind eine schwarze Rauchwolke über ihn; er war dem Blick entschwunden, doch hoch über dem wirbelnden Gewölk flatterte das wehende Banner.

Als führe er nur zum Siege, nicht zum Tode, stürzten sich die Spanier begeistert ihm nach und in einem Augenblick war das Schicksal des Kampfes gewendet.

Auch Vallardos hatte neue Kraft aus diesem Anblick, der in seinem flüchtigen Vorübergehen einer Wundererscheinung glich, geschöpft. „Vorwärts!“ rief er und warf sich dem Bajonettenwald der Feinde entgegen, die auf ihn anrückten.

Er packte Zwei mit übermächtiger Kraft der Begeisterung; in einem Augenblick hatte er die Reihen durchbrochen und war mitten im Getümmel; Nunnez wich keinen Fußbreit von seiner Seite. Vallardos kämpfte sich zu dem Offizier hinan, der auf den Eingang des Hauses eindrang, erreichte ihn halb seitwärts und führte einen gewaltigen Hieb nach ihm, der das Haupt des Feindes traf, daß ihm der Federhut herabstürzte. Da wandte sich der Getroffene schnell um gegen den neuen Gegner und St. Val stand vor Vallardos! „Fort, ich will gegen Euch nicht fechten!“ rief er und sprang zwei Schritt zurück. „Ich aber gegen Euch!“ brach Vallardos entflammt aus und schwang den blitzenden Stahl hoch in der Rechten.

„Nun denn,“ rief St. Val, „so vertheidigt Euer Haupt, jetzt gilt mir Alles gleich!“ Und entschlossen sprang er auf ihn ein, um ihn zu entwaffnen. Es gelang seiner schnellen Jugendkraft, das Handgelenk des Greises zu fassen und jetzt wäre Vallardos verloren, er wäre St. Val's Gefangener gewesen, hätte nicht Nunnez, schnell hinzuspringend, diesen im Nacken gepackt. Doch auch für St. Val war ein Retter nahe, Verginois, der wie ein Pfeil herzusprang und mit sicherem Bajonetstoß Nunnez' Brust traf, daß er zurücktaumelnd auf den Boden sank. Vallardos hatte den Augenblick genutzt und seinen Dolch aus dem Gürtel gerissen, um ihn St. Val ins Herz zu stoßen; doch dieser, der die kaltblütige Entschlossenheit im wildesten Kampfe nicht verlor, hatte auch jede Bewegung seines Gegners mit sicherem

Blick verfolgt und wich dem Stoße aus. Verginois aber, der nur die Gefahr, nicht die Rettung seines Capitains sah, rannte im vollen Anlauf mit dem Bajonet gegen Vallardos an. Da tönte ein lauter Schrei und zugleich mit ihm traf ein Schwertschlag, wie ein Blitz Verginois' Haupt, daß er niedergeschmettert zu Boden sank und wie ein rächender Todesengel stand der wunderbare Jüngling mitten unter den Kämpfenden und schützte den Greis mit seiner Brust. Als St. Val den treusten Gefährten fallen sah, ergriff ihn Wuth und Schmerz; mit geschwungenem Säbel stürzte er auf den Heldenjüngling ein, entriß ihm mit der Linken die Fahne, schlug ihm das Schwert splitternd aus der Hand, als habe er es mit einer Cyklopenkeule getroffen, und rannte ihn dann durchbohrend nieder, daß der Strahl des Purpurblutes hoch aus der Brust des Getroffenen aufsprützte und er die Waffe nicht zurückzuziehen vermochte. Im Sturz entfiel dem Jüngling das Barett und die Binde des Hauptes und ein schmerzlicher Ausruf entquoll seiner Lippe. Kaum hatte St. Val einen Blick auf das enthüllte Antlitz geworfen, als er mit wankenden Knien wie gelähmt und zerschmettert zurücktaumelte, sich die Augen mit beiden Händen bedeckte und ausrief: „Elvira!"

Ein Blick auf die Gesunkene und der Laut dieses Namens verwandelten den wuthentbrannt wieder andringenden Vallardos, der den Gefallenen rächen wollte, in eine eherne Bildsäule.

Erstarrt, den Leib vorwärts gebeugt, den Dolch in krampfhaft geschlossener Hand, Lippen und Wangen geisterbleich, stand er vor dem sterbenden Antlitz und wußte nicht, ob das Entsetzen der Wirklichkeit oder ein grauenvoller Traum ihn versteinerte.

In ihrer Erbitterung hatten die Kämpfenden es schon

längst überhört, daß von beiden Seiten Signale des Waffenstillstandes gegeben wurden. Noch vor Beginn des Gefechts waren nach dem Beschluß der Junta Parlamentaire ins Lager zum Marschall Lannes gegangen; und eben jetzt hatte er in seinem Zelte die vorläufigen Punkte der Capitulation festgestellt. Der Kampf mußte augenblicklich gehemmt werden, denn sonst war Saragossa verloren, weil die furchtbaren Minen, mit welchen die Franzosen unter dem Cossо hindurch die Stadt unterhöhlt hatten, jeden Augenblick zum Sprengen reif sein konnten, und dann war es zu spät zur Uebergabe. Daher plötzlich das Gebot des Stillstandes von beiden Seiten. Ringsum hatte das Gefecht schon aufgehört, der Donner der Feuerröhre war verstummt; nur diese wenigen, von den glühendsten Flammen der Leidenschaft getriebenen Kämpfer hatten den Friedensruf überhört und das Geschick mußte sie durch eine andere, jeden Lebenspuls fesselnde Gewalt bändigen.

Es war Elvira, die ihre Schuld an Vaterland und Ehre so gesühnt hatte. Schrecken, Mitleid, Kummer hatte die Menge von allen Seiten herangeführt; man hob die blutende Bewußtlose empor und trug sie mit den andern auf dieser Stelle Gefallenen, in denen sich noch Lebensspuren regten, in die nächste Kirche, damit sie noch das Sakrament empfingen. Vallardos folgte, St. Val schwankte nach; sein Fuß strauchelte; es war Verginois, an den er stieß. Der getreue Kamerad blickte noch einmal zu dem Führer auf, dann brach sein Auge; er hauchte die Worte: „Lebt wohl, Capitain — Sanchetta!“ und versuchte ein Taschenbuch, was er auf der Brust unter der Uniform trug, hervorzuziehen, vermochte es aber nicht mehr. St. Val errieth ihn, trotz seiner Betäubung, nahm das Taschenbuch und sagte: „Dein Vermächtniß, Vergi-

nois?" Er winkte nur noch mit dem Auge, dann erlosch sein Blick.

St. Val gebot einigen Soldaten, die Leiche fortzutragen und wankte dem dunkeln Zuge nach, der Elvira und Nunnez begleitete.

Sie wurden in die Kirche gebracht; St. Val drang mit dem Volk ein. Am Altar legte man die Sterbenden auf Matten, sie empfingen die letzte Oelung.

Vallardos war von dunkeln Ahnungen und durch eine mächtige Stimme der Natur, die selbst seinen ehernen Zorn bezwang, getrieben, Schritt vor Schritt gefolgt. Jetzt stand er finster vor ihr, deren Auge geschlossen war, und St. Val ihm zur Seite. Es mußte sich in den Zügen Beider das Heiligthum eines unnennbaren Wehs aussprechen, das selbst die rohe Menge in Ehrfurcht hielt; denn diese blieb scheu zurück und, obwol St. Val als ein Feind des Vaterlandes kenntlich war, so blieben seine und Vallardos' sichtlich furchtbare Erschütterung doch jetzt das Einzige, was der Umgebung Gesetze gab.

Die heilige Handlung war vollendet; Elvira athmete noch; auf Nunnez' greisen Zügen lagerte sich der Tod. St. Val wagte nicht, die dem Tode Entgegenschlummernde zu berühren; doch in Vallardos' Brust hatte Ahnung und Natur jetzt das Eis gebrochen, er nahm die Hand der Sterbenden und sprach: „Tochter!" Da zuckte es leise auf ihren Lippen, ein Lächeln schwebte überhin, sie schlug das Auge auf. In des Vaters Blick las sie seine Seele. „Vater, Vergebung!" lispelte sie; „Du hast mich diese Nacht gesegnet, hast mein Kind gesegnet, segne mich jetzt!" Vallardos wußte nun, wer die Verschleierte war. Er erkannte Fehl und Buße der Tochter zugleich; eine göttliche Macht hatte schon Milde in seine Seele geflößt. Er legte die Hand segnend

auf das Haupt seines Kindes und sprach: „Scheide getröstet!“

Jetzt bezwang sich St. Val nicht länger; er warf sich der Sterbenden zu Füßen und flehte mit zerknirschter Seele: „Elvira, vergib mir, ich bin Dein Mörder!“

„Du warst es an etwas Edlerem als meinem Leben!“ sprach sie mühsam. „Jetzt warst Du mein Erlöser und vollzogest die Sühne meiner Schuld!“

„Elvira, hast Du mir vergeben?“ bat St. Val noch einmal.

„Ich stehe an den Pforten des Todes — ja!“ sprach sie und reichte ihm die Hand. „Doch die Schuld will versöhnt sein, Dein Sohn ist ganz ein Spanier; dieser sei sein Vater, nicht Du!“ Sie deutete auf Vallardos und sank matt zurück.

Da drängte sich eine weibliche Gestalt durch die Menge und Sanchetta lag mit weinendem Ausruf des Schmerzes zu Elvira's Füßen.

„Vater, sorge für sie!“ hauchte Elvira, sie ist rein — treu.“ Hier erstarb ihr das Wort und der letzte Lebenshauch entfloh ihrer Lippe.

Vallardos warf einen furchtbaren Blick auf St. Val, dann fiel sein Auge auf Elvira; ein heiliges Lächeln verklärte ihr Antlitz. Da wurden auch seine ehernen Züge weich, eine Thräne drang in sein trocknes Auge, er reichte St. Val halb abgewendet die Hand und sprach: „Der Tod versöhnt, doch unser Weg geht auseinander!“ So verließ er die Kirche.

Sanchetta schwankte ihm nach, St. Val hielt sie zurück, er gab ihr Verginois' Taschenbuch und sprach: „Er ist gefallen, das sein Vermächtniß —“

Da stürzten Thränen aus den Augen des erschütter-

ten Mädchens, sie hüllte sich tief in ihre Schleier und eilte hinweg.

St. Val stand einige Augenblicke in starres Sinnen verloren, dann kniete er neben der Leiche nieder, drückte einen Kuß auf Elvira's Stirn und schwankte hinaus.

Nach wenigen Wochen las man in den französischen Armeeberichten unter den Gebliebenen den Namen: „Capitain St. Val."

Miller und Müller.

(Eine aus den Akten gezogene Geschichte.)

Erstes Capitel.

Es ist ein Unglück Müller zu heißen! Man hat eigentlich gar keinen Namen (es sei denn, daß man Johannes Müller hieße), weil mancher Vorname, z. B. Balthasar, seltener ist, als der unglückliche Müller-Geschlechtsname. Ein Müller (von Namen, nicht von Stand) kann sich höchstens getröstet fühlen, wenn er einem Schmidt oder Schulz begegnet, denen es nicht besser ergeht als ihm, wogegen sich ein Meier oder Mayer wieder an jenen aufrichten kann, weil sie noch etwas schlechter vom Schicksal bedacht sind als er.

Ist es aber ein Unglück, Müller zu heißen, so ist es vollends ein sehr großes, einen Nachbar zu haben, der sich Miller nennt (es muß wol ein Vetter oder Verwandter des Stadtmusikanten aus Kabale und Liebe sein) und mit dem man ewig verwechselt wird. Dieses große Unglück traf nicht sowol zwei Bürger einer kleinen Stadt in Deutschland, als deren Söhne. Der Ort liegt auf der Landkarte genau eine Spanne weit vom Rande und so wird ihn Jeder leicht finden, wenn ich ihn auch nicht nenne.

Anton Müller, ein Schreiner, wohnte dicht neben einem Krämer Namens Jakob Miller; jeder hatte einen

Sohn und, damit das Elend ganz vollkommen würde, hatte jeder den seinigen August genannt; beide Knaben waren gleichen Alters, gleichen Haares, gleicher Größe an Leibern und schlechten Sitten, so daß, wenn sie auch einander nicht täuschend ähnlich sahen, doch des Verwechselns kein Ende war und beide Jungen oft von ihren Vätern mit dem Knieriemen blos deshalb tüchtig besalzen wurden, weil ein Beschwerde führender Nachbar nicht wußte, ob August Müller oder August Miller ihm den besagten Schabernack zugefügt habe. Ist das aber nicht zum Haarausraufen? Inzwischen wurden die Auguste es gewohnt, mit und für einander zu leiden, gewannen sich aber deshalb nicht eben lieber, sondern im Gegentheil, rauften sich zu Zeiten tüchtig wegen zu großer Gemeinschaft der Lebensgüter, als Name, Prügel u. s. w. Die Sache sollte aber anders werden. August Müller fühlte das Unglück seines Namens sehr tief, besonders jedesmal wenn des Vaters Stock diese Empfindung aufgeregt hatte. Der Vortheil, den August Miller in der Welt hatte, durch sein eines Strichlein und Pünktlein weniger im Namen, schien ihm zu überschwänglich. „Sind wir einmal nicht mehr beisammen," dachte er, „er dort, ich hier, so ist sein Name eine wahre Rarität und wie ich heißt Hans und Kunz und wer weiß, ob nicht einmal ein August Müller irgendwo stiehlt und ich an seiner Statt gehangen werde! Denn in Akten, hab' ich gehört, wird Alles buchstäblich genau genommen und August Miller hat also dergleichen nicht zu fürchten. Die Sache sollte, wie gesagt, anders kommen, aber schlimmer!

Wie es bei Nachbarssöhnen und Fürsten geht, so war nicht immer Krieg, sondern öfters beschlossen sie einen ewigen Frieden. So hatte eines Tages August Müller von sechs Aepfeln seinem Namens-Concurrenten einen concedirt

und nun war die Freundschaft sehr groß, ja unauflöslich. Als sie wie Pylades und Orestes mit einander untergefaßt vor's Thor schlenderten, trafen sie auf eine alte braune Bettlerin, die freilich nicht schön aussah, sondern im Gegentheil wie eine halbe Hexe und Zigeunerin. Sie sprach die Knaben an, doch da sie nichts zu geben hatten, gingen sie vorüber. Aber August Müller, der überhaupt gutmüthig war, fiel es plötzlich ein, daß er einen Kreuzer besitze; er griff in die Tasche und holte ihn heraus. Weil gerade Freundschaftstag war, gab er ihn an August Miller und sprach: „Da, being' ihn der Alten nach." Dieser sprang hin und verdiente sich das freundlichste Gotteslohn, sagte aber nicht, daß er nur der Ueberbringer, nicht der Geber sei. Der Letztere hatte inzwischen seinen vierten Apfel verzehrt und wollte den fünften anbeißen. Da dachte er: „Ei was, du hast genug, gib ihn an August Miller." „Fang'!" rief er ihm zu und warf, aber wie Knaben pflegen, mehr um ihm das Fangen zu erschweren, als zu erleichtern, nämlich mit voller Gewalt. Das Geschoß sauste durch die Lüfte und wie der Speer Achill's über Hektor's Haupt, so über August Miller's hinweg, fuhr aber der Alten, die inzwischen weiter schlich, gerade in den Nacken und so heftig, daß die braune Hexenmutter vorn überstürzte und lang darniederfiel. August Müller erschrak und wollte hinzueilen ihr aufzuhelfen. Doch sie war rüstiger auf den Füßen, als man geglaubt hätte. Heftig sprang sie auf und herum, erhob ihren Stab gegen den herbeilaufenden Knaben und schrie wüthend: „Du Range! Du Teufelsei! Du Drachenbrut! Das soll Dich gereuen!" Der arme August Müller stand vor Schrecken über das wüthende Weib sprachlos still. Sie aber fuhr mit einer Art von prophetischem Ton, stolz aufgerichtet und mit drohendem Stab, fort:

„Du sollst erfahren, wie belohnt und bestraft wird, Du Kuckucksei! Was dieser hier (dabei zeigte sie auf August Miller), der wie Dein Bruder aussieht, auch Schlimmes thut, Du sollst den Lohn davon haben, und was Du Gutes thust, es wird freilich wenig genug sein, das soll ihm zu Statten kommen! Und so soll es Dir ergehen bis zum Sarge! Und nun lauf, daß Du fortkommst, sonst tanzt Dir meine Krücke auf dem Schädel, Du Schlangenbrut!"

August Müller war wie vom Donner gerührt! Doch als die Alte gleich einer wüthenden Megäre auf ihn zustürzte, lief er davon, blind querfeld ein, bis ihm der Athem ausging.

Zweites Capitel.

Ich bin gar nicht abergläubig und aus den vor mir liegenden Akten der Geschichte geht auch gar kein directer Beweis hervor, daß die Alte eine Hexe war; inzwischen denke ich das Meinige und jeder Leser gewiß das Seinige. Es bleibt jedenfalls eine gute praktische Lebensregel, dergleichen alten verdächtigen Bettlerinnen aus dem Wege zu gehen; denn daß sie Einem etwas geben, ist schwer zu vermuthen, also was ist dabei zu gewinnen? Ich denke hier ungefähr so wie beim geselligen Kartenspiel, wenn Jemand aus Zerstreuung in meine Markenschachtel greift, was ich mir stets mit der höflichen Wendung verbitte: „Bleiben Sie mir aus den Marken! Der Ehrlichste legt nichts zu!" Was man aber durch eine solche Hexenbekanntschaft zusetzen kann, da-

von gibt August Müller einen schlagenden Beweis. Mit dem einen Apfelwurf hatte er sein Glück auf Jahre lang verschleudert; man wird's gleich sehen. Was haben Aepfel nicht schon für ein Unglück angerichtet! Der Apfel im Paradies, der Apfel des Paris, die Granatäpfel, welche Proserpina naschte, die goldenen Aepfel der Atalante, die Aepfel jenes persischen Bauers, der an den Hof damit ging, der Apfel, nach dem Tell schoß, der Reichsapfel, die sauern Aepfel, in die wir Alle schon beißen mußten, und endlich August Müller's Apfel, der vielleicht der sauerste für die Leser wird! Wahrhaftig, man sollte Apfelzucht wie Unzucht strafen, an jedem Zweig des sechstausendjährigen Baumes der Weltgeschichte hängt irgend so ein Unglücksapfel, und wer weiß denn, wie viele noch reif werden?

Während ich diese Betrachtungen anstellte, ist August Müller sehr weit gelaufen, so weit, daß er sich endlich von seinem Schreck erholte und nach Hause zuging. Zwar sah er sich noch ein wenig rechts und links scheu um, ob die Krücke der Alten nicht irgendwoher wie ein Blitzstrahl aus heiterer Höhe auf ihn herabfallen könne, indessen er verlor diese Furcht bald und dachte nun ruhig über den Fluch nach, den sie über ihn ausgesprochen.

Anfangs vermehrten seine Betrachtungen seinen Trübsinn über den Unglücksnamen sehr, doch später gewann er mehr philosophischen Gleichmuth und rief endlich aus: „Je nun! Ist mir's denn bisher anders gegangen? Habe ich nicht alle Suppen mit auseſſen müssen, die mir August Miller eingebrockt hatte? Nur das wäre freilich ärgerlich, wenn ich allein Alles verschlucken müßte, was er einrührt! Wenigstens wollte ich ihm dann das Fell dafür gerben!"

Armer August Müller, du wußtest nicht, daß die Suppe schon in vollem Kochen war, die dir August Miller am Feuer des Fluchs der Alten aufgesetzt hatte! Ich erzähle es aber besser ohne Umschweife noch Seufzer.

August Miller war bei dem bösen Handel vorm Thor um den Apfel gekommen, den ihm sein Namens-Facsimile zugedacht hatte. Er beschloß, diese Ungerechtigkeit des Schicksals wieder gut zu machen, und stieg deshalb über einen niedrigen Gartenzaun, innerhalb dessen er mehre Aepfelbäume mit den schönsten Früchten wahrnahm. Diese Entdeckung sah er für eine auf ihn girirte rechtsgültige Anweisung zu einer billigen Entschädigung an und machte Anstalt, sie einzucassiren. Doch kaum hatte er sich auf einen Ast geschwungen und langte nach den schönsten rothen Wangen der Borsdorfer, als ein Paar andere rothe Wangen, fast noch röther, aus dem Fensterchen eines Gartenhäuschens herausguckten. Sie gehörten der Hausbesitzerin. Als sie die überzählige Frucht auf dem Baum erblickte, welche nicht dort gewachsen war, trachtete sie sofort, sie herabzuschütteln. Ein Zephyr ihrer Lippen, der einige zarte Laute darüber hinwehte, schien ihr das Zweckmäßigste dazu: „Teufelsjunge," hauchte sie vielleicht etwas unzart, „Satansbraten, Spitzbube! Plagt Dich der Lebendige! Willst Du vom Apfelbaum herunter!" Sie hatte richtig gerechnet. Der Apfeljäger fiel, als würde der Baum vom Sturm geschüttelt, wie ein Kürbiß, der vom Stengel bricht, in das Kartoffelkraut unter ihm. Doch er blieb nicht liegen wie ein Kürbiß, sondern sprang auf wie eine gescheuchte Katze und war so rasch wie sie über den Zaun. Da erst erkannte die Hauswirthin, daß es August Miller, das liebe Stadtkind sei, der an ihren Aepfeln mehr Geschmack fand als an ihr. Ich halte es daher blos für eine Folge

gekränkter Eitelkeit, daß sie jetzt ihrem achtzehnjährigen, im Hofe die Gaule ausspannenden Sohne zurief: „Jürgen, greif die Peitsche, August Miller, der Höllenbrand, hat uns einen Scheffel Aepfel gefressen; spring gleich in die Hausthür, so kannst Du ihn erwischen."

Jürgen war gerecht wie Aristides; deshalb erquickte ein solcher Auftrag der Rechtspflege seine innerste Seele. Er hatte die Peitsche mit einem Griff, die Hausthürklinke mit dem andern weg und schnellte sich wie ein Bolzen auf die Gasse. August Miller war aber schon vorbeigesaus't und hatte im Laufen seinen Kameraden August Müller, der ganz arglos daher ging, fast übergerannt. Als dieser erstaunt nach der Ursache des Stoßes gegen seine Schulter forschte, der seinen rechten Flügel plötzlich durch ein unwillkürliches „Kehrt" in seinen linken verwandelte, sah er erst, daß es der unreine Reim auf seinen Namen war, der ihn so aus dem Rhythmus geschnellt hatte. Erfreut, wieder mit ihm zusammenzutreffen, rief und lief er ihm nach: „He, August, was läufst Du denn wie eine Spinne!" August Miller schoß aber eben um die Ecke einer Gasse, als Jürgen, der Peitschenführer, aus der Hausthür debouchirte. Dieser sah also nur den laufenden August Müller und, da sein Ohr so wenig wie die Aussprache seiner Mutter einen subtilen, höchst unnützen Unterschied zwischen i und ü machte, so galt's ihm für so sicher wie der elfte Grundsatz des Euklides, daß August Müller die Peitschenhiebe haben müsse. Keine Execution ohne Urtheilsspruch! war sein höchst gerechter Grundsatz. Er schickte sich daher an, dem laufenden Delinquenten das Urtheil von hinten her vorzulesen, zwar nicht in der strengsten Rechtsform, aber doch gründlich gefaßt, ungefähr so: „Du Cujon, lauf Du nur!" Nein halt, das wäre ja ganz falsch, der Name

des Maleficanten mußte ja im Urtheil stehen! Es fing daher so an: „August Müller, Du Cujon! Lauf Du nur mit Deinen Spillerbeinen, Du Galgenvogel! Ich hole Dich doch ein und dann sollst Du so viel Dutzend Peitschenhiebe haben, als Du Aepfel gefressen hast, Du Hallunke!"

Zweierlei Dinge in dem Urtheilsspruch mußte der laufende August Müller trotz des besten Gewissens für wahr erkennen, erstlich, daß er so heiße, zweitens daß er Aepfel gegessen, und zwar vier, mithin auf richtige 48 Peitschenhiebe zählen konnte. Den logischen und richtigen Zusammenhang zwischen seinem Aepfelessen und dieser Bußübung konnte er zwar in der Schnelligkeit nicht einsehen: so viel aber rechnete er heraus, und rechnete richtig, er werde, wenn ihn Jürgen erwische, das stipulirte Aversionalquantum zweifelsohne erhalten. Obwol ihm daher eine dunkle Ahnung aufdämmerte, daß die Hiebe besser auf August Miller's Rücken passen würden, als auf den seinigen, so fühlte er doch, daß dieser Versuch, den man mit ihm anstellen wollte, nur durch einen gehindert werden könne, den er selbst anstellte, nämlich den, ob er mit seinen langen Spillerbeinen — wie Jürgen sie ohne alle Rücksicht auf die etwaige Injurie vorhin genannt hatte — der Peitschenlänge entlaufen könne. Er verordnete sich daher ein Piu stretto, dann ein Presto, ein Prestissimo und — erreichte glücklich die Ecke früher als Jürgen ihn.

Sein unreiner Reim lief dicht vor ihm; als dieser den seinigen hinter sich hörte, fing er auch ein Piu mosso an, und blieb im Accelerando. Jürgen fluchte und keuchte; noch zwanzig Schritte, so konnten die Flüchtenden ihre Hausthüren erreichen und sie dem Verfolger vor der Nase zuwerfen, womit wenigstens Zeit gewonnen war. Da aber

wurde das Schicksal, ich darf's wol aussprechen, recht malitiös. Es legte sich in Gestalt eines großen, zottigen Pudels quer über den Bürgersteig und streckte den Schwanz weit hinter sich bis dicht an August Miller's Hausthür. Dieser schlug dort einen Haken wie ein Hase, um sich links ab ins Thor seiner Festung und dieses zuzuwerfen, bevor der Feind ihm über die niedergelassene Zugbrücke nachkäme. Dazu aber mußte er seinen linken Fuß zum Pivot machen und hatte kein anderes Terrain dazu, als den schwarzen Pudelschwanz. Diesen klemmte er nun zwischen seine Sohle und das Steinpflaster, so fest wie Paganini die Saite zwischen Finger und Griffbret. Allein für Phylax (des Pudels Familienname) war der Schwanz eine sehr zarte Saite, die, wenn sie unzart berührt wurde, nicht nur einen höchst gellenden Ton angab, sondern das Nervensystem Phylaxens (man ist mit dem Genitiv dieses Wortes wahrhaftig recht in Verlegenheit) überhaupt sehr irritirte, so daß er sich alterirte bis zum Beißen. So geschah's, er heulte und bellte auf, that einen Angstsprung hoch in die Luft und schoß dann herum wie ein umspringender Geigenwirbel, um dem Spielmann, der das unberufene Pizzicatosolo auf seinem Schwanz executirt hatte, seine wahre Meinung darüber unverholen auszudrücken, durch Zubeißen, ganz recensentenhaft.

Es war aber nicht Zufall, sondern Resultat des genauesten mechanischen Calcüls, daß die Bewegungen dreier Körper hier folgendermaßen in einander griffen. Während August Miller sich um den Angel seines linken Beines drehte und links ins Haus pirouettirte, hatte sich Phylax auf dem rechten Hinterbein rechts herumgeschwenkt und, indem der Spielmann die Thür zudonnerte, hatte das Saiteninstrument Phylax seinen Luftsprung executirt. Gerade

in diesem Moment zog der Planet oder Schweifstern (von πλανάομαι umherschweifen) August Müller seine elliptische Bahn genau durch den Punkt, aus dem Phylax und Miller ihre Schwenkungskreise beschrieben hatten, und so mußte, wie gesagt, nicht zufällig, sondern nach mathematischer Nothwendigkeit August Müller's Wade sich in des Pudels Schnauze genau einfügen, so daß dieser ein paar regelrechte Secanten und Cossecanten mit seinem Gebiß durch den Wadenkreis zog, oder besser einige Kegelschnitte in dem Wadenkegel beschrieb. Wahrhaftig, der arme August Müller konnte binnen zwei Secunden Parabel, Hyperbel und Ellipse aufweisen und hätte sein Bein als Demonstrirkegel an eine mathematische Classe ablassen können.

Grausam war es freilich, allein nicht minder mathematisch unvermeidlich, daß Jürgen gerade auf diesen vielfältigen Kreuzpunkt complicirter geometrischer Constructionen einen Perpendikel fällte, nämlich seinen Peitschenstock, mit dem er auf's schleunigste verschiedene Ebenen durch die Luftsäule legte, die er alle perpendiculair in August's Rükken einschneiden ließ. Hm!

Bei solchen mathematisch genauen Fügungen und Zusammenfügungen wäre es lächerlich, an Hexerei zu denken, und ganz unphilosophisch, sich nur darüber zu beklagen. Doch kann ich's (denn Wahrheitsliebe ist die erste Erzählerpflicht) dem Leser nicht verschweigen, daß August Müller beide Fehler beging, wiewol einen nach dem andern, und letzten zuerst, indem er sich auf ordentlich rohe Weise schreiend und jammernd gegen sein doch so richtig berechnetes Verhängniß sträubte. Zu dem andern nahm er sich erst nachher Zeit, als er, windelweich geprügelt, sich nach Hause schleppte und dabei nicht allein dachte, sondern

es überlaut herausheulte: „Daran ist gewiß die Höllenhexe schuld!“

In diesem Augenblick sah er die braune Alte dicht an sich vorüber hinken und im Vorbeistreichen grinst sie ihn hohnlachend an und sprach heiser: „Guten Abend, August Müller!“

Da aber seine Augen so voll Thränen standen, daß er wie durch einen Nebel sah, und seine Seele eben so voll Schreckenbilder war, so kann sich der Leser, der wie ich nun einmal an die Hexerei nicht glauben will, auch denken, dies sei ein Spiel der Phantasie des armen geprügelten August gewesen. Inzwischen blieb das wahr und wirklich, die Hiebe hatte er für seines Halbnamensvetters Aepfelmausereien glücklich weg.

Drittes Capitel.

Ich hätte jetzt ein herrliches Feld für das Wunderbare und könnte meine Geschichte ungemein schauerlich machen, wenn ich Datum und Stunde der ersten Hexenerscheinung recht genau angegeben hätte und nun meinen Freund August Müller immer an demselben Tage und in derselben Minute, wo ihn die Hexe verflucht hatte, recht teufelmäßig durchprügeln ließe, daß es ihm braun und blau über den Rücken liefe und dem Leser eiskalt. Wie gesagt, es wäre schauerlich schrecklich. Aber die Wahrheit ist, däucht mir, noch schrecklicher, daß August Müller nicht an dem Jahrestage, in der ominösen Stunde, sondern alle Tage des

Jahres und zu jeder Stunde, bald Hiebe empfing, bald anderes Elend ausstehen mußte, was eigentlich auf August Miller's Contobuch gehörte. Ueberdies liegen die Acten vor mir und falsa könnten mir übel bekommen, wenn etwa ein Recensent in die Registratur liefe und mir öffentlich nachwiese, daß ich Erfindung gehabt hätte. Ich müßte aber einen Folianten schreiben, wenn ich Alles genau erzählen wollte, und die Novelle ist nur auf zwei bis drittehalb Bogen bestellt, so daß ich mich am Ende nicht blos durch ihre Langweiligkeit mit dem Leser, sondern auch durch ihre Länge mit dem Verleger erzürnte. Ich will also hier nur einen kleinen Auszug von den Unfällen machen, die meinem miserablen Helden begegneten und alle weitläufig in den Acten beschrieben sind. Doch ich darf nicht mehr als das Register geben; nur Das, was von entscheidendem Einfluß auf August's Schicksal geworden ist, erzähle ich nachher mit Pathos und Accurateſſe.

Hier aber das Register:

A. (Vide August. Müll. rer. gest. et advers. Index fol. VII.)

August Miller schlägt einem Knaben das Butterbrot aus der Hand. Der Teufel (oder die Hexe) läßt's gegen August Müller's neue Weste fliegen. Sein Vater contrebalancirt die Fettflecke auf der Brust durch blaue auf dem Rücken.

B. (Vide Index fol. XIV.)

August Miller läßt einen Schiebkarren in der halbdunkeln Hausthür stehen; sein Namens-Halbzwilling stolpert darüber, zerschlägt sich die Schienbeine, seinem Vater die Meerschaumpfeife und dieser ihm alle Knochen.

C. (Conf. Index fol. XXIII.)

August Miller malt den Conrector mit seiner großen Nase an die Wand und setzt darunter: „A. M. fecit". Die boshaften Schüler expliciren dem erbosten Conrector den Lapidarstil der Inschrift und erklärten das A. M. nicht durch Ancus Martius oder Aulus Manlius, sondern durch „August Müller" und der Conrector rächt sich durch eine Hieroglyphenschrift auf den unschuldigen Müllerrükken, die so viel Kreuz- und Querstriche zeigte, als die Inschrift einer chinesischen Theebüchse.

D. (Vide Index fol. XXX.)

Demselben Conrector gräbt August Miller vor dessen Gartenthür eine tiefe Fallgrube, die er unten weich (aber weder sauber noch wohlriechend) auspolstert; oben mit dünnen Holzstäbchen, Stroh und Erde bedeckt. August Müller geht mit dem Conrector arglos in den Garten und weigert sich aus schuldigem Respect voran in die Thür zu treten. Doch der Conrector ist guter Laune und sagt: „Spring' Er voran, Bursche, mach' Er nur keine Umstände!" August Müller hält es jetzt für den feinsten Ton, desto mehr zu machen, bis ihn der Conrector endlich halb gewaltsam voranschiebt. Da plumpt der arme Augustin bis an den Hals in die Fallgrube und in den Dr..... und der Conrector bringt's, scharfsinnig wie Thales, in einer halben Secunde heraus, daß der Schalk die Grube selbst gegraben hat und nur deshalb nicht zuerst durch die Thür wollte. Es versteht sich von selbst, daß er ihn bei den Haaren herauszaust und das spanische Rohr in so verwünschten, ängstigenden Zauberkreisen über ihm schwingt, daß August das weiche Grubenpolster beinahe noch aus eignen Mitteln vermehrt hätte.

E. (Conf. Index fol. LX. sqq.)

August Miller verliebt sich in eine hübsche dreizehnjährige Nachbarstochter und schreibt ihr die zärtlichsten Liebesbriefe. Eine Depesche wird aber vom Vater des Mädchens aufgefangen, der den ewig getreuen August Miller unter den holdseligen Zeilen in der Wuth und aus Eile für einen ewig getreuen August Müller hält. Das Stelldichein, welches der Brief fordert, soll um vier Uhr (nach der Schule) im Garten stattfinden. Der Vater paßt in der Hausthür auf und da August Müller Schlag vier Uhr langsam, völlig arglos am Hause vorbeischlendert und den schuldlosesten Blick hineinwirft, den je ein Tertianer sich in einen offenen Thorweg, hinter dem ein Garten mit Obstbäumen grünt, gestattet hat, greift plötzlich die grimmige Hand des Schicksals (die diesmal an dem Arm des erbosten Schwiegervaters saß) aus dem Höllenthor heraus und ballt sich zur Faust, aber erst nachdem sie vorher ein ansehnliches Quantum Haar des Tertianers mit gerichtlichem Beschlag belegt hat. Wie ein armer geangelter Gründling zappelt er an dem Enterhaken der väterlichen Hand, die ihn in ein tiefes Burgverließ hinunterschleudert, nämlich in den Keller, wo er seine Liebe abkühlen soll. Wahrlich ein Jammer, wenn man nichts abzukühlen hat, als den durchgewammseten Leib, und ein noch größerer, wenn man durch's Kellerloch den Unheilsvogel August Miller mit seinem Liebchen ganz ungestört im Garten spazieren und selig sein sieht, weil der Vater jetzt eher den Teufel im Hause vermuthet, als den Liebhaber der Tochter außerhalb des Kellers!

F. (Conf. Index fol. LXX. seqq.)

Der allergrößte Jammer aber war der, daß Müller in der Stille ein Nebenbuhler Miller's war, wiewol nur

ganz heimlich. Doch wollte er's einmal mit heroischem Aufschwung zu Etwas treiben, und pflückte einen halben Centner Vergißmeinnicht auf der sumpfigen Wiese hinter dem Stadtgraben. Als er aber die schönsten langen will, um den Strauß zu vollenden, den seine Geliebte auch als Laube hätte brauchen können, zieht ihm die Hexe (denn wie wäre es sonst möglich gewesen) beide Beine tückisch unten weg und er fährt damit in den Sumpfgraben hinein, bis über den Hosenlatz. Während er sich mühsam herausarbeitet und dabei den Strauß aus der Hand legt, kommt sein überseliger Halbschatten (Miller heißt er in den Acten) über die Wiese, sieht den Vergißmeinnichtleser und ruft: „August, den Strauß muß ich haben, nachher helfe ich Dir aus dem Graben!" Damit ist er wie der Wind davon und bringt den Strauß dem angebeteten Backfisch, während der geprellte Nebenbuhler lieber im Grabe steckte als im Graben. Die Halbtrauer seiner schwarzen, moorigen, untern Körperhälfte drückte den Zustand seines Gemüths wahrlich nur halb aus, als er in diesem Aufzuge vor dem Liebespaar vorbeimußte und sie ihm nachspottete: „O du armer schwarzer Peter!"

* * *

Jetzt glaube ich doch beinahe selbst an die Hexe. Es ist ein Glück, daß das Capitel hier aus ist (ich könnte aus dem Register noch sieben Alphabete Unheil excerpiren), denn noch drei solcher Fatalitäten und ich glaube, ich forderte Jeden auf Pistolen, der noch einen Zweifel hegen könnte, daß hier übernatürliche Mächte ihr Spiel treiben, vielleicht gar der Schwarze selber!

Viertes Capitel.

Es ist nichts weniger als lustig, geschweige komisch, aber höchst wichtig. Die ganze Geschichte ist aber, hoffe ich zur Ehre meiner Leser, oder ich müßte ihr Herz ganz verkennen, nichts weniger als belustigend, sondern echt rührend und tragisch. Es müßte einer ja gar keinen Rücken, und was daran hängt, haben, wenn er sich nicht in August Müller's Lage denken könnte. Recht systematisch martert ihn aber die Hexe! Erst lauter Körperschmerz, dann immer stärkere Dosen Seelenschmerz, als Pfeffer und Salz des Elends, und jetzt, man wird's gleich lesen, die ausgesuchtesten Seelenqualen.

Der Henker lese die Acten, ohne zu weinen, vollends soll sie Einer excerpiren. Ich setze einen kieselsteinernen Kerl hierher an meinen Arbeitstisch und wette, binnen fünf Minuten schmilzt er wie Märzschnee.

Ein ganzes Vierteljahr hatte die Hexe, denn ich glaube jetzt so fest an sie wie Einer, den armen August in Ruhe gelassen; er kam ordentlich zu Athem und heiler Rückenhaut und setzte beinahe etwas Fleisch an auf seine mageren Glieder, so erquickte ihn die Hoffnung, daß der verfluchte Spuk nun zu Ende sei. Der arme Schelm wußte nichts von Windstille vor Gewittern und Sonnenuntergang. Die Ruhe gab ihm einen geistigen Aufschwung zu einem — kalligraphischen Werk. Er setzte sich in einer Woche hin und malte zum Geburtstag des versöhnten Conrector einen Raphael der Schreibekunst, einen Glückwunsch in Fractur nämlich, wie ihn seit Erbauung der Stadt (wo er wohnte, nicht Roms; seine Vaterstadt war aber dem Aus-

sehn nach, älter) kein Conrector bekommen hatte. Darunter setzte er mit kleiner demüthig, bescheidener Schrift die Worte: „August Müller scripsit.“ Auf dieses Scripsit, was (wiewol er richtiger pinxit schreiben sollte) auch seine Stärke in der Latinität bewies, war er besonders stolz. Der Conrector war gerührt, er weinte Thränen, ja er bat ihn zum Kaffee. August Müller's Glück kannte keine Grenzen; aber es wurde doch noch höher getrieben, denn der Conrector beschloß den Glückwunsch gewissermaßen in den Adelstand zu erheben, d. h. ihn unter Glas und Rahmen bringen und in der Classe aufhängen zu lassen, als ein exemplum imitandum, wie ein Schüler sich erstlich der Schreibekunst, zweitens der Liebe zu seinem Lehrer befleißigen solle. August Müller ging jetzt mit einer Glorie herum, die durch das ganze Städtchen strahlte; der Ruhm war doch wenigstens ein Glück, welches ihm der Fluch der Zigeunerin nicht entriß, um es August Millern in den Schoos zu werfen. Den Ruhm selber nicht, freilich, aber die Früchte davon. Man wird's gleich sehen.

Die Kneifzange, deren sich der Schwarze bediente, um den Unglückssohn August zu zwicken, war der Buchbinder loci. Er hatte den geschriebenen Raphael in Rahmen zu bringen. An einigen Orten richtet man Glas und Rahmen nach dem Bilde oder Kupferstich ein, nicht so in unserm Städtchen, wo sich das Bild nach dem Glase richten mußte. Der Buchbinder hatte nämlich noch eine Glasscheibe liegen, die vielleicht bis an den jüngsten Tag gelegen hätte; diese mußte also dem Glückwunsch angepaßt werden. Der Wunsch hatte auch vortrefflich Platz darunter, nur der Wünschende nicht, nämlich August Müller und sein Scripsit. Dies schnitt die Buchbinderscheere also kaltblütig weg und damit alles Immergrün des Lorberzweiges,

der sich um August's Haupt winden sollte. Wahrlich, es war um seine Unsterblichkeit geschehen, wenn er jetzt zufällig starb, bevor er zum zweiten Mal auf eine Namens-Verewigung Sturm laufen konnte. Und wie selten glückt das! Wir wissen das, wir Autoren!

Von August's Schmerz, als er so, nicht sowol um seinen guten, als um seinen berühmten Namen gekommen war und anonym in Tertia aufgehangen wurde, sage ich der Welt nichts; ich verhülle ihn wie der athenienſische Seydelmann, der den Agamemnon hinterm Schleier spielte, weil er der Phantasie der Athenienser mehr Kraft als sich selber zutraute, sich den Schmerz vorzustellen. Ganz dieses feine Compliment mache ich hier meinen Lesern. Die Geschichte verlangt aber (nach den Acten folio 197), daß ich's hier anmelde, wie wenige Wochen nach dieser Katastrophe eine zweite eintrat, nämlich der Superintendent in die Schulstube, der zugleich Schulrath war. Es wurde ein examen rigorosum und tentamen quasi diabolicum mit allen Schülern angestellt, die nicht sowol ihre Vorzüge, als die ihrer Lehrer ins rechte Licht stellen sollten, wozu man die Funken mit manchem Rippenstoß aus ihnen schlug. Das Schulrathsauge ergötzte sich auch an der Bildergalerie der Schule, das heißt dem einzigen Stück derselben, August's kalligraphischem Raphael. „Hm, Hm!" sagte der Superintendent auf Lateinisch oder gar auf Griechisch zum Conrector, „ein opusculum, welches Fleiß und ingenium gewissermaßen andeuten zu wollen scheinen möchte!*) Et nomen auctoris?"

*) Ich merke hiermit muthmaßlich an, daß er keine schönere Phrase bilden konnte, um den Aoristus und Optativus fein anzuwenden.

„August Müller," flüsterte der Conrector.

Jetzt entsteht eine äußerst schwierige Frage, über die ich wol die Scholiasten des Mittelalters consultiren möchte. Wirkte die Verwünschung der mehrgedachten und jetzt ganz unzweifelhaften Hexe auf die Zunge des Conrectors, daß er das ü wie ein i sprach (war er ein Berliner, was aus den Acten aber nicht zu ersehen, so bedürfte es dazu gar keiner Hexerei) oder reagirte sie auf das Ohr des Schulraths, daß er Miller für Müller hörte?

Eine dritte Annahme nehme ich deshalb nicht an, weil sie zu prosaisch ist und viel zu nahe liegt. Nämlich die, daß der Schulrath sich darum auf den Namen Miller festsetzte, weil er bei August Miller's Vater, der (wie gleich anfangs actenmäßig bescheinigt worden) einen kleinen Kramladen hatte, kurz vorher eine Prise Schnupftabak kaufen wollte, sie aber geschenkt bekam, wobei der Vater seines Söhnchens als eines wohlbegabten Schülers väterlich rührend gedachte und unter Anderm sagte: „Wahrhaftig, Ew. Hochehrwürden, das ist ein Junge wie ein Daus, er declinirt Ihnen sein Verbum Klipp Klapp wie die Wassermühle und conjugirt Tage lang cornu das Horn, cornu des Hornes u. s. w., und macht im ganzen Singularis auch nicht einen einzigen Fehler. (Uf! Ich muß erst Athem holen wegen des langen Satzes!) Dabei schreibt Ihnen der Teufelsjunge eine Klaue, mit Verlaub, beinahe besser als meine eigene und ich könnte ihn alle Tage als Buchführer im Comptoir anstellen! Wahrhaftig, das könnte ich!"

Diesen Umstand, sowie daß der Tabakshändler dem Herrn Superintendenten ein Päckchen extra feine Cöllnische Carotten mitgab, auf dessen Etikette seine Firma August Miller stand, und S. Ehrwürden deshalb den Namen mit dieser Orthographie so fest ins Gedächtniß prägten — diesen

Umstand bringe ich, wie gesagt, gar nicht in Anschlag, weil er zu gewöhnlich und gar nichts Wunderbares dabei wäre.

Doch die Sache hatte ihre höchst wichtigen Folgen, selbst wenn sie unentschieden bleibt. Der Conrector mußte etwas davon geahnt und gewittert haben, denn er sagte einmal zu August Müller: „Gib wohl Achtung, mein Söhnchen! Du warst zwar ehedem ein Galgenstrick (er dachte an die Fallgrube), aber Du hast Dich zum Guten gewendet. Es wird belohnt werden; gib Achtung, ehestens kommt ein Brief vom Schulcollegium aus der Residenz an, der bringt etwas Neues von Wichtigkeit.“ August horchte auf! Ein anderes Mal ließ der Conrector ein Wort von einer Freistelle im Gymnasium fallen. August zitterte vor Wonne.

Des Conrectors Ahnungen oder Weissagungen gingen in Erfüllung. Vierzehn Tage nach der Durchreise des Superintendenten kam wirklich ein Brief an die Schulanstalt an, mit der Anzeige: „Daß der durch seinen Fleiß und seine Talente ausgezeichnete Schüler August Miller durch Gegenwärtiges eine Freistelle als Alumnus auf dem Gymnasium der Residenz und bei fortgesetztem Fleiß eine Anwartschaft auf ein dreijähriges Stipendium für die Universität erhalte.“

August Miller fiel aus den Wolken, August Müller aus dem Himmel, der Conrector beinahe vom Katheder bei der Nachricht. Es blieb aber dabei, denn, „geschrieben Wort — gültig Wort!“ August Miller schnürte sein Bündel, zog auf's Gymnasium und

Das fünfte Capitel

spielte daselbst. August Müller war nämlich ein halbes Jahr später, nachdem der Conrector eine Amtsreise in die Residenz gemacht und sich amicabiliter mit dem Superintendenten verständigt hatte, nachgekommen.

Das halte ich für den Meisterstreich der Zigeunerin! Denn nachdem ihre Verwünschung so gewirkt hatte, daß die Unglücks-Verwechslung gar nicht mehr möglich war, ist es ein wahrhaft geschicktes Manöver dieser Hexe, dem armen Schlucker ein Glück zu gönnen, blos damit sie ihm noch recht viel Unglück auf den Pelz schicken könne.

Sie fing es aber so an. Ein volles Lustrum ließ sie ihn ganz in Ruhe. Im vierten Jahre aber spielte sie ihm nach folio 289 der Acten einen fatalen Streich. Miller und Müller waren mit Hülfe der Zeit Primaner geworden und sollten mit den nächsten Ostern das Abiturienten-Examen machen. Dabei wurde ihnen zugleich eine Preisaufgabe gestellt: „Ueber den Nutzen der Prügel bei der Erziehung," von deren Lösung der Genuß eines dreijährigen Stipendiums während der Universitätszeit abhängig gemacht wurde. August Müller hatte die Aufgabe bis in sein jetzt angetretenes neunzehntes Jahr eigentlich immerfort praktisch gelöst. Er kam daher auf eine seltsame, aber scharfsinnige Eintheilung seiner Dissertation (natürlich wurde sie Lateinisch geschrieben) und handelte im ersten Theil: „Von dem Nutzen der Prügel, die man verdientermaßen bekommt, und im zweiten, von dem noch größeren derjenigen, die man unverdienter Weise bekommt."

August Müller hatte von der letzten Gattung so viel erwischt, daß Niemand besser über den Nutzen derselben urtheilen konnte, als er. Und in der That wurde seine Abhandlung ein Meisterstück. Recht weh thut es mir daher, daß ich dem geneigten Leser nicht einige Excerpte daraus mittheilen kann, obgleich die ganze Dissertation in die Acten geheftet ist und vor mir liegt. Aber ich darf's nicht, denn sonst wird diese Geschichte, die mir noch einen unermeßlichen Stoff darbietet, wahrhaftig zu lang. Ich darf's aber den Lesern versichern, die Abhandlung ist so schön, daß Niemand, der sie liest, sicher ist, sich nicht sofort selbst einige Trachten unverdienter Hiebe recht geflissentlich zu verschaffen, weil Einem die Segnungen derselben gar zu anschaulich gemacht werden. Deshalb ist's bedenklich, den Tractat zu lesen.

Ich breche mir's gewaltsam ab, daß ich ihn nicht mittheile; das verdient aber wahrhaftig eine Belohnung und die verschaffe ich mir mit einer ganz kleinen Abschweifung über die Gefahren dieses Tractats. Wird nicht, frage ich, bei dem allgemein verbreiteten Triebe, Gutes zu thun, die Welt, wenn sie August Müller's beredte Abhandlung gelesen hat, ganz des Teufels sein vor Begierde, Andern nützlich und wohlthätig zu werden durch unverdientes Ausprügeln? Ich besorge, der Drang zum Guten ist nur zu lebhaft in Vielen! Doch mache ich einstweilen den Vorschlag, sich ad interim mit dem ersten Theil der Abhandlung zu begnügen, worin der geringere Nutzen verdienter Prügel nachgewiesen wird, und vorläufig alle Diejenigen zu befriedigen, die gerechte Ansprüche auf Prügel haben, zuverlässig Ansprüche, die so groß sind, daß sie schwerer zu befriedigen sein werden als die Gläubiger der spanischen Regierung. Wenn alle verdienten Hiebe ausgetheilt sind

und Niemand mehr gerechter Weise auch nur auf eine Ohrfeige Anspruch machen kann (ich fürchte nur, das dauert lange), dann ist's wol Zeit, an die unverdienten Prügel zu gehen, deren Ertheilung mehr eine Wohlthat als Erfüllung eines Rechtsanspruchs ist. Und die Regel lautet ja: „Erst tilge deine Schulden, dann schenke!"

Ich besorge fast, ich habe durch diese Abschweifung das Schuldcapital, welches die Welt an verdienten Streichen abzutragen hat (die wahre Nationalschuld der Menschheit) noch um ein Beträchtliches vergrößert. Ich kehre also zur Geschichte zurück.

Wie gesagt, August Müller's Abhandlung war ein Meisterstück, ein classisches Werk. Kalligraphisch und orthographisch makellos, vollends was andere Kleinigkeiten anlangt. Sie wurde im consilio aller Lehrer gelesen und bewundert. Gern hätte in der ersten Begeisterung ein College dem andern sogleich hundert unverdiente Hiebe aufgezählt, aber es war gar nicht zu machen, weil jeder noch viel mehr verdient hätte. Der Rector, der erst ganz neu zur Schule gekommen war und seine anvertraute Heerde noch nicht kannte, glühte ordentlich vor Entzücken über diesen echten Merino, den er in der Schar sehr ordinairer Schafe, die er geistig (nicht geistlich) weidete, so unvermuthet vorfand. „Ein Capital-Mensch dieser August, wie heißt er doch gleich?" „Müller" half man ihm ein, ja dieser August Müller! Ein wahrer primarius aller Primaner; er sollte primus omnium aller Schüler des Continents sein! Ja, Küsse verdiente dieses lumen gymnasii für seine unverdienten Streiche. (Er freute sich des Wortscherzes.)

Wahrhaftig, meine Herren Collegen, er muß das große Prämium — nam honor praemium virtutis — und das

Stipendium dazu haben. „Wie votiren Sie, Herr Collega Conrector?"

„Ganz wie der Herr Rector!"

Hierauf votirten Alle und Alle gleich.

August Müller war somit ein gemachter Mann und ich fasse es wahrhaftig nicht, wie die Hexe ihm hier noch einen Querstrich machen will. Blos durch einen Querstrich!

Der Rector notirte sich die Namen Derjenigen, die das Examen bestanden hatten, Prämien erhalten sollten u. s. w., auf ein besonderes Blatt. Er war noch so Neuling im Gymnasio, daß er nicht einmal die Primaner kannte, geschweige die Sextaner. August Müller war der erste Name, den er sauber mit lateinischen Lettern aufschrieb, dann folgten die Andern nach. Nun kam der Querstrich, den ihm die Hexe machte; sie stieß ihm nämlich, da er mit der Feder an den Namen hinauf tippte, um sie noch einmal rückwärts, von unten auf zu zählen, ob sie auch richtig seien, mit berechneter Bosheit gegen die Hand, als er eben am letzten war, nämlich am ersten, an August Müller. Die Feder fuhr ihm, ohne daß er's beachtete, quer durch das mit zwei Tippelchen versehene ü und machte durch dieses unwillkürliche deleatur der zweiten Hälfte des ü, ein klares i daraus.

(Ich müßte es dem Leser, wie ich's dem Herrn Setzer auf dem Manuscript gethan, eigentlich abmalen und in einer lithographirten Beilage mitgeben, damit er's recht faßte; allein da ich ihm zutraue, daß er ein X für ein U machen kann, darf ich ihm auch wol zutrauen, ein i für ein ü zu machen).

Philister, unpoetische Strohköpfe, Recensenten, kurz,

wahre Hasenfüße werden mir hier wieder mit der allertrivialsten Auslegung des Wunders kommen (ich habe so die Rationalisten nie leiden können) und behaupten, dem Rector sei einfach die Feder ausgeglitten und das Wunder bestehe eigentlich nur darin, daß kein Dintenklecks auf August Müller's Namen gefallen sei. Doch in der That, es wäre zu natürlich und abgeschmackt. Auch kann ich's aus den Acten beweisen, daß einer der Lehrer zu Protokoll gegeben hat, er habe eine alte braune Hexe in einer Art Nebelwolke, wie die alten Götter sich einhüllten, hinter dem Rector stehen sehen. Eine Erscheinung, worauf er indessen nicht viel gab, da es ihm sogar begegnet war, den Rector selbst für ein altes Weib zu halten.

Der Leser ist aber, hoffe ich, äußerst gespannt auf den Verlauf der Sache. Er war so. Der Rector ließ den Namenzettel durch einen gewandten Quartaner (seinen Leibsecretair) mundiren. Dieser konnte sich nachmals durch das Originalmanuscript völlig rechtfertigen, daß er August Miller schrieb, wo August Müller gestanden hatte. So ging der Rector andern Morgens mit dem Verzeichniß in den Hörsal und der Actus begann, vor dem ganzen Publico und allen hohen Gönnern und Patronen des Gymnasii.

Ich könnte die Schulfeierlichkeit herrlich beschreiben, wie zuerst die Sextaner gehudelt wurden, dann die Quintaner gepeinigt, hiernächst die Quartaner sehr molestirt, dann die Tertianer wahrhaft torturirt, die Secundaner beinahe strangulirt und zuletzt die Primaner decimirt, aber nicht zum Erschießen, sondern um gekrönt zu werden mit Schullorberen wahrhaftig, ich könnte das Alles, durch die doppelten Flügeldecken der Jugenderinnerung und Phantasie

getragen, im höchsten Grade zu meiner Lust schildern, aber ich versage mir Alles, um zur Hauptsache zu kommen. Der kurzsichtige Rector konnte sich zwar das Verzeichniß der Laureaten so dicht an die Nase halten, daß er jeden Namen richtig las, aber doch nicht die Laureaten selber, so, daß er sie erkannt hätte, falls er sie als homo novus auch gekannt haben sollte. Er fing also mit den Sextanern an, denn in Gymnasien und bei votirenden Richtercollegien wird stets von unten auf gerädert, und gab Jedem seinen richtigen Sermon und sein Prämium. Endlich schloß er mit dem Gipfel aller Primaner, mit August Miller, den er laut hervorrief. Dieser trat, von Ueberraschung strahlend, vor die Front. Im Rücken hatte er, wie längst aus den Acten bekannt, die größte Aehnlichkeit mit August Müller (weshalb Beider Rücken auch so oft ihre Sosiasstreiche gegen einander gespielt hatten) und daher hielten ihn auch jetzt alle hinter der Front aufmarschirten Lehrer für diesen und zollten der begeisterten Rede des Rectors Beifall. Dieser überreichte ihm am Schluß derselben das Praemium, eine Prachtausgabe des corpus juris, weil hier gerade ein Act der Gerechtigkeit vollzogen wurde, und die Anweisung auf das dreijährige Stipendium. Beides stimmte vortrefflich, denn der gedachte gebildete Quartaner-Geheimsecretair hatte nach völlig richtiger Analogie des Verzeichnisses auch in das Buch und die Stipendienanweisung den Namen August Miller eingetragen. Genug, Miller hatte Prämium und Stipendium weg.

August Müller fiel vor Schreck in Ohnmacht; vielleicht auch nur statt August Miller's, der's hätte vor Freuden thun sollen.

Mehr als zwanzig Augenzeugen haben in diesem Moment die Hexe auf einem Besen quer über des Rectors

Perrücke und das Katheder hinweg in den Kaminschlott fahren sehen. (Conf. Acta fol. 304.)

Sechstes Capitel.

Ich bin nun gerade so weit gekommen, daß der Leser sich auf äußerst erschütternde Dinge vorbereiten kann. Viel wird geschehen, so viel weiß ich; was, das ist mir noch nicht so ganz klar. Ich sehe aber in den Wolken der Zukunft Liebesscenen, Todesqual dabei, Gefahren, Hohn, Verachtung, Gespött, blinkende Degen, Duelle, Glückstöpfe, Särge und zwischen Allem die braune Hexe auf dem Besen hin- und herreitend und ihn tummelnd wie ein Adjutant seinen neuen Gaul beim ersten Manöver! Den Teufel, meine Leser, es ist keine Kleinigkeit, aus dem Höllenspectakel und Larventanz von Gestalten und Erscheinungen die echten und rechten geschickt herauszugreifen, sie historisch in Reihe und Glied zu stellen und den Geschichtsfaden klar abzuspinnen! Die Sache will bearbeitet sein, behaupte ich, aus dem kolossalen Stoff heraus.

Die Universitätsjahre sind nämlich in vollem Gange, Maulesel, Fuchs, Brandfuchs sind Stufen der akademischen Würde, die Müller und Miller längst hinter sich haben. Als alte Bursche floriren und renommiren sie bedeutend. Nur daß August Müller stets bei sehr schmächtigem Geldbeutel war und mithin oft eine klägliche Nebenrolle spielen mußte, während, Dank sei es der Hexe! Au-

gust Miller bei seinem fetten Stipendium den besten Taback rauchen konnte und überhaupt leben wie ein reicher Lord.

Auf der Universität — da zu viel noch lebende Personen mithandeln und in den Acten vorkommen, darf ich die Stadt nicht bei dem Namen nennen, der auf der Landkarte steht, sondern taufe sie (den romantischen Namen kann man mir zu Gute halten) Löwenburg — auf der Universität Löwenburg also gab es sehr schöne Löwinnen, wollt' ich sagen Löwenburgerinnen, für die manches Studentenherz schlug. Die beiden Augusts, die sich schon auf Liebespfaden gekreuzt hatten, thaten's hier wieder und liebten, der Zufall nimmt sich ordentlich komisch aus in den Acten, eine Auguste. Müller oder Miller hätte sie noch heißen sollen, um den Spaß vollkommen und die Acten noch verworrener zu machen; sie hieß aber Schulze. Auguste Schulze war ein himmlisches Wesen; siebzehn Jahre alt, goldlockig (fast etwas zu rothgülden würde ich sagen, wenn Rothgüldenerz nicht ein Silbererz wäre), sehr wenige Sommersprossen, ein Frühlingshimmelauge (nur etwas grau bezogen, was ja auch dann und wann im Lenz vorkommt) und äußerst gebildet und belesen. Sie machte sehr rasch Filet, häkelte Börsen, buk (ich brauche das irregulaire Imperfectum gern) vorzügliche Spritzkuchen, kurz, war das Weib wie es sein sollte.

Doch zwischen Müller's und Miller's Liebe zu dieser Huldin war ein Unterschied; Müller liebte unerhört, da er seine Liebe nicht gestanden hatte, Miller schien der begünstigtste Musensohn der ganzen Universität. Voll Eifersucht und Gram schlich der arme beherte August (jetzt nenne ich ihn gewiß mit Recht so, da zwei Zauberinnen sich über sein bischen Lebensglück hergemacht hatten) bald

an den Fenstern der Geliebten, bald am Gartenzaun vorbei und blinzte durch die Spalten, um sie irgendwo zu erspähen. So lag er eines Tages und visirte durch ein Astloch, als sich ihm urplötzlich ein blauer Rücken oder Frack vor das Object seines Sehrohrs schob. Müller hatte eine Art sympathetischen Schauders auf seinem eigenen Rücken beim Anblick dieses Fremden, den er sich nicht erklären konnte. Jetzt aber sage mir Jemand noch ein Wort gegen Ahnungen, denn es war August Miller's Rücken, dessen magnetische Influenz und unheilvolle Constellation unser armer August zu oft empfunden hatte. Schon fühlte er, wie Heinrich IV. Ravaillac's Messer, das Gespenst irgend eines spanischen Rohrs auf seiner Rückgratwirbelsäule und klapperte vor Schauer. Das Alles empfand er, wie die Acten ergeben, ohne den Rücken-Inhaber zu erkennen, da derselbe ihm auch nicht das Sechzehntheil-Profil des Antlitzes zuwendete. Jetzt beugte sich der blaue Rücken langsam immer tiefer und tiefer nieder, und plötzlich ging hinter ihm, wie hinter einem Bergrücken, eine Sonne auf, Auguste Schulzens Antlitz. Die Sonne stieg höher, Hals und Brust wurden sichtbar, der Rücken krümmte sich wie eine Schlange und jetzt, August biß vor eifersüchtigem Liebesschmerz die Zähne zusammen, drückte der unsichtbare Mund, der am unsichtbaren Kopf des sichtbaren Rückens sitzen mußte, einen glühenden Kuß auf die Hand der Schulzin. „Au! Sacrament! Donnerwetter!“ schrie August Müller in der seltsamsten Scala der Affecte von Schmerz zu Wuth in diesem Augenblick auf, nicht über den Handkuß, sondern weil er, in dem nämlichen Moment, wo der unerkannte Miller die Lippe auf die Hand des Mädchens preßte, als schnelle derselbe eine Springfeder damit los, einen dermaßenen Hieb über den hinterwärts am weitesten

hervorragenden Theil seines zum Visiren durch's Asiloch gekrümmten Körpers erhielt, daß er aufprallte und einen Luftsprung that wie ein schnalzender Karpfen im Teich: „Cujon!" hörte man's nach diesem Blitzstrahl donnern, während Müller in der Luft zappelte, „Spitzbube, Galgenvogel! Was spionirt Er hier! Ist Er's, der uns Nachts die Weintrauben stiehlt?"

Es war der Gärtner, der diese schöne demostheniſche Anrede hielt und sein Rednerscepter, einen Haselstock, so energisch schwang, wie Odysseus gegen Thersites. Zu Allem braucht der Mensch etwas Zeit, sogar um wüthend zu werden. Müller brauchte drei Secunden, um seinen Zustand zu begreifen, drei, um darüber in die höchste Wuth zu gerathen, und drei, um sich zu entschließen, wie er seine Wuth auslassen wolle. Eben war er mit sich auf's Reine gekommen, daß er den Gärtner packen, zu Boden werfen und ihm seinerseits mit dem Haselstock den Rücken ausmessen wollte, als der Kerl ihm diesen schon zeigte, aber bereits zehn Schritt entfernt und mit dem Ausruf: „Noch ein Spitzbube! Dich soll ja das Kreuzdonnerwetter regieren!" August Müller sah dem Windstrich dieses Fluchs nach und entdeckte den unerkannten blauen Rücken seines Nebenbuhlers und Unglücksterns, der eben in einem schönen Bogen über dem Gartenzaun aufging, nämlich sich hinüberschwang, um Reißaus zu nehmen.

Müller's und des Gärtners Duett hinterm Zaun hatte das Liebespaar, das im Garten verbotene Früchte, wenn auch mehr unter als von den Bäumen naschte, aufgeschreckt und August Miller, der über den Zaun gekommen war, flüchtete denselben Weg zurück, während Auguste durch den Laubengang nach dem Hause zu entflatterte. August Müller, außerhalb des Gartens, empfand bei der

ganzen Geschichte vorläufig nichts, als den Ingrimm, daß der Gärtner schon weiter von ihm weg war, als seine Faust langen konnte. Mit echt spartanischer Tapferkeit verlängerte er seine kurze Waffe dadurch, daß er dem Feinde näher rückte, d. h. nachfolgte, wie ein Windhund einem Hasen. Wer niemals im Herbst quer durch einen Sturzacker Wette gelaufen ist, kann über eine solche Rennbahn meines Erachtens nur ein schiefes Urtheil haben und mag es der Hexe zuschreiben (die ich aber nach Lage der Akten für unschuldig halte), daß August Müller nach richtigen mechanischen Gesetzen des Stoßes und Widerstandes bei Bewegung der Körper sich in einen Winkel zur Erdachse stellte, wobei seine Schwerpunkts-Verticale außerhalb der Grundfläche seiner Stiefelsohlen in den Fußboden schnitt. Dies hatte nach eben so richtigen Grundsätzen die Folge, daß eine Secunde darauf sein Schwerpunkt vortrefflich unterstützt wurde, aber durch seine Bauchfläche und in unmittelbarem Contact mit dem Sturzacker, auf dem er arbeitete. Kurz und gut, unwissenschaftlich ausgedrückt, fiel er so lang er war in den nassen Lehmboden und sprengte sich beide — Hosenträger. Wenn schon Soldaten einen triftigen Grund haben, den Feind nicht weiter zu verfolgen, weil ihre Schuhe nicht mehr halten wollen, so hat ein Studiosus meines Erachtens einen eben so guten, wenn er seine Hosen nicht halten kann, außer mit den Händen. Ich brauche kaum hinzuzusetzen, daß August Müller jetzt in die Stadt zurückging, denn daß er in solcher Lage eine Landpartie gemacht habe, wird Niemand vermuthen.

Hier ist noch in marginem ad acta vermerkt, daß August Miller und der Gärtner hinter der Zaunecke verschwanden, ohne daß Jemand etwas Näheres von ihrem

beiderseitigen Schicksal erfuhr. Ich dächte das Capitel könnte gar nicht besser schließen.

Siebentes Capitel.

August Müller saß am andern Vormittage nachdenkend und trübselig auf einem dreibeinigen Lehnsessel, dem Prachtsopha seiner Studierstube, und sah, wie Gretchen im Faust, die Wolken ziehn, nämlich die Tabakswolken, die er vor sich hinblies. Es klopfte.

„Herein!"

Eine weibliche Gestalt trat ein. August Müller mußte dadurch lebhaft an die braune Schicksalsgöttin seiner Knabenjahre, die ihn noch immer mit ihren bösen Sternen verfolgte, erinnert werden, denn er fuhr auf und zurück.

„Was gibt's, was soll's, was ist's, was bringt man, was will man, was hat man?" fragte er ein wenig zu rasch und zu viel, wie mich dünkt.

„Sind Sie der Herr Studiosus August Müller?" fragte die Papagena (vor der Verwandlung).

„Ja freilich, leider!" seufzte August.

„Ich habe hier ein Briefchen an Sie!"

„Von wem? Unglückliche, von wem? declamirte Müller in tragischer Spannung.

„Ei, wie sich die Herren stellen! Habe ich Sie nicht selbst oft genug unter den Fenstern der Mamsell Schulz vorbeiflunkern und siebenmal in einem Nachmittag grüßen sehn? (Müller war wirklich in seiner Liebesblödigkeit so

ein Tropf gewesen. Nun, die Mamsell scheint das nicht ungern gesehn zu haben."

In Müller's Seele gingen mehrere Sonnen der Hoffnung auf. Er nahm den Brief, schenkte der Alten einen Zwanzigkreuzer (seinen letzten, wovon er noch dreimal Abendbrot essen wollte), durchflog die Zeilen, wurde blaß, roth, erstarrte, taumelte, sprang deckenhoch, pfiff, sang, fluchte, jubelte; kurz, wurde völlig verrückt. Endlich trieb er die Alte zur Stube hinaus mit den Worten: „Geht nur, geht, geht, geht! Es ist Alles gut, es bedarf keiner Antwort."

Die Alte war fort. Jetzt las er den Brief noch einmal.

„„Ich erkannte Ihre stille Liebe längst! Schüchternheit gewinnt das Herz der Jungfrau! Wie tief bedaure ich die Schändlichkeit, die Ihnen gestern vor unserm Gartenzaun widerfuhr. Ohne diese Abscheulichkeit wären wir einander näher gekommen! O ich hatte Sie längst gesehen! Vorübergehend am Hause, die Mauer umschleichend, durch die Spalten lauschend. Sie Böser, ist das recht? Darf man schüchterner Jungfräulichkeit solche Gefahren bereiten? Aber wir müssen den verlorenen Augenblick wieder gewinnen. Diesen Nachmittag um drei Uhr gehe ich mit einer verschwiegenen Freundin in den Erbsengarten*); im Gartenhäuschen trinken wir den Kaffee, wenn Sie zufällig dorthin kämen! O August!

Ihre Auguste Schulze.""

Jetzt fiel es August Müller wie Schuppen von den Augen. Er war der Geliebte! Wahrhaftig, sie hatte ihn mehrmals vom Fenster aus gegrüßt, wenn auch nicht alle sieben Mal, wo er den Hut abzog. Aber der Kerl gestern

*) Ein Lustort. Das Tivoli, das Vaurhall von H..... der Teufel, beinahe hätte ich die Universität wirklich genannt.

im Garten? Nun wer wird's gewesen sein? Irgend einer der im Hause Zutritt hat und frech genug ist, einer Huldgöttin mir nichts dir nichts die Hand zu küssen. Aber ich, ich bin der Auserwählte. O Schwerenoth, daß ich meinen schwarzen Frack versetzt habe! Ich miserabler Pickelhering, ich Jammermann! Aber es sei darum! Sie sieht auf's Herz, nicht auf die lumpige Jacke! O Auguste Schulze! Mein Ideal! Ich gehe im Flaus! Der Geier hole die Bedenklichkeit!"

Er ging wirklich.

Unterweges memorirte er eine ganze Reihe Zärtlichkeits-Phrasen und galanter Wendungen, die er anbringen wollte. Ich habe es früher zu bemerken vergessen, kann's aber hier geschickt nachholen, daß mein Held die Gewohnheit hatte, seine Gedanken, wenn sie lebhaft wurden, laut werden zu lassen. Das that er auch hier zu seinem Unglück. Denn der Teufel führte ihm zwei Brüder Studiosos, fidele Kerle, in grünem und gelbem Flaus nach, die ihn anfangs einholen und anreden wollten, aber plötzlich ganz still und auf den Zehen hinter ihm drein schlichen, als sie ihn declamiren und gesticuliren sahen und einzelne Reden vernahmen, wie: „Angebetete Seele! Stern meines Lebens! Wie erfüllt mich die Sonne trunkener Seligkeit."

„Auf Cerevis!" betheuerte Torfholm, so hieß der eine grünflausige Student, leise, „dieses Kameel hat eine Poussade auf dem Zug! Das müssen wir näher untersuchen!"

„Ich verwette meinen Meerschaumkopf gegen eine abgebrochene Rappirklinge, Du hast Recht, Herr Bruder!" antwortete Splüchterit, der Gelbflausige und schlug mit dem Zigenhainer an seine Kanonen.

„Donner, das gibt eine Hauptsuite," rief Torfholm.

Aber sei nicht so laut, Splüchteritz! Wir müssen den Kerl observiren!"

„Wenn das stille Wasser tief wäre und wir würfen das Senkblei hinein!" flüsterte Splüchteritz, „ich setze auf Ehre ein Dutzend Flaschen Champagner, falls sie der Kneipier pumpen will, versteht sich."

„Heraus haben müssen wir's, was er vor hat, darauf gebe ich mein Cerevis! Laß uns leise nachschleichen!"

(Ich will kein Schriftsteller von Fach sein, wenn das verdammte Herenweib hier nicht wieder im Spiel ist und in einem oder dem andern Flausrock steckt. Ich bin ordentlich gierig auf die Akten.)

Vorläufig aber läßt sich nicht mehr ermitteln, als daß Torfholm und Splüchteritz sich an August Müller's Sohlen hefteten und, als er zwei junge Mädchen, die am Fenster des Gartenhäuschens im Erbsengarten Kaffee tranken, süßblickend grüßte, geschwind in die nächste Hecke fuhren, um das Theater, wo vermuthlich jetzt das Schauspiel beginnen sollte, ruhig im Auge haben zu können.

Wirklich saß die holdselige Auguste Schulze mit dem Strickstrumpf am Gartenhausfenster und ließ häufige Maschen fallen, weil sie immer die Augen nach der Straße von der Stadt her hatte. August construirte eine Kometenbahn; er zog in einer langen Ellipse von weitem heran, um dann scharf an seiner Sonne vorüberzustreifen. Es gelang; er grüßte, wie er hoffte, mit Anstand und Liebesblick; der Gruß ward lächelnd erwidert. August erklärte das lächelnd wie zulächelnd und plätscherte in Seligkeit. Jetzt stand er still und überlegte. Hm! Sollst du es denn wagen ins Gartenhaus zu treten? Einen Wink könnte man dir doch geben! Einen Wink! Esel! Hast du nicht einen schriftlichen Befehl, einen wahren Ministerialpaß, ei-

nen ordentlichen Ferman? Und du Tropf verlangst noch Winke!" Nach dieser feurigen Anrede an sich selbst ging er, doch nur scheu, in einer endlosen Spirallinie um das Gartenhaus herum und suchte sich unvermerkt näher heranzuspinnen.

Torfholm und Splüchteritz lugten aus der Gartenhecke hervor. „Der Kerl hat die beiden Florbesen auf der Fährte! Eine miserable Pouffade, auf Cerevis!" flüsterte Splüchteritz.

„Wer sind sie denn?" fragte Torfholm.

„Kennst Du denn den Philister Schulze nicht?" erwiderte Splüchteritz. „Den Band- und Rosinenkrämer? Ein Kerl, bei dem Du nicht einmal einen Pump von drei Gulden riskiren kannst! Seine fade morgenrothblonde, sommergezeichnete, strickstrumpfende, eierkuchenbackende Tochter, ein Mädchen wie ungezuckerter Eierschaum so nüchtern, auf Cerevis" —

„Halt, Herr Bruder!" unterbrach ihn Torfholm. „Ich besinne mich jetzt, Du bist aus dem Hause abgeschnappt wegen eines etwas eichenholzenen Pumps beim Alten; Du mußt mir auf die arme Philistäerin nicht zu viel sagen! Aber laß uns aufpassen. Sieh, unser Müller zieht sich, wie eine Asymptote zu der Parabel, der Gartenhausthür, immer näher und doch kommt er nicht heran! Der Schlüssel steckt von außen! Weißt Du was? So wie der Hasenfuß hinein ist, drehen wir den Schlüssel um und ziehen ab, dann muß das Liebespaar zum Fenster heraus!"

„Bon, auf Cerevis!" bekräftigte Splüchteritz.

Sie schlichen hinter der Hecke hervor. August hatte inzwischen einen kühnen Entschluß gefaßt; er wollte sich wie ein Curtius in den offenen Schlund der Abenteuer stürzen. Daher klopfte er leise an die Thür.

Ich müßte wirklich ein Cretin sein und den Leser dafür halten, wenn ich's hier erst lange erklären wollte, wie Alles zusammenhing, daß Auguste Schulze an August Miller, der gestern auch mit dem Gärtner jenseit des Zauns handgemein geworden war, geschrieben hatte, in ihrer Frauenorthographie aber gar nicht darauf kam, ihn anders als Müller zu buchstabiren, daß sie den wahren August Müller nur von Ansehn kannte, nur über sein ewiges Grüßen gelacht und gespöttelt hatte; daß sie aus demselben Grunde auch zuvor lächelte und ihr gar keine Ahnung kam, dieser blöde, eckige, verlegene Adonis werde sich zu ihr ins Gartenhaus wagen; daß sie endlich noch jetzt beim Anklopfen dachte: „Es ist der rechte; er hat discret und vorsichtig den Fußpfad hinten um den Garten herum gewählt. Sie rief also so silbern und zärtlich, als sie vermochte: „Herein!"

August Müller's Herz hing süß verblutend am Angelhaken, als er diese Stimme hörte; sein Kopf schwindelte, er drehte zagend die Thür auf und gelangte mit einer so tiefen ehrfurchtsvollen Verbeugung hinein, daß er anfangs gar nicht sah, wer darin war. Die beiden lauernden Schnapphähne schossen aber heran wie Stoßvögel, als er in die Mausfalle guckte; mit einem leisen, raschen Zug schlossen sie die Thür hinter ihm (Müller hielt's für Zugwind) und in einer Achtelstertie war auch der Schlüssel umgedreht.

„Je nun," denkt der Leser, „wem bei einem solchen Abenteuer der Rückzug abgeschnitten wird, der braucht nicht über seinen Unstern zu klagen. Der Feind ist in der Festung, sie muß capituliren! Gut, erstlich darnach der Feind ist; und zweitens: Wenn ihm nun auch der Marsch vorwärts durch einen unvermutheten Verhack gesperrt ist? Wenn er gewissermaßen zwischen Wall und Graben, oder eigent-

lich im Graben steckt, wie August Müller? Mich versteht Keiner, ich muß deutlicher werden."

„Was zum Geier," rief Splüchteritz, als die Thür zu und der Schlüssel in seiner Tasche war, „ist das ein Eselsohr?" Er zeigte auf einen leeren Zipfel, der in der Thür steckte und herausguckte. „Ich glaube auf Cerevis, wir haben der Ratze den Schwanz in die Falle geklemmt und sie zappelt drinnen erbärmlich und kann keinen Schritt vorwärts!"

Torfholm beguckte und befühlte das grüne Dreieck und erklärte es nach langer chemischer Analyse für den Müller'schen Flausrockzipfel, denn es enthielt im richtigsten Mischungsverhältniß 0,10 Flausstoff, 0,30 Staub, 0,30 Fett, 0,30 Dinte, mithin ein Studentenflauszipfel ohne Widerrede.

Beide lachten jetzt eine lange Cadence und schwuren, der Spaß sei himmlisch und der Zufall der beste Lustspieldichter. „Hier meinen Zigenhainer gäbe ich für einen Spiegel, in dem ich das Kameel da drinnen seine Gesichter schneiden sähe!" rief Splüchteritz.

„Ei was," jubelte Torfholm, „laß uns vorn an die Fensterloge treten, haben wir den Brei so weit eingerührt, müssen wir auch den Zucker nicht daran sparen. Was kann denn daraus entstehen? Höchstens eine Paukerei! Ich kann das Müller-Kameel so nicht ausstehn; man zieht ihm eine Quarte über den Schnabel und damit Punktum."

Die beiden Raubmörder an Müller's Liebe gingen im Sturmschritt um's Lusthaus, um von vorn hineinzugucken.

Ich erzähle jetzt erst, wie es darin aussah. Der Liebende, wie gesagt, trat mit einer Verbeugung ein, die seinen Kopf der Erde fast so nahe brachte, als sein Herz sich dem Himmel fühlte. Auguste und ihre Cousine, die Tu-

gendwächterin, standen erstaunt, halb lachend, halb verlegen auf und betrachteten den Gekrümmten. Er erhob sich scheu, verbeugte sich wieder, suchte Worte, fand keine, gab statt dessen noch einige Verbeugungen und trieb endlich den Muth so weit, leise zu husten und einen Fuß unmerklich vorwärts zu schieben.

„Um Vergebung, mein Herr," fragte endlich die Tugendwächterin, „was stände zu Ihren Diensten?"

Müller hatte sich eigentlich folgende Rede ausgedacht. Er wollte den Einladungsbrief hervorziehn, ihn wie eine Einlaßkarte überreichen und gefühlvoll sagen: „O Auguste Schulze!" Das Andere hätte sich gefunden. Es war jetzt fatal für ihn, daß ihn nicht diese, sondern ihre Begleiterin anredete. Inzwischen verlor er den Kopf nicht so, daß er nicht einen kühnen Schritt von sechs Zollen vorwärts gewagt hätte. Da fühlte er sich von hinten her gehalten; Alles, was ihm in seinem Leben in den Rücken gekommen war, hatte ihm Unheil gebracht, deshalb lief auch jetzt bei diesem hinterrücks Festhalten ein Fieberfrost durch sein Rückenmark. Er ruckte und zupfte; die unsichtbare Hand hielt ihn fest; sein Blut wurde Eis, dann glühendes Eisen, dann wieder Eis und so declinirte es immer fort Eis Eisen, Eis Eisen, als wäre eins der Genitiv des andern. Seine Knie wankten, ihm war zu Muthe wie jenem Verwegenen, der um Mitternacht ein Messer in einen Sargdeckel zu stechen versprochen hatte, zum Zeichen, daß er den Muth gehabt, ins Gewölbe zu steigen, aber im Gespenstergrausen seinen eigenen Rockschoos anspießte und sich nun von den Todten festgehalten glaubte. Der Angstschweiß trat auf Müller's Stirn; er wollte sich aufrichten, um zu seufzen und, vermochte er's, etwa zu lächeln, doch er verbeugte sich geschwind wieder vor Schamglut; er zerrte und zupfte wie

ein mit dem Schwanz an die Bracke gebundenes Pferd, der Zipfel hielt fest, als wäre er von Eisen; eine Anstrengung muß helfen, dachte er entschlossen und ruckte gewaltsam; er hörte etwas reißen, Himmel, wenn ihm gar der rechte Flügel abrisse, der Lappen lächerlich in der Thür hängen bliebe und er selbst noch lächerlicher dastände mit einem Rock, dem ein Viertel ausgehauen wäre, wie eine Kalbskeule! Und vollends sein Aufzug beim Umdrehen, denn er mußte doch wieder hinaus — nein, es war gar nicht zu machen, also Geduld haben, bis an den jüngsten Tag. O, August Müller, Unglückssohn, wärest du nie geboren! Diese Gedanken jagten sich durch sein Gehirn wie Sterne in der Milchstraße vor Herschel's Teleskop, Tausende in einer Sekunde; er drückte seit einer Ewigkeit mit der linken Hand rückwärts heimlich auf die Klinke, um den gefangenen Zipfel aus dem Arrest zu schaffen, doch vergeblich, die Thür klemmte sich, so glaubte er, noch fester als das Rockohr; sieben Höllen empfand er in einer Minute; der Mund wässerte ihm nach der Geliebten und das Schicksal hielt ihn so nichtswürdig boshaft am Schopf und Zopf zurück; Tantalus war ein Glückspilz gegen ihn, denn er machte sich doch nicht lächerlich in seiner Qual; er wünschte sich hundert Stockprügel als Ablösungsquantum, „steckte wenigstens ein Bein mit zerschlagenem Knochen im Fuchseisen," flehte er ingrimmig, „daß es der Mühe werth wäre, mich zu bemitleiden, oder holte mich doch nur auf der Stelle der Henker, oder hinge ich, statt in der Thür, am Galgen, ich wäre ja selig! Oder wollte wenigstens das Gartenhaus abbrennen" —

Aber es geschah nichts, sondern die beiden Mädchen gingen nur ruhig folgende Gemüthszustände durch: Verwunderung, Aerger, größere Verwunderung, daß der Ge-

bückte sich nicht aufrichtete, noch größere Verlegenheit, heimliches Lachen, heftigeres, Verlegenheit darüber, kitzelnde Schadenfreude, noch ein Grad Lachlust, durchsickerndes Kichern, stärkerer Durchbruch des Gelächters, Explosion desselben, plötzlicher Schreck und Erstarren, denn Torfholm und Splüchteritz treten ans Fenster und intoniren im Baßregister: „Ergebener Diener, meine Damen, wie geht's Ihnen? Ei, wer steckt denn da hinten im Gartenhause? Am Ende ein Liebhaber!"

Jetzt riß Alles zugleich an Müller, der Lebensfaden, der Hoffnungsfaden, der Geduldsfaden, der Flausrock. Durch einen verzweifelten Ruck war er frei und wollte nun zur Thür hinausstürmen ins nächste Wasser. Da fühlte er, daß sie verschlossen war!

Ich könnte noch Vieles aus den Akten über die nachfolgenden Zustände und Vorfälle referiren, aber der Capitelsfaden muß doch auch einmal abreißen.

Achtes Capitel.

Ein Historiker darf nicht springen. Ich will daher alle wichtigen Momente, die sich inzwischen ereigneten, zusammendrängen. Die Studenten ließen die beiden Mädchen blos zum Spaß, zum Fenster hinaushüpfen; August Müller setzte nach langer Pause hinterher; es verdroß ihn nur, daß es Parterre war, nicht vom Strasburger Münster herab. Da er jetzt herausgewittert hatte, daß man ihm einen Streich gespielt, sprach er ein keckes Wort von „dummen Jungen." Dies führte ihn zwar nicht auf den Rabenstein,

aber doch auf die Mensur und zu einer Schmarre durch die Oberlippe und rechte Backe.

Nach drei Wochen war die Wunde auf der Backe zugenäht und zugeheilt; nur die im Herzen klaffte noch furchtbar. Ich muß es aber sagen, das Abenteuer hatte ihn etwas interessant für Auguste Schulze gemacht und sie hatte sogar ein klein wenig Mitleid mit ihm, umsomehr als August Miller nach der Garten-Retirade ziemlich kühl und ferne blieb. Die Intervention des Gärtners in seine Liebe war ihm, weil sie so hinterrücks geschah, äußerst zuwider gewesen.

In Löwenburg hatte aber die Sache einiges Aufsehn gemacht und die Stadt sprach viel von den Liebhabern der Jungfrau Schulze, warf jedoch Miller und Müller so untereinander, daß die Einwohner bald so weit waren, wie vielleicht die meisten meiner Leser, nämlich gar nicht mehr recht wußten, wer der rechte sei. Der größte Theil hielt sogar dafür, es gäbe nur einen, Müller nämlich, und daß man bald den mit dem i, bald den mit dem ü für diesen Einen hielt. Dies diente, wie man gleich sehen wird, der Hexe, die, man mag sagen, was man will, aus dem Hintergrunde doch die ganze Maschine lenkt, zu den verwickeltsten Streichen.

Der Kaufmann Schulze, der Vater der Huldgöttin aus dem Gartenhause, besaß einen Freund, Spürvogel genannt, der eigentlich Das, was man einen Allerweltsfreund nennt, war, d. h. aller Welt, die ihn einlud, mit der er über Land fuhr, wo er zu Mittag oder Abend aß, ein Glas Wein, oder auch (denn bescheiden war er), wenn's nicht anders ging, ein Glas Bier trank; kurz, ein Freund der ganzen gebildeten Welt. Spürvogel (seinen Namen führte er nicht ganz mit Unrecht, denn er hatte seinen Charakter

danach eingerichtet), Spürvogel, wollte ich erzählen, reiste nach der Residenz, etwa funfzehn Meilen weit. Es wurde nämlich mit nächstem dort das Lotto gezogen und er dachte, es hülfe ihm, wenn er dabei wäre. Ein großer Lotterie-Collecteur daselbst hatte einen kleinen Juden, Hirsch heißt er in den Akten, zum Agenten, der die Landstädte bereiste und auch nach Löwenburg zu kommen pflegte, um den Studenten Loose zu verkaufen. Mit diesem schloß Spürvogel eine innige Freundschaft, denn er dachte: Connexionen helfen überall, warum nicht zum großen Loose? Die Ziehungstage begannen; zweien Ziehungen wohnte Spürvogel selbst bei, am dritten Tage aber war er's müde, in der Hitze des Saales zu stehen und doch nicht zu gewinnen. Er blieb aber bei obgedachtem Collecteur auf dem Anstande, um gleich nach dem Schluß der Ziehung das Wichtigste zu erfahren. Plötzlich, bevor sie noch halb vorbei sein konnte, kam der Jude Hirsch schneller wie ein Hirsch die Gasse herabgesetzt. Ueber das höchste Jagdnetz wäre er gesprungen, solche Bogenschüsse that er mit sich selber. „Das bedeutet etwas," rief der Collecteur ahnungsvoll, „das bedeutet etwas," rief Spürvogel noch ahnungsvoller nach und nahm sich sogleich vor, nicht ohnmächtig zu werden, falls er das große Loos gewonnen hätte; aber noch ehe er seinen Vorsatz recht fest ins Auge fassen konnte, war Hirsch schon im Laden. Er kochte, glühte, zitterte, flog — „Uf!" rief er, „Herr Collecteur! Wohs hab' ich gesagt? S' grauße Loos is gfallen zu uns, s'is gfallen ßu mir, s'is gfallen ßu Löwenburg" (hier wollte Spürvogel sein Gelübde brechen und sich ohnmächtig auf den Ladentisch werfen), s'is gfallen ßu 'n Studenten, er heißt Herr Miller!" Hier brach Spürvogel wirklich sein Gelübde und fiel in Ohnmacht, aber unter den Ladentisch.

„Gott's Wunder, Herr Spürvogel," rief Hirsch, „wohs fall'n Sie in de Omacht? Se hoben's nich nöthig, Se hob'n ja nichts gewonnen!"

Spürvogel fand eben deshalb seine Ohnmacht nöthig und blieb mit gutem Gewissen wol noch zwanzig Secunden ohnmächtig, weil ihm die reservatio mentalis einfiel, daß er ja dadurch sein Gelübde gar nicht breche, indem er sich nur vorgenommen, nicht in Ohnmacht zu fallen, wenn er gewonnen hätte.

Er schnappte Luft; er that fünfundzwanzig Fragen in einem Satz ohne Komma und Punktum, ja ohne Fragezeichen. Alles resumirte sich endlich auf folgendes Bulletin, welches Hirsch ausgab.

„Die Nr. 24,523 hat gewonnen die 100,000 Gulden Conventionsgeld! Sie gehört Herrn August Miller! Gott's Wunder! Herr Spürvogel, Se müssen 'n kennen! Der Liebhaber von unsren Handelsfreind, wollt' ich sogen, von de Tochter, de Mamsell Schulze! Der Papa hat nich gewollt wissen von de Sache, jetzt wird er ßugreifen mit beide Händche ßu de Sache, Gott's Wunder!"

„Aber Freund Hirsch, Häschen, Goldmann," rief Spürvogel halb weinend vor Aerger, halb glückselig, daß er eine so wichtige Neuigkeit zuerst erfuhr, „woher wissen Sie denn, daß der — "

„Daß der Herr Miller hat g'wonnen s' grauße Loos? Au waih! Was denkt der Herr Spürvogel? Werd' ich nischt hoben meine Papiere im Kopf? Hat der Herr Spürvogel nicht die Nummer 62,722?

„Leider ja, zum Teufel, hab' ich nicht die rechte," rief Spürvogel und balancirte sehr über eine neue Ohnmacht.

„Alle meine Kunden weiß ich auswendig per coeur, was se hoben vor an Nummer. Herr Collecteur, Gott's

Wunder, wollen wir nicht gleich schreiben ein Brief, oder schicken 'ne Stafette?"

„Einen Brief," sprach der Collecteur und sah nach der Uhr, dazu ist's schon zu spät, die Post geht in einer Viertelstunde ab. Eine Staffette? Nein, dazu müssen wir die Listen abwarten und die erscheinen erst morgen Mittag. Sie könnten sich verhört haben, Herr Hirsch."

„Ich, verhört? Gott's Wunder, ich will meinen Kopf verwetten, ich habe mich nicht verhört," rief Hirsch.

Inzwischen bekam Spürvogel einen köstlichen Einfall, den er aber keinem Menschen vertraute. „Ich bin zu alterirt," rief er plötzlich aus, „ich muß etwas Luft schöpfen!"

Damit lief er zum Laden hinaus und stracks auf die Post. Sie war eben abgefahren. Er bestellte sogleich Extrapost, fuhr bis auf die nächste Station nach, holte die Schnellpost ein, fuhr damit auf den Punkt, wo die Seitenpost nach Löwenburg abgeht (denn es liegt nicht an der Hauptstraße), nahm wieder Extrapost und war um Mitternacht dort. Sein ganzer Plan war, sich von August Miller, wenn er ihm die Braut verschaffte, einen guten Kuppelpelz und eine Art quota litis vom großen Loos zu bedingen. Um Mitternacht war das indessen ohne Aufsehen nicht möglich. Die Staffette mit den Listen konnte vor morgen Abends nicht ankommen, also bezähmte sich Spürvogel bis zum andern Morgen.

Ich muß hier aus den Akten anführen, daß er nur einen Liebhaber Augustens kannte und zwar August Miller, mithin zu der Majorität der Löwenbürger gehörte, die die ganze Gartenhaus- und Liebesgeschichte auf eine Person übertrugen und zwar auf die falsche. Das war natürlich, denn er hatte nur August Miller, der etliche Mal Zu-

tritt im Schulze'schen Hause gehabt, dort gesehen. Auch hatte der Jude ihm ja diesen Miller deutlich genannt.

Um 6 Uhr Morgens stand Spürvogel in August Miller's Zimmer und schreckte diesen so plötzlich aus dem Bett, daß er im Hemd aufsprang.

„Herr Miller," hub er an, „ich bin Ihr wahrer Freund! Sie lieben die Mamsell Auguste Schulze, es ist mir bekannt (Miller fuhr in den Schlafrock). Der Vater ist mein Freund, aber er ist ein Filz, er will sie einem so charmanten jungen Manne nicht geben (Miller stampfte sich in ein Paar Morgenstiefeln). Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen heut noch das Jawort verschaffe und 20,000 Gulden Mitgift? He, geben Sie mir die Hälfte ab? (Miller strangulirte sich eben beinahe mit der Halsbinde.) Sagen Sie, Herr Miller, wie?"

„Mit tausend Freuden," schrie Miller und sprang hoch in die Luft. „Heut das Jawort? Und die Einwilligung des Vaters?"

„Beides!" rief Spürvogel stolz. „Aber eine Zeile schriftlich, Herr Miller!"

„Von Herzen gern." Er setzte sich an den Schreibtisch und verpflichtete sich schriftlich. Mit diesem Primawechsel am Hochzeittage zahlbar, reiste Spürvogel sofort mit Courierpferden ab, aber nur bis vor Schulze's Hausthür.

Ganz kurz geb' ich's nun aus den Akten, daß er sich von diesem auch 10,000 Gulden verschreiben ließ, wenn er ihm einen Schwiegersohn schaffe mit 100,000. Auch stipulirte er August's Mitgift auf 30,000, wodurch sein Guthaben bei August Miller um 5,000 wuchs.

„Heute Vormittag noch haben Sie den Eidam, Herr Schulze," rief Spürvogel, glücklich wie ein König.

„Nun, zum Teufel, Herr, so packen Sie sich doch und

schaffen Sie den Kerl gleich her; wer ist er denn?" antwortete Schulze mehr grob als dankbar.

Spürvogel nannte ihn. Papa Schulze zog sein Gesicht in ein Oblongum von unendlich schmaler Breite und unendlich langer Länge. „Was? Der unbefiederte Bruder Studio? Den Theologen von Habenichts wollen Sie mir aufschwatzen?"

„Pst, pst!" zischte Spürvogel und legte geheimnißvoll beide Finger auf die Lippen; „reinen Mund, auf Ehrenwort, Herr Schulze, ich will Ihnen das Geheimniß lösen, aber schwören Sie mir Verschwiegenheit bis morgen früh!"

Schulze schwur!

„Der Theologe von Habenichts hat etwas, ein Lotterie-Loos und zwar das große!" raunte er ihm ins Ohr.

Schulze hätte Spürvogeln fast zermalmt vor Freude; ich glaube, er hielte ihn noch in den Armen, wenn ich hier nicht das Capitel mit Gewalt schlösse.

Neuntes Capitel.

Inzwischen war Hirsch auch nicht unthätig gewesen. Er dachte, ein Brief mit einer Zeile ist bald geschrieben und vielleicht schaffst du ihn noch fort; für eine solche Nachricht gibt Jedermann ein Douceurchen, vollends ein Student. Er sprang also, um es den Collecteur nicht wissen zu lassen, unter dem Vorwande, daß er ins Lotto zurückwolle, zum Nachbar, richtete den Brief an Herrn Studiosus August Müller (denn so stand der Name in seiner Brieftasche, obgleich er jüdisch Miller sprach), schrieb die Num-

mer dazu und lief nicht auf die Post, sondern vor's Thor, wodurch er eine Viertelstunde ersparte. Daher traf er den Wagen noch und der Conducteur versprach ihm, gegen ein Trinkgeld, den wichtigen Brief selbst mitzunehmen und, wo die Seitenpost nach Löwenburg abgehe, ihn auf's Büreau zu geben. Dann, rechnete Hirsch aus, war' er wenigstens am andern Vormittag dort, aber die Staffette mit den Listen konnte erst Abends eintreffen. Er war zu sicher, sich nicht verhört zu haben, denn eine Zahl und hätte sie so viele Ziffern gehabt, wie nur in einer Zeile Platz haben, behielt er sieben Jahre auswendig, wenn er sie nur einmal gehört hatte. Es ist das eine ziemlich allgemeine hebräische Eigenschaft.

Das waren Hirsch's Mitwirkungen in der jetzt wahrlich äußerst verwickelten Geschichte. Wir müssen uns aber um Spürvogel und August Miller bekümmern; jener lief zu diesem, unmittelbar von Schulze, dem Erzeuger der holdlächelnden Auguste. August Miller war von einem Garderobestück ins andere gesprungen, aus den Morgenstiefeln in Abendschuh, aus der Morgenhose in die Festhose, aus dem Schlafrock in den Bratenrock. Er wußte zwar eigentlich nicht, warum, allein seine Ahnungen sagten ihm doch, wenn Spürvogel ihm die Braut auch verschaffe, so werde er sie ihm doch nicht bringen, sondern er müsse hingehn. So wurde es auch; die Thür schnellte auf und Spürvogel mit einem pas de Zephyr herein. „Alles ist richtig, Theurer!" rief er aus. „Der Schwiegerpapa brennt vor Begierde, Sie ans Herz zu drücken."

„Und ich vor Begierde, die Tochter zu umarmen!" rief August feurig; aber sagen Sie mir nur, wie war es möglich!"

„Dort, dort, dort!" rief Spürvogel begeistert, „sollen

Sie Alles erfahren!" Damit zog er ihn fort und marschirte im Sturmschritt mit ihm zu Schulze hinaus.

Daß er ihm vom großen Loose nichts sagte, hatte seinen guten Grund. Der arme Studiosus, dachte er, greift mit beiden Händen nach Schulzens Gustchen mit 30,000 Gulden; aber der reiche Rentier mit 100,000 könnte wol zurückziehen, besonders wenn es ohne allen Skandal anginge. Also erst Verlobung, dann Eröffnung der geheimen Depesche.

In Schulzen's Hause harrte schon Alles gespannt auf den Bräutigam. Endlich kam er; Papa legte ihm die schwarzen Armscheeren um den Hals und küßte ihn väterlich; dann wurde er in Mama Schulze's Arm wie in einen warmen Backofen geschoben und mußte einen mütterlichen Kuß aushalten, nebst manchen Thränen, dann — etwa in die Arme der Tochter? Nun, das würde sich schicken! Es war ja nicht heimlich, im Garten! O nein, Auguste stand sittig wie eine Nonne im tiefsten Hintergrunde und that Alles, was sie vermochte, um beim Niederschlagen der Augen roth zu werden. Nun, der Himmel nimmt den Willen für die That und August Miller fragte wenig danach, sondern rief emphatisch: „O Mamsell!" Das Andere war wie bei jeder Liebeserklärung.

Jetzt rückte Spürvogel mit der schweren Artillerie vor, mit dem 100,000 Pfünder, und feuerte ihn im Kernschuß auf Miller's Herz ab. Den will ich sehen, der von einem solchen Knall nicht betäubt wird!

Miller wurde es; der Fußboden wankte unter ihm, die Decke drehte sich, er fiel in Ohnmacht, das heißt, Auguste Schulze fürchtete es und fing ihn in ihren Armen auf. Unbeschreiblicher Augenblick!

Halt! Ich habe eine Stelle in den Akten übersehen,

ohne die das Folgende unverständlich wäre. Spürvogel hatte nämlich mit Papa verabredet, daß dieser sich eben so überrascht stellen solle, als Miller war. Wo blieb ich doch stehen? Ja so: Unbeschreiblicher Augenblick! Er wird aber doch beschrieben. Pater familias Schulze rief nämlich wankend aus: „Spürvogel! Ernst oder Scherz! Nicht dieses Höllenspiel mit mir gespielt!" Mater familias Schulze hatte es leicht; sie brauchte blos ohnmächtig zu werden, weshalb sie sich auch schon vorher auf dem Kanapee dazu zurecht gesetzt hatte; filia familias (ich kümmre mich den Henker um die Philologen, die mir den Ausdruck tadeln) mußte in Liebe schmelzen und dem Geliebten so am Halse hängen, daß er an nichts Anderes denken konnte, als an sie. Nur Spürvogel hatte es schlimm. Er mußte unter Thränen mit gebrochener Stimme eine Rede halten. Ich excerpire sie wörtlich aus den Akten: „Freude — Kinder — Geliebte — (jeder Gedankenstrich bedeutet einen Seufzer und künstliches Schluchzen), Ihr seid gerührt! Ich bin es auch; — Ihr schmelzt in Thränen! Verzeiht das Spiel, das ich getrieben — Miller, edler Freund — — — (er schluchzt dreimal), ich gewann dieses Ehrenmannes uneigennütziges Herz für Sie, weil ich ihm schon längst von Ihrer Tugend und von Ihrer treuen Liebe (er deutete auf Auguste) erzählte!" (Die Mutter stieß sie heimlich mit der Faust in die Seite und rief flüsternd: „Werde roth — weine!" — „Ich sagte ihm nur (fuhr Spürvogel fort), Sie hätten jetzt ihr Auskommen, eine Pfarre." — „Ja, und wünschten sich nach dem Sprichwort eine Quarre," rief Mama Schulze aus der Ohnmacht, die ihr zu lange dauerte. — „So sagte ich auch, und Ja und Amen und dabei bleibt's," fiel Papa Schulze ein. „Aber wo ist Ihr Loos, welche Nummer haben Sie denn?"

„Wetter Element,“ fluchte Spürvogel, „die Nummer habe ich vergessen! Aber Sie wissen sie auswendig, nicht wahr, Freundchen?“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ antwortete Miller, „aber es thut nichts, ich kann gleich nachsehen.“

„Haben Sie das Loos bei sich, Goldsohn?“ fragte Schulze.

„Das nicht, theurer Schwiegervater, aber“ —

Und jetzt merke man darauf, auf welch einem feinen Wendepunkt des Schicksals die Ereignisse sich hier drehen. Bei einem Haar hätte es Miller unwillkürlich verrathen, daß er das große Loos, natürlich nicht gewonnen hätte (denn für so bornirt halte ich keinen meiner Leser, daß er es etwa geglaubt hätte), indem er sagen wollte: „Ich kann gleich nachsehen, denn ich habe ein Loos zwei Häuser von hier beim Kaufmann Hinze*) genommen und der muß es in den Büchern haben.“ Allein die Thür that sich rascher auf, als sein Mund und die Hausgenossen, bei denen das Ereigniß (die Verlobung, nicht das große Loos) ruchbar geworden war, drängten sich jubelnd, glückwünschend, lärmend herein.

Kurz die Sache wurde mit Einemmal publik.

Zehntes Capitel.

Das vorige war sehr kurz; dies kann vielleicht noch kürzer ausfallen, denn die Akten werden schon auffallend

*) Kommen nicht recht schöne, romantische Namen in so einer Aktengeschichte vor, wo der Hauptheld Müller heißt?

dünner und klarer. Nun bin ich auf die Entwickelung recht begierig. Aha! Hier stoße ich auf etwas.

August Müller war an diesem Tage zum Erstenmal nach seinem trübseligen Gartenhaus-Abenteuer vor dem Hause seiner Auguste vorübergegangen und hatte schwer geseufzt. Plötzlich erscholl Jubel und Lärmen auf der Hausflur, im Laden, auf der Straße. Die Sache war auffallend, er fragte: „Nun was gibt's denn, Leute?" — „Ei," rief eine alte Kinderwärterin, „unsere Mamsell ist Braut!"

„Braut?" rief August mit erblassender Lippe, „Braut und wessen?"

Man sieht, er fragte im Pathos, recht in classischem Stil. Die Alte antwortete: „Mit einem scharmanten jungen Mann, mit einem Mann, der das große Loos gewonnen hat, mit einem Studenten, mit Herrn August Miller!"

Da war es, als öffne sich der Schlund der Erde vor unserm trübseligen August und als starre er in eine bodenlose Tiefe. Unten aber grinste das Angesicht der Hexe, die ihn verflucht hatte und ihm mit gellender Stimme zurief: „He, Herr August Müller? Habe ich Wort gehalten? Du wirst bald am Sarge sein!"

Dem armen Schelm schwindelte es; es ward ihm finster vor den Augen, er stürzte sinnlos fort und rannte wie toll und blind durch die Straßen. Immer schallte ihm der höhnische Ruf der Hexe ins Ohr: „He, Herr August Müller!" Es war zum wahnsinnig werden! Eine halbe Stunde mochte er gelaufen sein und die schrecklichen Phantasien seiner Seele fingen an sich matt abzudämpfen, als er plötzlich wieder den höhnischen Ruf hörte: „He, Herr August Müller!" Diesmal war's mehr als Phantasie! Die grausen Worte tönten ihm von hinten her, durch das Straßengetümmel in die Ohren. Es war, als packe ihn

eine eiskalte Hand am Schopf, sein Haar sträubte sich, die Hacken wurden ihm lang und schwer, er machte Schritte wie Pierrot; beim Himmel, es war keine Täuschung, da rief es wieder näher und fürchterlicher: „He, Herr Müller!" Jetzt verlor er die Fassung, er nahm die Rockschöße unter den Arm und fing an die Beine zu bewegen wie der Vogel Strauß. Je mehr er aber lief, je eiliger rasselte und schrie das Ungethüm hinter ihm her: „Herr August Müller, Herr Müller, Herr Müller!" Er lief wie besessen.

Seit der Sündflut, diese Thesis stelle ich zur öffentlichen Vertheidigung hin, ist niemals ein Mensch, dem man die Nachricht bringen wollte, daß er das große Loos gewonnen habe, so davor gelaufen, wie August Müller, hinter dem Niemand anders als der Briefträger herlief und schrie, um ihm Hirsch's Brief mit dem citissime darauf einzuhändigen. Müller lief, wie gesagt, mörderisch; doch der spechtbeinige Postmerkur konnte es von Amtswegen noch besser und hakte ihm endlich mit dem krummen Stockgriff in den Kragen und rief: „So hören Sie doch, Herr, zum Schw....., und stehen Sie! Glauben Sie, daß meine Lunge sechs Flügel hat? Hier ist ein Brief citissime an Sie." Müller brach beinahe zusammen vor Mattigkeit und Angstschweiß, allein er hatte doch noch so viel Kräfte übrig, zu fühlen, daß ihm ein Mühlstein vom Herzen gerollt war. Er gab ein Achtgroschenstück für das Porto und öffnete den Brief, während der Briefträger Geld hervorsuchte, um ihm herauszugeben. „Herr, sind Sie ganz verrückt," schrie der Postbote plötzlich und sprang sechs Ellen weit zurück, weil ihm Müller um den Hals fallen wollte. Aber er konnte es doch nicht hindern, sondern mußte sich

halb erwürgen und halb auffressen lassen, mit Küssen. „Briefträger, goldener Mann, Engel, Einziger, ganz Unaussprechlicher, diesen Brief hast Du mir gebracht! O ich Glückskind, ich Crösus, ich" —

„Verrückter Tollwurm," coupirte ihm der Briefträger den Redefaden äußerst unhöflich, warf ihm die Kreuzer, die er herausgeben sollte, ins Gesicht und schoß davon wie der Wind.

August Müller kehrte sich an nichts; er umarmte den Nächsten, der vorüber kam, einen Packträger, handelte aber einen Schafskopf dafür ein und zum Agio einen Rippenstoß, der ihm doch wieder etwas Besinnung brachte.

Das große Loos hatte er weg, das war richtig. Aber plötzlich überlief es ihn eiskalt. „Himmel und Erde! Wenn es wieder eine Verwechslung, ein Streich der Hexe wäre!" Hatte ihm denn nicht eben die alte Kinderfrau, vielleicht war es gar die Hexe gewesen, gesagt, August Miller habe das große Loos und die Braut dazu? Mit fliegenden Händen öffnete er seinen Brief noch einmal und verglich die Nummer. Nr. 24523, richtig! Es war die seinige! Er trug das Loos in der Brieftasche bei sich, holte es heraus, collationirte es, 2 — 2, 4 — 4, 5 — 5, 2 — 2, 3 — 3, ja es war richtig und Müller selig. Endlich einmal war die Verwechslung (denn eine solche mußte doch obwalten) zum Nachtheil August Miller's ausgefallen. Daß dieser die Braut nur wegen des muthmaßlichen großen Looses erhalten hatte, war klarer als die Sonne, die über Löwenburg leuchtete; noch klarer also war es, daß August Müller sofort zu Vater Schulze lief, um entweder mit ihm und seinem falschen Namenszwilling über's

Schnupftuch ein Paar Kugeln, oder mit seiner Auguste den Verlobungsring zu wechseln.

Ein wahres Glück muß man's nennen, denn es wäre zu den heftigsten Scenen gekommen, daß in Schulze's Haus Niemand zu Hause war, weil Spürvogel, der jedes Freudenereigniß auch fröhlich begangen wissen wollte, darauf gedrungen hatte, daß man sofort mit einem halben Dutzend Flaschen Champagner bewaffnet über Land führe. Den Wagen hatte er geholt, weggefahren war Alles, doch Niemand wußte wohin und August Müller raſete, halb selig rechts (wo sein Geldbeutel steckte), halb in Verzweiflung links (wo sein Herz saß), für sich in aller Stille umher.

Mir ist es, redlich gestanden, recht angenehm, weil ich durchaus jetzt einen Abstecher nach der Residenz machen muß, wo das Wichtigste vorgeht, Druck und Ausgabe der Ziehungslisten. Hirsch erwischte die erste, die aus der Druckerei kam; er riß sie auseinander und — fiel zusammen. Denn da stand's, er hatte sich dennoch verhört! Nicht 24523, sondern 24522 hatte das große Loos gewonnen! Hirsch lag eine gute Minute wahrhaft wie ein Hirsch, d. h. ein geschossener, leblos auf der Schwelle der Druckerei. Endlich raffte er sich wieder empor, lief zum Collecteur und gestand, was er gestern gethan. „Daß Dich das Wetter! Dachte ich's nicht?" rief dieser. „Jetzt kann der Mann wahnsinnig werden vor Aerger und Schreck! Und mich sieht man am Ende für die Sache an. O Hirsch, o anderes Vieh mit Hörnern hätte ich beinahe gesagt! Hier bleibt nichts übrig, wir müssen auf der Stelle eine Staffette schicken, aber auf Seine Kosten, Hirsch, um den Fehler so rasch als möglich zu verbessern."

Aus den Akten ersehe ich, daß dies geschah. Armer

August Müller! Du hast's nun der ganzen Stadt erzählt, daß Du das große Loos gewonnen, nur der halben, denn der andern Hälfte erzählten Schulzens Hausleute, daß August Miller es gewonnen, und Du hattest nichts und er nichts, als die Braut.

Endlich kamen die Verlobten nebst Zubehör, von Liebe und Champagner selig, nach Hause. Da schlug Donner ein! Wie so? Weil Papa Schulze ein Billet von August Müller vorfand, welches ihm die Verwechslung notificirte, die vorgegangen war. Im ersten Augenblick schrie und wüthete der Alte wie besessen und rief: „Ich bin verloren, ich bin massacrirt!" Doch als er noch einen Blick in den Brief gethan und am Schluß sah, daß der wahre Gewinner der 100,000 sich noch eine Null daran hängen wollte, seine Tochter nämlich (die Wendung ist nicht ungalant, meine Damen, er wollte sein hunderttausendfaches Glück zu einem millionfältigen erheben), da wurde Papa wieder ganz heiter und rief: „Gott Lob, Kinder, es ist nichts! Nur aus Eurer Heirath wird nichts und Sie, mein Herr, sind und bleiben der Theologe von Habenichts und können sich zum Teufel scheeren, und Sie hinterdrein, Herr Spürvogel, denn Sie haben falsch gespürt und aus Ihren 10,000 Gulden wird so viel wie aus des Herrn Vermögen, nämlich ein Quark, das will sagen, gar nichts, verstehen Sie mich Beide, und nun gute Nacht!"

Mit dieser moralischen Betrachtung schob Herr Schulze die beiden erstarrten corpora zur Thür hinaus und die Sache hatte ein Ende. Aber nicht das Capitel, sondern Papa lief stracks hinter Beiden drein, doch nicht um sie ein-, sondern um sie zu überholen, damit er auf's schleunigste zu August Müller komme. Er kam auch in der

That eine Secunde früher an als eine blasende Staffette, die von einem schaumbedeckten Postklepper und die Treppe hinauf sprang, um Herrn August Müller eine Depesche einzuhändigen. Schulze, der wohl wußte, daß nur an hunderttausendgulden Männer, nicht an arme Schlucker von Studenten Staffetten kommen, hatte jetzt eine mit eichenen Wurzeln festgeklammerte Ueberzeugung im Herzen, daß August Müller der echte Gewinner und Schwiegersohn sei. Daher ließ er's auch nicht zu, daß dieser vor Freude taumelnde Liebende, dem Hirsch's Brief schon die Staffette mit der officiellen Bestätigung angemeldet hatte, die Depesche eher aufriß, als bis er (Schulze) ihn ans Herz gerissen und dreimal Goldsohn und Schwiegersohn genannt hatte.

Jetzt erst öffneten sie die Depesche und fanden — den aufgeklärten Irrthum.

Wäre der Postillon in Ohnmacht gefallen, so hätten sie Alle in Ohnmacht gelegen (es kommen überhaupt jetzt schrecklich viel Ohnmachten in den Akten vor), denn unter solchen Umständen hört freilich Alles auf, sogar ein Capitel.

Eilftes Capitel.

Fällt aus, damit die Geschichte sich besser abrundet und mit dem vollen Dutzend, also mit dem

Zwölften Capitel

regelmäßig und kunstgerecht schließt. Denn eine Geschichte in eilf Capiteln wäre wahrhaftig etwas Miserables, ein Staatswagen mit sieben Pferden bespannt, eine Balltoilette und Pantoffeln an den Füßen, ein Reiter, dem ein Sporn, ein Pferd, dem ein Huf oder gar ein Bein fehlte, kurz, ein lahmes, schiefes, jammervolles Ding. So aber, wie jetzt, mit zwölf Capiteln, nimmt sich die Historie ordentlich classisch und recht charmant aus.

Ich gehe wieder an meine Akten. Diesmal habe ich die Hexe wahrlich in Verdacht, daß sie ihren Grund-Irrthum, August Müller's Unschuld an dem Apfelwurf im ersten Capitel, eingesehen hat, aber, wie alle eigensinnigen Alten, ihn nicht eingestehn will, sondern jetzt lieber Beide quält, als zu Einem sagt: „Ich bitte um Verzeihung."

Denn daß August Miller auch nicht auf Rosen lag, nachdem ihm das Schicksal die Maske abgerissen, unter der er Liebe und Reichthum zu besitzen wähnte, kann man sich vorstellen. Er war wie vom Schlage gerührt; denn die Champagner- und Liebesglut hatte sich auf's Gehirn geworfen. Es wurde nach einem Arzt geschickt, der verordnete sogleich Aderlässe und verschrieb ihm, doch ich kann ja das Recept aus den Akten copiren. Hier steht's:

℞ Colloquint. Drachmas sex
Jalap. a . a
Gumm. gutt. Uncias septem
Aloes, Drachmas octo
Aquae purae Unc. quatuor
M. D. S. (Alle halbe Stunden drei Eßlöffel.)

August Müller seinerseits litt an umgekehrten Zuständen, nämlich an der völligsten Abspannung aller seiner Nerven und Muskeln, er war ein schmelzender Schneemann. Ihm verschrieb der Doctor sogleich eine Stärkung des ganzen Menschen, nämlich:

℞	Tinctur. aromat.	2	℔.
	Tinctur. aurant. compos.	3	=
	Liquor. Hofmann.	1	=
	Aether. acet.	1	=
	Decoct. Chinae —	2	=
	Aquae purae destill.	3	=

M. D. S. (Alle Stunden ein Bierglas voll zu trinken.)

Ich überlasse es einem Medicinalcollegio, die Wirksamkeit dieser Recepte zu prüfen.

Die meisten Leser werden es lächerlich finden, allein ich kann einmal nichts wider die aktenmäßige Wahrheit und diese spricht sonnenklar dafür, daß die Hexe jetzo nicht nur in die Apotheke lief und den Provisor vom Teufel reiten ließ, daß er die Etiketten verschrieb und Müller's Medicin an Miller expedirte (jeder Arzt kann sich die Folgen denken), sondern daß sie (die Hexe; die Perioden sind lang, mit bloßen Fürwörtern langt man da nicht aus) auch den Bader irre führte, der mit dem Schnepper zu Müller statt zu Miller ging, um dem armen Schlucker noch das letzte bischen Blut abzuzapfen. Doch ich muß das weitläufiger erzählen.

Ganz kurz mache ich's inzwischen mit August Miller ab. (Ich verwette meinen Kopf, ein Leser, der nicht hinter den Vorhang der letzten Seiten gesehn hat, ist hier noch ohne alle Ahnung vom Schluß der Geschichte. Er findet

ihn vielleicht sehr abgeschmackt; ich auch, aber er ist aktenmäßig.)

Ich bin bei August Miller. Wenn Einer, den der Schlag schon rühren will, das Recept verschluckt, was Doctor Saul (so hieß er) für August Müller verschrieben hat, so muß er, ich fodere alle Aerzte zu Zeugen auf, falls er nicht eine Katzennatur hat, daran erwürgen. Das that denn Miller auch; er verlor alle Besinnung und lag todt und erstarrt da. Die Geschichte bekommt hier einen schwarzen, tragischen Flecken, den ich nicht auswaschen kann. Da es überdies Sommer war und der vollblütige Körper schon vor dem Tode blau und grün genug aussah, so lief seine Wirthin auf der Stelle ins Sargmagazin und bestellte den Sarg für den andern Morgen.

August Müller inzwischen hatte es ungleich schlimmer. Er schluckte einen Eßlöffel von Saul's Wundertrank und hoffte dadurch auf die Beine zu kommen, doch wie erging's ihm! In den Akten ist's ausführlich beschrieben (und hat dort beinah so viel Papier gekostet als in der Wirklichkeit), aber hier darf ich's aus Gründen nicht ausmalen. Mehr sage ich nicht, als daß Müller zu der Ueberzeugung kam, die Seele könne den Leib auf jedem Wege verlassen, der aber, den die seinige nehmen wollte, war fast zu unangenehm. Da kam der Bader, der nach Herrn Studiosus Miller gefragt hatte und zu dem absterbenden Müller gewiesen war. Hätte der unselige Mensch nur ein einziges Capitel vom Blutlassen gelesen, statt nur auf Befehl Blut zu lassen, so würde er es hier, an einem halben Leichnam unmöglich noch gethan haben. So aber blieb er beim Handwerk und handelte nach Vorschrift. Viel war indessen nicht verloren, sondern er that nur der armen Müllerseele

noch einen andern Ausweg mit dem Schnepper auf, wo sie im Grunde bequemer und schicklicher aus dem Körper kommen konnte, als durch den sphincter ani. Eben war's so weit, als, der Henker hole aber die Wiederholungen in den Akten, die zu den unästhetischsten Wiederholungen in der Geschichte zwingen, wiederum eine Staffette vor Müller's Thür blies und hielt. Um's kurz zu machen, brachte sie folgende Depesche.

„Mein Herr!"

„Nicht wir hatten uns geirrt, nicht der wackre Hirsch sich verhört, sondern nur der Setzer in der Druckerei sich vergriffen und eine 2 statt einer 3 aus dem Zahlenkasten genommen. Wirklich hat Nummer 24523, Ihr Loos, nicht Nr. 24522, das große Loos gewonnen. Die ersten Abzüge der Listen waren fehlerhaft, aber der Irrthum wurde sogleich entdeckt, in den andern Exemplaren verbessert und wird überdies durch alle Zeitungen angekündigt werden. In der Eile vermögen wir nichts, als Ihnen von Herzen Glück zu wünschen. Wir verharren u. s. w."

Ich wette nochmals, wenn ein ehrlicher Leser mein Buch vor der Nase hat, daß er auf diesen Ausgang nicht gerechnet hatte. Ich auch nicht, überhaupt Niemand und August Müller am wenigsten, denn er rief jämmerlich:

„Nun habe ich's große Loos doch gewonnen und nun muß ich sterben!" Wirklich fühlte er sich unter dem hinströmenden Blut seines Arms wie ein Sterbender.

In dem Augenblick pochte es an und eine derbe Stimme fragte: „Ist's hier recht bei Herrn August Müller?"

„Ja," antwortete der Barbier.

„Dann vorwärts, Kinder, nur herein!" Und hereingetragen wurde ein Sarg, der, den August Miller's Wir-

thin für diesen bestellt hatte. Es ist ordentlich teuflisch von der Zigeunerdrude, auch jetzt noch solchen Spuk zu treiben! Pfui! Alles, was recht ist, aber das ist zu viel! So urtheilte auch der Kranke. „Was?" rief er, „soll ich lebendig begraben werden?"

„Um Vergebung," fragte der Tischlermeister, „sind Sie Herr August Müller?"

„Ja freilich!"

„Nun so ist der Sarg für Sie! Ein charmantes Stück Arbeit!"

„Ich will ihn aber nicht, schrie Müller und gewann vor Wuth Kräfte. „Ich bin ja nicht todt!"

„Was, Herr?" rief der getäuschte Tischlermeister, „Sie wollen ihn nicht? Sie wollen jetzt nicht todt sein, nun es ans Bezahlen geht? Oho, mein Herr, der Polizeicommissair hat Sie sogar als todt angemeldet, folglich sind Sie von Amtswegen todt!"

„Der Henker ist todt!" rief Müller und wurde immer gesunder vor Wuth; „scheer' er sich auf den Rabenstein, er Winkelmaßphilister, er Hobelknecht, er Leimtiegel!"

„Donner!" explodirte der Sargmacher, „Das soll ich mir gefallen lassen, Herr? Sie sind todt und sollen todt sein und der Sarg ist für Sie und dabei bleibt es! Glauben Sie, Herr, ich wäre ein Schaf? Seht doch! Ich bin nicht todt! So könnte Jeder sagen, der bezahlen soll! Hier, Jungens, der Sarg für den Herrn hier herein, marsch! Todt oder lebendig, ist mir ganz gleich: Sein ist der Sarg und ihm gehört er zu!"

Eben war die Aderlaßbinde angelegt und Müller konnte sich regen. Jetzt hätte er, obgleich fast eine Leiche, geradezu mit dem Sargmacher einen Zweikampf angefan-

gen, wenn nicht die Thür aufgerissen worden und eine Weibsperson mit einer Trompetenstimme eingetreten wäre. Sie trompetete aber so:

„Meister, Er hat sich geirrt! Der Sarg war nicht für Herrn Müller, sondern für Herrn Miller hier gegenüber von mir bestellt. Der kann ihn aber auch nicht brauchen, denn er ist schon wieder lebendig geworden, es war blos eine Ohnmacht."

„Was!" rief der Tischler, „Keiner will den Sarg haben? Das wollen wir sehn! Einer muß hinein und wenn ich einen dazu todt schlagen soll!"

„So hängt Euch selber an den Galgen mit dem Sarg," schrie die Schöne, „denn wir wollen ihn nicht! Mein Herr Miller hat zehntausend Gulden in der Lotterie gewonnen. Eben war der Collecteur bei ihm und hat's ihm gesagt. Darauf ist er lebendig geworden, denn von so etwas stirbt man nicht!"

„Nein," schrie Müller, „das sage ich auch, denn ich habe hunderttausend gewonnen!"

„Hunderttausend?" stieß Miller's Wirthin in die Trompete. „Das große Loos? Und das weiß noch Niemand! Ach du gerechter —"

Weiter hörte man nichts, denn ihre Trompetenstöße verhallten auf der Treppe.

Da pochte es leise an der Thür. Eine krumme graue Alte trat ein und bat demüthig: „Ach, Herr, eben hör' ich an der Treppe, Ihr habt das große Loos gewonnen; erbarmt Euch einer alten kranken Frau."

Müller wurde zu Marmor, zu Eis, zu einem gefrornen Schauder, diesmal war's keine Täuschung, die Hexe stand lebendig vor ihm!

„Weib, nimm alles Geld, was ich habe," rief er und warf ihr seinen Beutel zu, „aber hebe Dich weg und löse den Fluch!"

„Ach mein charmanter junger Herr," sprach die Alte mit zitternder Stimme, „die Freude macht Euch wol verwirrt, ach ich danke Euch für Eure Gabe!"

Es wäre aber mehr als langweilig, wenn ich hier ganz am Rande und äußersten Horizonte der Geschichte die Akten noch lang und breit excerpiren und erzählen wollte, wie sich August Müller mit der Alten endlich erkannte und verständigte. Der Schluß war aber, daß das Mütterchen sagte: „Freilich, ich war damals heftig; aber Alter und Kummer machen zahm! Also unschuldig waret Ihr; nun, mein junger Herr, wenn ich Euch auch verflucht habe bis zum Sarge, hier steht ja der Sarg und nun hätte es ein Ende."

„Ja, hier steht der Sarg und nun muß es ein Ende haben, das will sagen, ich mein Geld," fiel der Tischlermeister ein, denn der Sarg ist bestellt und todt oder lebendig bleibt mir einerlei."

„Ihr sollt Euer Geld haben," sprach Müller, „und den Sarg schenke ich hier der Alten, damit sie sich daran erinnere, daß ihr Fluch nun ein Ende hat. Dafür will ich sie auch verpflegen bis an ihr Ende."

Alle jauchzten; am meisten der Leser, dem das Wort Ende schon mehrmals lieblich ins Ohr gelautet hat. Es ist aber noch nicht ganz so weit.

Denn zuerst muß Schulze, der Brautvater, eintreten und seine holde Auguste mit sich führen, die er (er hatte die Trompetenstimme der Wirthin Miller's vernommen) nach so aufgeklärten Misverständnissen trotz ihrer jungfräu-

lichen Verschämtheit (sie war ganz verschleiert) Dem selber zuführe, der sie begehrt habe.

„Aber nicht mehr begehrt," erwiderte Müller, dessen Liebe entweder durch die Medicin, oder durch das Blutlassen, oder durch die Liebes- und Trennungsgeschichte mit seinem Namenshalbvetter, die er inzwischen ausführlich vernommen hatte, merklich abgekühlt war.

„Wie? Warum?" stotterte Schulze mit zitterndem Grimme.

„Das will ich Ihnen erklären, Bester!" sprach Müller kalt. „Auf mir lastet ein Fluch, der, daß ich immer zu meinem Nachtheil mit meinem Landsmanne Herrn August Miller verwechselt werde, wovon Sie hier selbst ein schlagendes Beispiel vor Augen gehabt haben. Nun soll zwar der Fluch gehoben sein, aber ich bin doch noch nicht ganz gewiß. Und da Mademoiselle Schulze mich schon jetzt so auffallend nicht nur mit ihm verwechselt, sondern auch uns Beide so rasch gewechselt hat, so besorge ich, der Fluch könnte doch noch nachwirken. Und ich gestehe, eine Fortsetzung mit mir und Herrn Miller, oder sonst wem, nach der Hochzeit, würde mir zu schmerzlich sein. Ueberdies, der Henker traue den Hexen, wer weiß, ob es nicht gerade der schlimmste Streich wäre, den der Fluch mir spielte, daß ich die Frau bekäme, die mein Namensgespons sich ausgesucht hatte."

Hierauf folgte eine stumme Verbeugung; das Zimmer wurde leer, Vater Schulze und seine Auguste zogen zuerst ab, ohne zu grüßen, der Tischler mit seinem Sarge und der dazu passenden Alten auch, und August Müller blieb allein übrig.

So mag es ihm denn auch allein überlassen bleiben,

der Welt seine fernere Geschichte, seine Anwendung des großen Looses und die etwanigen Nachwirkungen des Fluchs zu erzählen.

Ich aber halte ihn für so gut gelöst, als meine Aufgabe: wie gut das ist, entscheide der Leser, aber freundlich.

Aus

Heinrich's Denkwürdigkeiten.

(Wahrheit, nicht Dichtung.)

Unser Freund Heinrich hat Vielerlei erlebt! Seht nur seine schwarzen Augen an, welch ein kecker Geist und welch ein ehrliches Herz daraus hervorleuchtet. Mit solchen Eigenschaften kommt man leicht zu Abenteuern, zumal wenn man sein Jünglingsalter in einer kriegsbewegten Zeit durchlebt. Sollte man es ihm ansehen, daß er aus eigener Machtvollkommenheit Feuer auf die englischen Kriegsschiffe geben ließ? Daß er, bei einem Aufruhr in Antwerpen, drei Tage als zwanzigjähriger Jüngling die aufgeregte Stadt befehligte, daß er später, auf Leben und Tod angeklagt, ein ganzes Kriegsgericht außer Fassung brachte durch seine feurig trotzige Rede? Und dabei ein so ehrliches, redliches Gemüth! Im Mannesalter noch ein Kind — Ich könnte Euch Tage lang erzählen von seinen wunderbaren Erlebnissen! Er hat uns selbst oft auf unsere Bitten die langen Herbstabende damit verkürzt, wenn wir in dem traulichen Gartensaal saßen, das Kaminfeuer munter loderte, der Herbstwind draußen in den Bäumen rauschte und in der Ferne die See das dumpfe Tosen der Brandung hören ließ.

Soll ich Euch solch ein holländisches Stillleben schildern? Stillleben sage ich und es wird doch schauerlich genug dabei hergehn. Auch zur See hat unser Freund Heinrich Abenteuer genug versucht und diesmal möchten wir ihn dahin begleiten. Es ist herbstlich kalt; bringt uns das Koh-

lenbecken und setzt den Punschnapf darauf! Unter dem Erzählen wollen wir uns dann und wann das Glas füllen. Nehmt Eure Arbeit, Ihr jungen anmuthigen Frauen, und setzt Euch zu uns an den Tisch. Ihr hört ja auch gern zu. Und nun, Heinrich, fange an.

Heinrich sah uns freundlich an, trank einen Schluck aus seinem Glase, nahm einen Zug aus seiner weißen Thonpfeife, ohne die ein holländischer Soldat und Seemann, ja überhaupt ein Holländer gar nicht zu denken ist, und begann:

„Wenn Ihr wollt, so will ich Euch eine merkwürdige Fahrt erzählen, die ich als ganz junger Mensch bestand, an die ich mich aber wol noch erinnern werde, wenn ich schon ein ganz alter bin. Es war im December des Jahres 18.., als ich zu Arnheim in Garnison stand, dem freundlichen Arnheim am Rhein, zwei Meilen von der preußischen Grenze, wo Ihr erst vor einigen Tagen durchgekommen seid. Ich bekam nebst mehreren andern Offizieren den Auftrag, einen Transport Verwundeter und Kranker nebst einer Anzahl Montirungsstücken, Bekleidungsmaterial und Waffen von Arnheim zu Wasser nach Antwerpen zu führen. Die Fahrt sieht so leicht und winzig aus, daß Ihr darüber lachen möchtet. Aber fragt nur die Schiffer nach den sewischen Strömen und den Ausmündungen in die Nordsee und sie werden Euch schon erzählen, wie viele ihrer Väter und Brüder dort auf Sandbänke geworfen wurden und den Tod in den Wellen fanden. Bei bösem Wetter lieber die offne See, als diese breiten Halbmeere, wo die Gefahren des Wassers und der Küste immer beisammen sind. Indessen rede ich jetzt so. Damals dachte ich nicht daran und wir schifften uns bei heiterem Wetter fröhlich und wohlgemuth ein. Mein Fahrzeug war ein soge-

nannter Turftjalk, oder eins von den Schiffen, welche mit Torfladung zu fahren pflegen; geräumig genug, aber nicht sonderlich geschickt noch fest gebaut. Meine Kameraden hatten ähnliche Schiffe und unsere Flotte bestand, wenn ich mich recht erinnere, aus fünf Fahrzeugen dieser Gattung. Ich meinestheils hatte an Bord zehn Mann, vierzig Kranke, einen Doctor, einen Unteroffizier, einen Tambour und den Schiffer nebst Frau und Knecht. Weimann*) hieß mein Schiffspatron; ich werde den Namen Zeit meines Lebens nicht vergessen. Anfangs ging Alles vortrefflich. Wir hatten gut zu leben auf dem Schiff, hielten gute Kameradschaft, die Schiffe blieben beisammen, das Wetter war schön. So kamen wir bis nach Dortrecht, passirten glücklich die dortrechter Kille und gelangten so an das sogenannte Berger-Feld, wo die sewischen Ströme schon die Breite von Meeresarmen haben. Hier änderte sich die Scene. Der Himmel hatte sich schwarz bezogen, die Wellen gingen hoch, ein eisiger Wind fegte über die Flut und trieb uns halb Regen, halb Schneegestöber ins Gesicht. Die Nacht brach an. Es war gefährlich vorauszufahren, allein Einer mußte die Vorfahrt oder Wacht übernehmen. Die Reihe traf einen jüngeren Kameraden, einen sonst wackern und muthigen Jüngling. Aber diesmal schien ihn eine düstre, nicht ungegründete Ahnung um seinen kecken Muth zu bringen, denn er sah blaß und niedergeschlagen aus. In seinen Zügen las man, daß er mit einem Entschlusse kämpfte. Endlich trat er auf mich zu und sprach: „Heinrich, thu mir einen Freundschaftsdienst, übernimm Du die Wache für mich. Ich weiß nicht, ich muß mich schämen, aber ich gehe ungern an diesen Dienst. Ich bin

*) Ich gebe dem Leser absichtlich den Namen nicht ganz richtig.

zu unerfahren, ich weiß mich in meinem Commando nicht zu nehmen." Ich ließ ihn nicht weiter reden, sondern antwortete: „Du weißt, Friedrich, ich übernehme so etwas nicht aus freiem Entschluß. Es mag ein Aberglaube sein, aber ich thue es einmal nicht. Laß uns denn um die Wache abermals loosen." Wir thaten es, das Loos traf ihn wieder. Ich sah, wie ein sorgender Schmerz sein jugendlich liebes Gesicht dunkel beschattete; mir fiel ein, daß er eine Braut in Arnheim hatte, da konnte ich's nicht über's Herz bringen, sondern sprach zu ihm: „Muth gefaßt, Friedrich, wir loosen noch einmal." Er sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick der Dankbarkeit an, sprach aber doch: „Nein, laß es gut sein, der Himmel hat ja entschieden." „Ei was!" rief ich, „ist es sein Wille, so kann er zweimal entscheiden." Wir loosten abermals und diesmal traf es mich."

Heinrich hielt ein wenig inne. Sein offenes, freundliches Gesicht zeigte wehmüthige Rührung. Kunigunde, die älteste der Frauen, aber dennoch jugendlich blühend, hatte einen sanften Vorwurf der Liebe in ihren Zügen; aber doch sah sie ihn liebreich an.

Heinrich hatte sich das Glas gefüllt und erzählte weiter: „Die Fahrt schien freilich nicht die beste. Die Nacht brach an; der Himmel war in Wolken und Nebel gehüllt, die Wellen gingen hoch. Indessen segelte ich getrost vorwärts, entschlossen, meine Leute nichts davon merken zu lassen, daß die Fahrt gefährlich sein könne. Es war schwer im Dunkeln und bei dem stärker werdenden Winde so beisammen zu bleiben, daß man sich anrufen konnte. Deshalb ließ ich Laternen an den Masten aufziehn, ein Zeichen, welches auch die übrigen Fahrzeuge nachahmten. Gleich von Anfang an hatte mir unser Fahrzeug nicht gefallen;

es war eine plumpe und dabei gebrechliche Badewanne. Doch da sich der Schiffer, dem es gehörte, demselben anvertraute, dachte ich, es wird wol noch haltbar genug sein, und fragte weiter nicht viel danach. Nunmehr aber, wo die See anfing hoch zu gehn, wo starke Wellen das Schiff hin- und herwarfen und wir Wind und Brandung kreuzen mußten, wurde dem Schiffer selbst bange und der Tropf rief ein paar Mal aus: „Ach, mein Schiff, mein Schiff wird das nicht aushalten!" Ich hieß ihn unwillig still sein, damit er mir die Leute nicht bange mache, und befahl ihm an's Steuer zu treten und scharf aufzupassen, während ich selbst in den übrigen Theilen des Schiffes Ordnung erhielt. Es war nun völlig finster geworden, der Sturm wurde stärker, die Wellen schaukelten uns auf und nieder und nicht selten schlug eine über den Hintertheil des Schiffes hinweg, so daß sich Weimann mit einem Strick an das Steuerruder gebunden hatte. Doch plötzlich krümmte sich ein Wellenrücken so unter unser Fahrzeug, daß wir hoch emporgehoben wurden, im nächsten Augenblick aber auch mit dem Bogspriet voran senkrecht in den grauen schäumenden Wasserschlund hinab und an der andern Seite eben so steilrecht wieder hinaufschossen, wie auf einer russischen Eisbahn. Aber als das Steuer in der Tiefe war, leckte eine Welle mit so scharfem Stoß darüber hin, daß der Strick, mit dem sich Weimann angebunden hatte, riß und er über Bord geschleudert wurde. Zum Glück sah ich's im rechten Moment, sprang hinzu und war so glücklich, ihn noch bei den Beinen zu erhaschen und festzuhalten. Er schrie nicht, sondern brüllte förmlich. Mein Unteroffizier und der Schiffs-Chirurgus griffen mit zu und so holten wir ihn wieder ins Schiff hinein. Von diesem Augenblick an aber hatte er ganz den Kopf verloren. Ich

wollte, daß er sich wieder ans Steuer stellte, allein er war nicht fähig dazu. Jung und ungestüm wie ich war, gerieth ich in förmliche Wuth über seine Verzagtheit, warf ihn vom Verdeck hinunter, verbot ihm sich wieder oben sehn zu lassen, und stellte mich selbst an's Steuer. Ich verlangte den Compaß, aber es war keiner auf dem Schiff! Jetzt war unsere Lage in der That schwierig. Die Nacht rabenschwarz; dazu die Luft voller eisiger Nebel und scharfen, feinen Schnees, der uns das Gesicht zerriß, und die See so unruhig wie im Sturm. Ich sah mich nach unsern andern Schiffen um; aber trotz der aufgehißten Laternen war auch keine Spur mehr von ihnen zu erblicken. Was blieb mir nun übrig? Ich mußte auf gut Glück in die Nacht hinaussteuern und richtete mich nach dem Winde, indem ich fortfuhr, denselben ungefähr eben so zu schneiden, wie wir es bisher gethan hatten. Er erhob sich immer brausender und wilder. Jeden Augenblick schlugen Wellen über das Deck. Oft waren wir ganz wie in Schaum gehüllt. Im Schiff rollte Alles durcheinander, denn unsre Wasserfässer hatten sich losgerüttelt und machten ein furchtbares Getöse, indem sie wie das Fahrzeug stieg, fiel und schwankte, vor-, rück- und seitwärts rollten. In dieses Getöse, in das Sausen des Sturms und Brausen des Meeres mischte sich das ängstliche Rufen und Beten einiger Verzagten, unter denen mein Schiffer der Verzagteste war. Er lag fast beständig auf den Knien und klagte und heulte und was mich am meisten verdroß, so schien ihn unser Schicksal, das Loos von vierzig Kranken und zehn Gesunden, gar nicht zu kümmern, sondern er jammerte nur um sein Schiff, diesen elenden Kasten, der unser Aller Leben auf's Spiel setzte. So kam Mitternacht fast heran und Jammer und Elend wuchsen mit dem steigenden Grimm

des Wetters. Alle meine Leute waren bis auf die Knochen durchnäßt und klapperten vor Frost. Daher konnte ich's denn auch nicht hindern, daß sie die Kisten aufschlugen, in welchen sich große Stücke Tuch befanden; diese rissen sie heraus und zerschnitten sie, um sie als Mäntel umzunehmen.

„Gerade um Mitternacht war es, als ein furchtbarer Stoß des Sturmes uns mit voller Gewalt packte, das Schiff ganz auf die Seite warf, so daß es unfehlbar völlig umgeschlagen und wir Alle zu Grunde gegangen wären, wenn nicht unser Mast brach und krachend über das Deck hinschlug, so daß Alle, die darunter befindlich waren, glaubten, ein plötzlicher Donner habe das ganze Schiff zerschmettert. Es diente aber zu unserm Glück, denn das Uebergewicht des Mastes, welches uns umzureißen drohte, war dadurch aufgehoben. Die Gewalt der See war aber nun so groß, daß alles Steuern vergeblich wurde und wir uns willenlos in der ungeheuern Wüste von schwarzen Wellen, Schaum und kaltem Nebelgerieſel treiben lassen mußten. Nach zwei Stunden legte sich der Sturm und wir trieben nun ruhiger, aber doch unter beständigem Auf- und Niederschwanken und Umherrollen der Fässer und anderer Geräthe im Schiff, welche einigen Unglücklichen die Füße zermalmt hatten, in Angst und Verzweiflung dahin.

„Endlich dämmerte der Tag und wir konnten nun wenigstens sehen, in welcher traurigen Lage wir uns befanden. Von den Kranken im Schiff waren in Folge der Angst und der Anstrengungen sechs über Nacht gestorben. Ein großer Theil der Uebrigen lag hoffnungslos da. Von den zuvor Gesunden waren zweien durch rollende Fässer die Füße zerschmettert. Die Andern, ganz durchnäßt und halb erstarrt, flogen wie im Fieberfrost. Das Schiff war beinahe einen Fuß hoch voller Wasser und trotz des unaufhör-

lichen Pumpens wollte sich dasselbe nicht mindern, weil beim schlechten Bau des Fahrzeuges jede neue Welle es wieder mit Wasser füllte. Unsere Vorräthe an Zwieback, Kartoffeln, Reiß u. s. w. waren ganz durcheinander geschüttet und zum größten Theil im Wasser unbrauchbar geworden. Meine erste Sorge bestand nun darin, einige Ordnung und die dazu unumgänglich nothwendige Disciplin wieder herzustellen. Ich ließ, was an Vorräthen irgend brauchbar war, sammeln und theilte es dann sorgfältig ein, weil ich zu befürchten anfing, wir möchten viel länger in See gehalten werden, als wir anfangs vermutheten, und dann Mangel leiden. Es war leider kaum noch für drei Tage hinreichender Mundvorrath da, selbst bei der allerspärlichsten Eintheilung; doch that ich den Leuten gegenüber, um ihren Muth wieder zu wecken, als genüge das für unsere Fahrt vollkommen. Jetzt ging es an ein trauriges Geschäft. Wir mußten die Todten ins Meer werfen! Es geschah, weiß Gott, mit schwerem Herzen und ganz besonders ging es mir an die Seele, da ich die Angst und Verzweiflung auf den Gesichtern meiner Kameraden sah, denen eine innere Stimme sagen mochte, morgen früh geschieht dir vielleicht eben so!"

Heinrich hielt von der Lebhaftigkeit der Erinnerung überwältigt inne; er vermochte in diesem Augenblick nicht weiter zu sprechen. Ich füllte mein Glas und hielt es ihm zum Anstoßen hin. Auch die Frauen thaten so und der Klang ohne ausgebrachten Trinkspruch galt unsern Dahingegangenen, deren Jeder ja so manchen zu betrauern hatte. Heinrich gedachte der Kameraden und sein Herz füllte sich jetzt, nach langen Jahren, vielleicht mit tieferer Wehmuth, als damals, wo der Drang der Gefahren und die Nothwendigkeit, thätig zu sein, dem stillen Gefühl der Trauer keinen Raum ließ. Nach einigen Minuten fuhr er fort:

Ihr müßt nämlich wissen, daß zwar ein Matrose daran gewöhnt ist, die Leichen über Bord werfen zu sehen, meine Leute aber Landsoldaten waren, denen dies als das Grausenhafteste, ja als etwas Ruchloses erschien. Doch die Nothwendigkeit gebot es und wir konnten dem nicht wehren. Ich sprach jetzt mit dem Schiffer. Denn in solcher Noth, Freunde, währen gegenseitiger Zorn und Unwille nicht lange; so hatte ich ihm denn seine gestrige Fassungslosigkeit und er mir meine rauhe Strenge vergeben. Ueberdies blieb er doch bei alledem der Erfahrenste von uns und ich sah ein, daß ich ihn zu unserer Aller Besten bei gutem Muth erhalten müsse, damit ihm die Verwirrung nicht die Fähigkeit raube, uns mit seinem Rath an die Hand zu gehen. Indessen hätte ein Cook auf dem Schiff sein können, so würden wir doch nicht um Vieles gebessert gewesen sein, denn was war zu machen ohne Compaß im dichtesten Nebel, der uns hinderte, zwanzig Schritt weit zu sehen, ohne Masten, auf einem wahren Wrack von Schiff und bei einem Steuerruder, welches jeden Augenblick morsch zu zerbrechen drohte? Wir wußten uns wohl oder übel den Wellen und Winden überlassen und unsere Hoffnung auf den Himmel setzen. Plötzlich gab es einen starken Ruck und das Schiff saß fest. Im ersten Augenblick glaubten wir, es werde Alles auseinander geborsten sein. Allein der Stoß war nicht so heftig gewesen; auch lagen wir nicht unbeweglich auf der Sandbank, sondern das Fahrzeug schob sich hin und her und dabei gab es einen Laut, wie wenn durch frisches Holz gesägt wird. Ich konnte mir keinen rechten Begriff von unserer Lage machen und lief daher, weil ich eben im Raume bei den Kranken zu thun hatte, hinauf zum Schiffer, welcher auf dem Deck beim Steuer

war, um mich von ihm über die Natur dieses neuen Unglücks unterrichten zu lassen. Aber wie fand ich ihn! Heulend, händeringend und betend lag er auf den Knien, von Angst so überwältigt, daß kein vernünftiges Wort aus ihm herauszubringen war. Endlich nach langem Forschen und Fragen brachte ich so viel von ihm heraus, daß nun Alles verloren sei. Das Schiff liege in einer lockern Kies- und Sandbank, von der man es gar nicht losmachen könne; bei diesem Hin- und Herwiegen werde es sich in kurzer Zeit durchgescheuert haben und dann in tausend Trümmer gehen; wenn uns also nicht bald ein anderes Fahrzeug zu Hülfe komme, müßten wir Alle hier umkommen! Ihr könnt Euch denken, meine Lieben, daß das ein schlechter Trost für uns war. Denn bei dem Nebel und Sturm auf die Hülfe eines andern Schiffes zu hoffen, was einen Compaß hatte und folglich wol diese Kiesbänke, die auf den Seekarten genau angezeichnet sind, möglichst weit umsegeln würde, dazu war nicht mehr Hoffnung, als auf einen Schuß ins Schwarze, wenn man in die blinde Finsterniß hinaushält. Um den Muth der Leute zu erhalten, mußte ich ihnen die Gefahr verschweigen und beschwor den Schiffer bei Allem, was mir einfallen wollte, sich ebenfalls zu fassen. Doch wiederum hätte es mich fast aus der Besonnenheit gebracht, daß der verwünschte Kerl auch jetzt nur an sein zertrümmertes Schiff dachte und weder sein, noch unser Leben sonderlich zu berücksichtigen schien. Er war aber wirklich halb wahnsinnig vor Angst. Da ich sahe, daß durchaus nichts mit ihm anzufangen war, ließ ich ihn gewähren und beschloß ganz allein zu handeln. Der Schiffschirurgus war ein vernünftiger, entschlossener Mann, welcher auch dachte, man muß den Kopf so lange als mög-

lich über Wasser halten, und auch mein Unteroffizier zeigte sich als ein braver Soldat. Beide gingen mir mit Rath und That an die Hand, aber leider war nicht viel zu rathen, noch zu thun. Das Nächste war die Sorge, daß uns das Wasser im Schiff nicht höher steige; daher pumpten wir aus Leibeskräften, soweit es die schwache Zahl der Gesunden — denn wir waren, Alle zusammengerechnet, der Schiffer, sein Knecht und Weib mit eingeschlossen, nur eilf — zuließ. Dennoch blieb uns das Wasser über einen Fuß hoch im Schiff stehen. Dies beharrte indessen bei seiner Bewegung auf der Kiesbank, wodurch oft ein gewaltiges Krachen der Planken entstand, so daß wir zusammenschraken und glaubten, es sei unsere letzte Stunde gekommen. Natürlich hatte ich gleich von dem Augenblick an, wo wir fest lagen, eine neue Eintheilung der Speisen vorgenommen, die auf fünf Tage berechnet war, aber weniger konnte ich den Leuten nicht geben. Ueberdies mußte ich, da uns so viele Fässer zerschlagen waren, viel mehr Mangel an Wasser fürchten. Wir gingen daher mit dem, was uns übriggeblieben war, auf's sparsamste um. Ach, Freunde, wie oft trat ich an diesen Tagen, wo unsere Hoffnungen noch frischer waren, hinaus auf das Deck und sah mich um, ob der Nebel noch nicht fallen wollte! Ich blickte in die dichten, wogenden Dünste hinein, daß ich bisweilen glaubte, ich müsse sie mit den Augen durchbohren! Und wie oft ließ ich mich täuschen, wenn die Nebel sich an irgend einer Stelle dichter zusammenballten, daß es aussah, als verhüllten sie einen dunklen, festen Gegenstand! Immer glaubte ich ein Schiff zu sehen und vermeinte, es komme näher, ach und immer verschwand das trügerische Scheinbild wieder!

In dieser Angst und Sorge vergingen zwölf lange Stunden. Da hörte das Schiff auf, die Bewegung hin und her zu machen, und lag im Kies fest. So brach denn die zweite Nacht für uns in dieser trostlosen Lage an. Von den Schiffen, auf welchen sich unsere Kameraden befanden, hatten wir auch keine Spur weiter entdeckt. Jetzt mußten sie, wenn sie bei regelmäßiger Fahrt geblieben waren, schon weit von uns sein, oder war es ihnen ergangen wie uns, so konnten wir vollends nicht auf ihre Hülfe rechnen. Diese Hoffnung, die uns gestern noch einigermaßen aufrecht erhalten hatte, war also verschwunden und wir fingen allgemach an, uns darein zu ergeben, daß wir das Ende unseres Lebens auf dieser Stelle im Meere erreicht haben sollten. Um jedoch nichts zu vernachlässigen, zündete ich eine Laterne an und befestigte eine Hülfsflagge darüber an den Stumpf unseres Mastes. Dann kroch ich gleich den Uebrigen in den Raum hinab und unter Frostschauern und Halbschlaf, umgeben von dem Wimmern der Kranken, dem bangen Seufzen der Gesunden, brachten wir die Nacht zu. Nur abwechselnd hielten wir die Wache und pumpten, und das waren noch die besten Stunden, weil dabei die angestrengte Thätigkeit des Körpers unsere Seele von ihren düsteren Betrachtungen abzog."

„Aber laß Dir das Glas füllen, Heinrich!" unterbrach ich ihn, der mit trüber Stirn vor mir saß, als habe sich diese Unglückszeit erneuert. Wir tranken und stießen an und freuten uns, daß wir so traulich, behaglich beisammen saßen, während draußen der Herbstwind durch die Bäume fuhr und die ferne See hohl gegen die Küste brandete.

Nach einigen Minuten hob Heinrich wieder an: „Der

Morgen des dritten Tages war angebrochen. Grau, schauerlich, naßkalt wie der gestrige. Bei seinem bleichen Schimmer zählten wir zuerst wieder die Todten auf den Lagermatten; es waren ihrer sieben. Sie wurden ins Meer geworfen. Dagegen aber waren drei von meiner bisher gesunden Mannschaft erkrankt; der Fieberfrost schüttelte sie, daß ihnen die Zähne gegen einander klapperten. Doch damit hatte unsere Noth, unser Jammer den Gipfel noch nicht erreicht. Ich untersuchte die Vorräthe und sonstigen Einrichtungen und fand, daß das Trinkwasser völlig ausgelaufen war, indem fast alle Tonnen durch das starke Rütteln so gelitten hatten, daß sie das Wasser nicht mehr hielten. Nur eine einzige Wassertonne war uns geblieben und ein großes altes Essigfaß, das in einem Winkel des Schiffs durch seine Schwere unbeweglich lag. Diese beiden Gefäße mußte ich als Schätze hüten und stellte daher eine eigene Schildwacht dabei, die weder selbst außer der Zeit trinken, noch irgend Jemand trinken lassen durfte. Damit ihr die Versuchung nicht zu groß wurde, ließ ich alle Stunden ablösen. Die Essigtonne war unschätzbar für uns wegen der Fieberkranken; der Arzt setzte seine ganze Hoffnung darauf, dadurch einige der Kränksten zu erhalten. So wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß man uns zu Hülfe kommen würde, da man uns wegen des steten Nebels und Dunstes noch immer nicht in der Ferne wahrnehmen konnte, so mußten wir doch alle mögliche Mittel versuchen, uns bemerkbar zu machen. Ich ließ daher von Zeit zu Zeit laden und mehrere Gewehre zugleich abfeuern; doch unser geringer Vorrath an Patronen zwang uns, auch dabei sparsam zu sein. Alle Viertelstunden mußte der Tambour einen Wirbel schlagen; allein theils hatte die Näße

die Felle so durchzogen, daß der Klang ganz dumpf und hohl war, theils hinderte unser unversöhnlichster Feind, der Nebel, die Verbreitung des Schalles fast eben so wie die des Lichts. Endlich fertigten wir noch aus einem Stück Segel eine große Fahne an, die wir aufsteckten und mit Theer und Holzkohlen, woraus ich eine schwarze Farbe bereitete, schrieb ich die Worte: „Help, help!“ mit ellenhoher Schrift darauf. So verging der dritte Tag in schaudervoller Einförmigkeit, die nur von Zeit zu Zeit dadurch unterbrochen wurde, daß der Doctor zu mir kam und die hohlen Worte sprach: „Ich melde Ihnen, Herr Lieutnant, daß so eben der N. N. gestorben ist.“ Die Empfindung war unbeschreiblich, Freunde, wenn ich auf dem Deck stand, wo ich sehnsuchtsvoll nach Hülfe umherblickte und dann plötzlich diesen Unheilsboten sahe, wie er langsam, mit bleichem Angesicht, dem Geist eines Abgeschiedenen ähnlich, aus dem Raume emporstieg und mit starren Zügen der Verzweiflung auf mich zuschritt. Sein Erscheinen war wie der Schlag einer Todtenglocke! So wie er es ausgesprochen hatte, ergriff ich seine Hand, dann drehten wir uns um, wischten uns die Augen, sahen uns wieder an, umarmten uns und ich sprach mit gepreßter Stimme: „So wollen wir unsere Pflicht vollends thun!“ Das hieß, wir nahmen ein altes Leintuch, wickelten ihn ein, trugen ihn nach dem Hintertheil des Schiffes am Steuer, welches der vornehmste Platz ist, senkten die Leiche in die Wellen, sahen ihr nach, wie die Flut sie schäumend hinwegspülte, und verrichteten dann unser stummes Gebet, ob für den Todten oder für uns selbst, das mochte allein Gott wissen in diesem Augenblick!“

Heinrich saß einige Augenblicke in stummes Nachdenken

versunken da; die Erinnerungen an diese schrecklichen Tage ergriffen ihn zu lebhaft. So gespannt wir waren, weiter zu hören, wagte doch Keiner die tiefe Stille durch eine Frage zu unterbrechen. Bald begann er auch von selbst wieder:

„Der ganze Tag verstrich, die vierte Nacht brach an, es änderte sich nichts in unserer Schreckenslage. Doch in der Nacht selbst ging eine Veränderung mit uns vor. Das Schiff stellte sich vorn hoch und senkte sich mit dem Hinterheil tiefer und tiefer herab. Dadurch sammelte sich in dem untern Raume das Wasser stark an und war durch Pumpen nicht mehr zu bewältigen. Um nicht bis an den Hals in Seewasser zu sitzen, mußten wir Planken und Bretter, wo es nur ging, losbrechen und uns Brücken bauen, auf denen wir uns setzten und lagerten, so gut wir vermochten. Wir hatten geglaubt, unsere Lage könne nicht trauriger werden, jetzt aber sahen wir, wie sich das Elend steigern ließ. Denn als der Morgen wiederum anbrach, sahen wir erst, wie groß das Unheil geworden war. Unsere Essigtonne war halb unter Wasser gesetzt, ein Theil unserer Vorräthe gleichfalls völlig verdorben. Was noch übrig war, reichte eben noch hin, Jedem eine spärliche Mahlzeit für diesen Tag zu gewähren. Es war zu wenig, um damit noch im Ganzen hauszuhalten. Ich vertheilte daher Alles in ganz gleiche Portionen und empfahl Jedem an, dem sein Leben lieb sei, sparsam damit umzugehen. Doch die meisten, von wüthigem, durch die Seeluft gesteigertem Hunger getrieben und zugleich durch die Verzweiflung über die Gegenwart gleichgültig gegen die Zukunft gemacht, verzehrten ihren Antheil auf der Stelle. Ich machte noch einen Versuch, wenigstens die Essigtonne zu

retten, allein er war vergeblich. Ihr Gewicht widerstand den vereinigten Kräften der Leute und da sie an mehrern Stellen schadhaft war, konnte es uns auch nichts helfen, falls das Seewasser so hoch stieg, daß sie darin schwimmen mußte. Denn alsdann wäre dieses doch eingedrungen und hätte den Inhalt ungenießbar gemacht. So verging der Tag wie der gestrige.

Die fünfte Nacht senkte sich herab. Von den Wenigsten hoffte ich, daß sie sie überleben würden; so elend waren sie durch Mangel, Frost, Nässe und Angst geworden. Doch welche Wunderkraft die Natur besitzt, Freunde, und wie diese gegen alle menschliche Erwartung und Berechnung sich geltend macht, davon erlebten wir jetzt merkwürdige Beispiele. Denn während die stärksten Naturen und gesundesten Körper diesen Anstrengungen unterlagen, genasen einige von Denen, die wir als Schwererkrankte von Arnheim mitgenommen hatten. Allein ich habe meiner Erzählung vorausgegriffen, denn freilich in dieser Nacht war es nicht, wo unsere Kranken besser wurden. Sie brachte uns einen Trost, wenigstens eine Hoffnung, aber in fürchterlicher Gestalt. Es wurde sternenklar und scharfer Frost trat ein. Dies gab uns die Hoffnung einzufrieren und dann vielleicht über's Eis einen Weg nach der Küste zu finden. Zugleich fühlten wir, daß das Schiff sich gerade stelle und den Punkt, wo wir so lange gelegen, zu verlassen anfange. Aber mit diesem Trost kam auch das Unheil. Denn es wurde so streng kalt, daß wir uns durchaus nicht zu erwärmen wußten, und Viele, besonders unter den Kranken, wimmerten vor Frost. Wir hörten das Eis anfangs in kleinen Schollen knistern, später in größeren, mit heftige-

rem Geräusch um unser Schiff treiben. Bald legten sich, wie es zu geschehen pflegt, Eisschollen an und hoben uns höher über die Wasserfläche hinaus. So trieben wir, in die Eisschollen geklemmt, auf dem Meere fort. Einige Stunden nach Mitternacht dröhnte plötzlich ein furchtbares Krachen über unserm Haupt, so daß wir Alle aus unserem Taumel von Halbschlaf auffuhren und nicht begriffen, was geschehen war. Mit Mühe erkannten wir es endlich in der Dunkelheit, daß eine mächtige Eisscholle den ganzen obern und Vordertheil des Schiffes weggeschlagen hatte und sich nun mit ihrer Wucht über uns hinwegschob. Als der Morgen anbrach, sahen wir uns wie in einer Eishöhle, in deren kaltem, feuchten Grunde wir in stumpfer Verzweiflung hausten. Die Luft wurde so scharf, daß den Kranken Hände und Füße erfroren und im eigentlichsten Sinne des Wortes ringsum nichts als Heulen und Zähnklappen war. Das Schiff richtete sich, durch die Eisschollen gepreßt, gerade. Es war uns so zu Muthe, als bewegten wir uns vorwärts, doch konnten wir nicht unterscheiden, ob wir trieben, oder ob die Wolken über uns hinjagten. Es hatte jetzt Niemand von uns mehr etwas zu essen oder zu trinken. Wir saßen stumm neben einander gekauert, um uns zu wärmen, auf unsern Bretterbänken; Keiner mochte den Andern ansehen, weil er sich scheute, in dem verzweifelten Gesicht des Kameraden das Antlitz des Elendes zu erblikken, das er selbst fürchtete, aber sich zu verschleiern strebte. So verging der sechste Tag und die sechste Nacht völlig ohne Unterschied und Abschnitt. Denn selbst die Todten konnten wir, von den Eisschollen ummauert, nicht mehr hinauswerfen und Lebende und Leichen lagerten in stumpf gleichgültiger Nachbarschaft durcheinander.

In dieser sechsten Nacht ließ die Kälte wiederum nach und wir hörten den Wind hohl schnauben. Dichte Nebellagen wälzten sich über uns her, so daß wir, selbst als der Tag anbrach, immer noch in einem schaurigen eisigen Halbdunkel saßen. Indeß achteten wir nicht einmal sonderlich darauf, was draußen vorging; unser Tod schien uns so gewiß, daß wir ihn in Ergebung erwarteten und das Wo und Wie uns bereits gleichgültig zu werden anfing. Nur der Schiffer Weimann, der bisher ganz verkümmert und in sich versunken, unbeachtet und unbemerkt von uns Andern in einer Ecke gelegen hatte, richtete jetzt das Haupt auf und horchte mit halbgeöffnetem Munde, wie in äußerster Erwartung, auf den Ton des heulenden Windes. Zufällig hatte ich ihn ins Auge gefaßt und sah an der Veränderung und den Eindrücken seiner bisher fast lebloſen Physiognomie, daß etwas Wichtiges vorgehe. Ich ließ ihn daher nicht aus dem Auge, sondern beobachtete jede seiner Bewegungen. Er horchte immer gespannter, immer schärfer; ja es schien mir, als ob ein Zug der Freude und der Hoffnung in seinem Gesicht erkennbar werde. Plötzlich, als habe er nun Gewißheit erlangt, raffte er sich auf, kletterte aus dem Schiff heraus ins Freie, d. h. auf eine Stelle desselben, wo uns oben weder die Eisscholle, noch sonst ein Dach bedeckte. Ich folgte ihm nach und fand ihn mit zurückgebogenem Kopfe stehend und die Zunge herausstreckend, wie Einer, den brennender Durst plagt und der die Feuchtigkeit der Luft einsaugen will. Mehrmals leckte er gegen seine Lippen und endlich wandte er sich zu mir und rief: „Het regent" (es regnet). „Woher wißt Ihr das?" fragte ich erstaunt, da ich keine andere Näſſe fühlte, als die der dichten Nebel und ihres durch den Wind verursachten stäu-

benden Spritzens, was freilich dem Regen ähnlich war. Er aber wiederholte die Worte: „Het regent Mynerr," mit sichtlicher Freude und erklärte mir dann, er habe süße Wassertropfen auf der Zunge geschmeckt und nun sei noch Hoffnung zur Rettung. Zwar durchzuckte mich ein freudiger Schauer, doch konnte ich noch nicht begreifen, was uns eigentlich retten sollte, bis mir Weimann die Sache folgendermaßen auseinandersetzte. An dem eigenthümlichen Ton des Windsausens hatte der erfahrene Schiffer gehört, daß es Westwind sein müsse, der draußen wehe; der Regen bestätigte seine Vermuthung und dieser Wind mußte uns gegen die Küste treiben, von der wir nicht so gar entfernt sein konnten. Von den Eisschollen getragen, konnte unser schlechtes Wrack eine solche Seereise auch noch aushalten, kurz endlich dämmerte nach unsern langen Leiden ein Strahl der Hoffnung auf. Ich eilte sogleich, meinen Leuten diese Nachricht mitzutheilen, allein nur Wenige vermochten noch, sie mit Freude zu hören. Bei den Andern war die Kraft des Lebens nicht mehr groß genug zur Kraft der Hoffnung."

Wir sahen uns, so sicher wir in unserm kleinen häuslichen Heiligthume waren, gewissermaßen wie Selbstgerettete fröhlich an, als Heinrich so weit in seiner Erzählung gekommen war; ich ergriff das Glas und trank ihm athemschöpfend freudig zu. Doch in seinen Zügen war Wehmuth bemerkbar, weil er sich der verlornen Gefährten, wie der ganzen furchtbar ernsten Vergangenheit doch nicht ohne Schmerz erinnern konnte. Die Rettung der Wenigen, zu denen er gehörte, hatte zu große Opfer gekostet! Doch reichten wir uns einander froh die Hände und drückten sie dem Redlichen, den wir nach so schwer überstandenen

Gefahren mit verdoppeltem Gefühl der Liebe unter uns sahen.

„Wir waren aber noch nicht gerettet," fuhr Heinrich fort, „sondern hatten noch manchen Kampf zu kämpfen, mußten uns durch manche rauhe Stunde schlagen. Den Tag über trieben wir so fort auf der See und dachten mit Sehnsucht daran, ob wir wol endlich die Küste erreichen möchten; allein die Nacht kam, ohne daß unsere Hoffnung in Erfüllung gegangen wäre. Hunger, Frost und die Schmerzen der erfrornen Gliedmaßen quälten uns mehr als in der Nacht vorher, theils, weil die Uebel wirklich ärger geworden waren, theils weil mit der neuerweckten Hoffnungs- und Lebenskraft auch die Fähigkeit des Körpers, Schmerzen, Leiden und Angst zu empfinden, wieder gestiegen war. Die Nacht zuvor hatte uns stumpfer gegen Alles gefunden. Aengstlich lauschte ich, fast ganz schlaflos, auf den Ton des Windes, ob er sich nicht vielleicht ändere und uns wieder in die See hinausführe. Denn der Regen hatte aufgehört, es war wieder kälter geworden und der dichte Nebel ließ keinen Stern erblicken, der uns hätte sagen können, in welcher Richtung wir trieben. Oder vielleicht nicht trieben, denn bei der Masse von Eisschollen, die mit uns zusammenhing, war keine Bewegung zu spüren und so blieb es, wie schon einmal zuvor, ungewiß, ob wir uns bewegten, oder das Nebelgewölk über uns. Endlich dämmerte der Morgen herauf. Muthlos, erschöpft saßen wir in unserer Höhle. Da aber das Fahrzeug so gar still lag, kamen wir doch auf den Gedanken, daß wir vielleicht schon im Ufereise fest lägen, und Einige versuchten, vom Hunger getrieben, ob sie wol über unsern Schollenberg hinwegklettern könnten. Es glückte. Nach einigen Minuten

hörte ich den Ruf: Muscheln! Muscheln! Muscheln! von verschiedenen Stimmen. Ich hatte zu wenig Erfahrung, gleich zu wissen, was dieser Ruf bedeuten könnte, doch auf dem Gesicht des Schiffers Weimann las ich die Erklärung. „Muscheln, Muscheln!" rief er, als das gierige Echo dieses Schalles, nach und versuchte nun auch hinauszuklettern. Es dauerte nicht lange, so waren wir Alle auf dem Eise, wo wir bald unsere vorausgekletterten Kameraden auffanden, wie sie mit dem besten Appetit an einer Muschelbank ihren seit achtundvierzig Stunden unbefriedigten Hunger stillten. Wie schnell der Mensch vergessen kann, was ihn noch so sehr bedrängt hat und noch bedrängt, davon sahe ich jetzt ein Beispiel. Denn als ob sie gar keine Leiden erfahren oder nichts weiter zu fürchten hätten, waren meine Leute jetzt nur von der Freude erfüllt, daß sie endlich den grimmigsten aller Feinde, den Hunger aus dem Felde schlagen konnten. Doch gedachten sie auch ihrer kranken Kameraden und brachten von dem aufgefundenen Vorrath nach dem Schiff.

„Nachdem wir uns so Alle gesättigt hatten, waren wir mit ganz neuen Hoffnungen erfüllt. Unsere Lage war jetzt folgende. Wir waren mit unserer Scholle an eine Muschelbank getrieben, an welche sich weit umher die Eisschollen angelagert hatten. Wie weit sich diese erstreckte, konnten wir nicht ahnen, da es uns nicht möglich war, überall hin vorzudringen, indem sich uns die Schollen oft wie Giganten entgegendämmten. Indessen hatten meine Leute so viel Muth, daß sie zu jedem Wagestück bereit waren. So ließ ich sie denn nun auch damit beschäftigt, alle möglichen Hülfsmittel, die unsere Lage gestattete, zu ersinnen, um über die Eisschollen hinweg zu klettern. Doch eine Mühe

nach der andern war vergeblich, denn wenn man auch mit Stricken und Strickleitern einen der nächsten Eisberge überklimmt hatte, so war man doch dort nicht weiter wie vorher, denn andere Eisblöcke und der dichte Nebel hinderten die Aussicht dort so gut wie hier. Der Nebel blieb also unser Erbfeind. Ich ließ ein Signal aufrichten, in der Hoffnung, daß der Wind doch einmal das Gewölk theilen und uns so einen Blick in die Weite verschaffen, oder entferntere sichtbar machen werde. Doch verstrich der Tag und die nächste Nacht ohne ein Zeichen der Hülfe. Dessenungeachtet, dies darf ich sagen, blieben meine Leute voller Muth und es fehlte sogar nicht an Scherz, was freilich nur Demjenigen begreiflich sein kann, welcher Zustände unserer Art selbst erlebt hat, sie nicht blos aus Beschreibungen kennt. Denn das Gefühl stumpft sich zuletzt gegen Alles ab und zum wahren Glück des Menschen muß jedes Uebermaß von Angst, Schmerz und Qual zuletzt daran scheitern, daß das Gefäß des menschlichen Gefühls über ein gewisses Quantum hinaus nicht mehr aufzunehmen vermag. So scherzten denn auch wir mitten im Schlunde dieses erstarrenden Eisgrabes und die öfters vergeblichen Versuche, eine Eisscholle zu erklimmen, erregten in ihrer komischen Gestalt mitunter lautes Gelächter. So brach denn wiederum die Nacht an und verging in todter Einförmigkeit. Zum Glück, daß der Wind stet blieb, die Kälte weder wuchs noch fiel und wir durch die Kleidungsstücke der Todten und deren verlassene Lagerstätten in den Stand gesetzt waren, uns gegen den Frost ziemlich zu schützen.

„Der neunte Tag begann. Ein Wallen und Wogen im Nebel ließ uns hoffen, daß derselbe sich theilen werde. Beständig hatten wir auf einem der höchsten Eisberge eine

Wacht auszustehen. Diesmal war es der Unteroffizier, der sich oben befand. Plötzlich, es war Nachmittags um zwei Uhr, rief er, wie außer sich vor Freude: „Ich sehe eine Mühle! Wir sind gerettet! Wir sind keine Stunde weit vom Lande!“ Auf diesen Ruf erhob sich ein allgemeines Jauchzen und Jubeln. Die Freudenthränen entstürzten unsern Augen, Einer umarmte den Andern wie einen wiedergefundenen Bruder. Unsere Kräfte schienen durch diese Nachricht verdreifacht und Alles schrie jetzt: „Wir müssen über's Eis wandern, bis wir die Mühle erreichen!“ Sogar die Kranken, die im Fieber lagen, trauten sich die Kraft dazu zu und es kostete mich jetzt Mühe, diesem Versuch nur so viel Ordnung zu geben, daß er nicht auf's Neue fehlschlüge. Wir mußten Strickleitern haben, um über die Eisberge wegzuklimmen; wir mußten uns mit Beilen und anderm Handwerkszeuge, auch mit Vorräthen an Kleidungsstücken aus dem Schiff versehen. Dazu fing der Tag an sich zu senken und die Nacht konnte uns mitten im Eise überraschen. Dies sahen meine Leute mühsam, aber doch endlich ein nnd wir beschlossen daher, noch die eine Nacht auszuharren, morgen aber mit dem Früheſten den Weg anzutreten. Indessen gaben wir noch alle mögliche Zeichen, damit man uns am Lande bemerken möge; allein es sah uns Niemand.

„Mit dem Anbruch des zehnten Tages machten wir uns mit unbeschreiblicher Mühe auf den Weg. Einer mußte immer zuerst einen Eisberg hinan, wobei wir ihm mit Stangen und Seilen jede mögliche Hülfe leisteten. War er eine Strecke hinauf, so mußte er sich mit Hülfe des Beils einen sichern Standpunkt schaffen, wo ihm zwei Andere nachfolgen konnten, die ihm dann wieder weiter in die

Höhe halfen, bis er den Gipfel erreichte, wo er Pflöcke ins Eis trieb, um die Seile oder Strickleitern anzuhängen, an denen die Uebrigen sich hinaufarbeiteten. Die meiste Mühe machten uns dabei die entkräfteten Kranken, die sich wol einen Augenblick lang über das Maß ihrer Kräfte täuschen und Unglaubliches leisten konnten, aber doch nicht anhaltend. Nach drei starken Stunden hatten wir vielleicht fünfhundert Schritt zurückgelegt. Jetzt sahen meine Leute wohl ein, wie gut es war, daß wir unsere Reise nicht sogleich begonnen hatten. Allein von nun an wurde sie minder beschwerlich und das Eis ebener. Endlich Nachmittags um zwei Uhr kamen wir ganz ins Freie, sahen vor uns einen schwarzen Meeresarm und jenseit desselben Land, rauchende Schornsteine und die Mühle, welche der Unteroffizier entdeckt hatte. Was wir nur ersinnen konnten, gaben wir an Zeichen von uns. Wir steckten eine Fahne auf einer unserer Stangen aus; von Zeit zu Zeit erhoben wir Alle zu gleicher Zeit, wenn gerade der Wind still war, ein lautes, heulendes Geschrei; endlich zündeten wir auch einige entbehrliche Kleidungsstücke und ein paar alte Strohwische an, um eine hohe Rauchsäule hervorzubringen. Ich hatte mein Fernrohr mitgenommen und beobachtete beständig die Mühle, als den nächsten bewohnten Punkt. Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine ganze verging, es zeigte sich Niemand. Schon überfiel uns die Angst, daß es wieder dunkel werden möchte, bevor man uns wahrnähme, da endlich entdeckte ich auf der beschneiten Anhöhe einen Menschen, welcher nach der Mühle hinauf ging. Jetzt schrien wir Alle auf aus Leibeskräften; Einige schwenkten die Fahne hin und her und in unser verglimmendes Feuer warfen wir hinein, was wir nur irgend wußten, um

Qualm zu erzeugen. Ich sah durch's Fernrohr, daß der Mensch still stand, dann ging er wieder einige Schritte, dann stand er wieder still, endlich verschwand er in der Mühle. Zwei Minuten des bängsten Herzklopfens! Da erschien er wieder und hinter ihm her folgten mehrere Andere. Sie traten zusammen an den Rand des Hügels und gaben Zeichen mit ihren Hüten. Doch nur durch das Fernrohr waren sie sichtbar; mit bloßen Augen konnte man nichts entdecken. Indeß litt es keinen Zweifel, daß sie uns gesehen hatten, denn nach einigen Minuten sahen wir eine dichte Rauchsäule als Gegensignal der unsrigen auf dem Schneehügel emporsteigen. Jetzt dauerte es keine Viertelstunde mehr, so sahen wir, wie sich eine Menge Leute auf einer Strandspitze versammelten, die höchstens tausend Schritt von unserm Standpunkt entfernt war. Wir zitterten vor Freude und doch auch vor Angst, daß uns die nahe Rettung wieder entrinnen möchte, weil wir noch keine Fahrzeuge zum Uebersetzen erblickten. Indessen näherte sich nach wenigen Minuten ein einzelner Kahn mit drei Ruderern; als er so weit war, daß wir mit einander sprechen konnten, rief ich ihnen zu, sie möchten uns abholen. Sie entgegneten, es müßten erst Schiffe von einem entfernteren Ort geholt werden, aber es seien schon Leute danach hin. Darauf sagte ich ihnen, sie möchten uns einstweilen Brot und etwas Warmes bringen, weil wir verhungert und erfroren wären. Da winkten sie mit den Händen, zum Zeichen, daß sie das schon im Kahn hätten. Nun waren wir außer uns vor Freude. Doch ich besorgte, die Leute möchten sich den Tod holen, wenn sie zu begierig äßen; daher ließ ich sie in Reihe und Glied treten und sprach, bevor noch der Kahn heran war: „Freunde! Bringt Euch nicht

jetzt selbst ins Verderben durch Das, was Euch retten kann. Ueberlaßt es mir, Alles zu vertheilen und anzuordnen." Da sie großes Vertrauen in mich setzten und ich auch ihre Liebe gewonnen hatte bei diesen gemeinsamen Leiden, so versprachen sie mir, Jeder durch einen Handschlag, zu gehorchen. Ich theilte sie nun in drei Sectionen und dabei sahe ich, daß wir außer dem Schiffer mit Frau und Sohn in Allem noch achtzehn übrig waren. Den Ueberrest hatten Krankheit, Elend, Hunger und Frost schon getödtet.

Es war mir ein unbeschreiblich wehmüthiges Gefühl, jetzt, wo die Rettung gewonnen war! Ich gab die erste Section in Aufsicht des Doctors, eines sehr wackern Mannes, die zweite in die eines sehr tüchtigen Unteroffiziers, die dritte übernahm ich selbst. Nunmehr landeten die Menschen und brachten Brot und warmes Getränk mit, eine Mischung von Rum, Bier und Zucker, wie sie von den dortigen Seeleuten bei der Kälte genossen wird und die etwas sehr Magenstärkendes hat. Meine erste Frage war: „Wo sind wir?" — „Bei der Insel St. Philippsland." — Ich erstaunte sehr, denn diese kleine Insel liegt noch in Holland selbst, mitten in den sewischen Strömungen. Wir waren also nicht in hoher See, doch es war möglich, daß wir schon weit in derselben gewesen, aber durch den glücklichen Westwind zurück in die Strömungen getrieben waren. Wie oft konnten wir wenige hundert Schritt vom Ufer gewesen sein und nur an einem Zufall, an einem Windstoß, der den Nebel getheilt hätte, hing es, daß wir Alle gerettet worden wären! Ich will Euch nicht lange erzählen, wie wir Brot und Getränk vertheilten, wie unbeschreiblich die Empfindung war, nun wieder dem Leben anzugehö-

ren, neue Hoffnungen haben zu können und einer baldigen Erlösung von der Marter entgegenzusehen. Genug, nach einiger Zeit kamen auch größere Kähne und man setzte uns über. Der schauerlichste Theil unseres Unheils ist freilich nun vorüber, allein es war damit noch nicht geendet!"

„Wie? Noch nicht zu Ende? Und eben wollte ich auf Eure Rettung das Glas ergreifen!"

„Unsere?" sprach Heinrich wehmüthig; „hört nur weiter, wie es kam. Als wir in St. Philippsland ans Ufer gesetzt waren, entstand die Frage, was mit uns anzufangen sei. Niemand wollte uns aufnehmen! Das klingt unglaublich, von Leuten, die uns so wacker gerettet hatten. Aber es war doch erklärlich. Diese Menschen leben fast wirklich außer allem Zusammenhang mit der Welt; von ihrer Unwissenheit über alle Dinge des täglichen Lebensverkehrs könnt Ihr Euch keinen Begriff machen. So hatten Sie denn kurz zuvor zum Erstenmale Einquartierung gehabt, und zwar von Truppen, die nach Indien bestimmt waren, wobei sich viel nichtsnutziges Gesindel befand. Diese hatten, den Zustand der Insel, wo Jeder fast nur für sich lebte, keine eigentliche Behörde oder Verwaltung war, benutzend, sich sehr schlecht betragen, die Leute geplündert, geprügelt, ja zum Theil ihren Frauen und Mädchen Gewalt angethan. Wir waren auch Soldaten! Theils hielten sie uns anfangs für Leute dieses Corps, die Schiffbruch gelitten hätten, und daher erklärte sich mir erst später das Wesen des Mismuths, mit dem sie Barmherzigkeit an uns übten. Sie thaten ihre christliche Pflicht, mochten aber weiter nichts mit uns zu schaffen haben. Als ihnen endlich dieser Irrthum genommen war, glaub-

ten sie wenigstens, Soldaten seien sich überall gleich, und zeigten, wenn auch keinen Haß mehr, doch Widerwillen und das höchste Mistrauen in uns. So ward uns denn endlich ein leeres Predigerhaus angewiesen, um unser Nachtlager aufzuschlagen, denn die Insel hat nur im Sommer einen Prediger, der vom Festlande Sonntags herüberkommt und dann in dem Gebäude wohnt. Im Winter ist gar keine Communication und da sorgt Jeder selbst für seinen Gottesdienst. Obdach hatten wir nun, aber ernähren wollte uns Niemand. Ich erklärte zwar, daß wir Alles bezahlen wollten, und bot ihnen unsre Baarschaft vorläufig dar; allein diese war äußerst gering und zum Theil in französischem Gelde, was sie gar nicht kannten. Ich wollte ihnen daher Quittungen geben und betheuerte ihnen, die Regierung würde sie bezahlen, allein über meine Papierbezahlung lachten sie förmlich. Der Bürgermeister, mit dem ich unterhandelte, war zwar ein so weit gebildeter Mann, daß er einsah, der König werde seine Leute nicht verhungern lassen wollen; allein er sagte mir gerade heraus, es sei ihm unmöglich, die übrigen Bewohner der Insel zu bewegen, solche Bezahlung anzunehmen, und er selbst könne uns nicht auf seine Gefahr und Kosten ernähren. Mit größter Mühe erhielt ich denn endlich für einige Tage trockne Fische und Kartoffeln und das Versprechen fernerer Lieferungen. Somit richteten wir uns denn, Stroh hatte man uns gegeben, in dem elenden Hause ein, so gut wir konnten. Doch standen wir Frost und Noth genug aus, besonders die Kranken, aber es ließ sich Niemand bewegen, einen von uns ins Haus zu nehmen, so hatte die böse Erfahrung die Leute abgeschreckt. Als die Vorräthe zu Ende waren, wollte ich neue Lebens-

mittel. Aber ich fand die größten Schwierigkeiten; Keiner wollte Der sein, der sie gäbe, und eine Gewalt besaß der Bürgermeister nicht, der übrigens selbst nur ein armer Fischer war. Mit Mühe erhielt ich das Nothdürftigste und auch das nicht hinreichend. So war unsere Existenz hier fast noch elender als auf dem Schiff; mit jedem Tage wurde sie unerträglicher, wir aber auch den Leuten mit jedem Tage lästiger. Die Noth trieb uns endlich zu Dem, was man anfangs mit Ungrund von uns fürchtete. Wir mußten unsern Unterhalt förmlich rauben. Nachts gingen wir aus, gruben Kartoffeln auf, stahlen Fische, auch wol Federvieh, einen Hammel, ein Schwein, je nachdem wir ankommen konnten. Da man uns nicht einmal Feuerzeug gab, mußten wir die morschen Dammpfähle ausbrechen, welche die Deiche der Insel, deren sie gegen Sturmfluten bedurfte, unterstützten. So erschienen wir auch hier als Zerstörer. Zwar hatte man uns noch nicht ertappt, oder wir waren wenigstens an den einzelnen Orten, wo wir stahlen, die Mehrzahl gewesen, so daß man uns nichts anhaben konnte. Daß man uns aber als Gäste nicht gern sah, könnt Ihr denken, und bald merkten wir, daß man uns mit Gewalt vertreiben wollte. Wir mußten daher nur Alle beisammen bleiben, um gegen einen Ueberfall gesichert zu sein. Dieser Zustand dauerte drei volle Wochen und während derselben starb noch Mancher von uns wegen der harten Entbehrungen, die er erdulden mußte, und weil den Kranken gar keine Pflege werden konnte. Endlich wurde uns dieses Leben unerträglich. Wir beschlossen der Sache ein Ende zu machen, koste es, was es wolle, denn wir sahen voraus, daß es uns den gan-

zen Winter über so elend ergehen müsse, bis die Communication mit dem Festlande wieder offen wäre. Daher beschlossen wir Alles zu wagen, uns eines der bessern Schiffe auf der Insel zu bemächtigen und dann in Gottes Namen wieder auf die offene See hinaus zu steuern. Zu diesem verzweifelten Entschluß bereiteten wir uns drei Tage vor, indem wir so viel Lebensmittel als möglich zusammenraubten. Dann gingen wir in der Nacht an den Strand, nahmen das beste Schiff, richteten uns ein und wollten fort. Doch wir wurden von dem Eigenthümer entdeckt, der aus seiner Hütte herablief und nun ein furchtbares Lärmen und Schreien anfing. Es blieb uns kein Mittel übrig, wir mußten ihn packen und, damit er nicht die ganze Insel gegen uns in Aufruhr brächte, mitnehmen. Jetzt schrie und jammerte er und meinte, es sei ein rasendes Unternehmen, in solchen Fahrzeugen auf die offene See gehen zu wollen und nach Antwerpen zu fahren; es würde uns eben so gehen wie zuvor. Allein wir waren entschlossen; unsre Verzweiflung hatte den höchsten Grad erreicht und so steuerten wir denn, trotz des erlebten Elendes und Schreckens, auf's neue, ohne Compaß, aber bei hellem, Dauer versprechendem Wetter wieder in die See hinaus. Die Fahrt war gewagter als die erste, aber wir hatten Glück. Bald erreichten wir das offene Meer und, durch Weimann's Schiffer-Erfahrung geleitet, auch die Mündung der Schelde, so daß wir endlich wohlbehalten in Antwerpen ankamen. Es war Nacht. Beim Fort Lillo legten wir an. Ich stieg eine kleine Treppe gegen den Wall hinan, wo eben die Schildwacht stand, die uns ihr „Zurück!" entgegenrief, weil Niemand dort anle-

gen darf. Doch gleich an der Stimme erkannte ich, daß es ein Mann von meiner Compagnie war (denn unser Regiment war unterdessen nach Antwerpen marschirt), und rief ihm zu: „Ich bin der Lieutenant ***." Kaum hörte er diese Worte, als er ein Freudengeschrei ausstieß und rief: „Herr Lieutenant, Sie leben? Ist's möglich? Wir haben Sie Alle verloren geglaubt!" Durch diese Schildwacht erfuhr ich die Wohnung des Obersten und, obgleich es Abends nach Eilf war, ging ich doch sogleich zu ihm. Auch er empfing mich mit herzlicher Umarmung und begrüßte mich als einen von den Todten Auferstandenen. Ich erzählte ihm, daß wir noch unserer eilf am Leben seien! Da, Freunde, da vergoß der alte Kriegsmann Thränen und ich schämte mich auch nicht zu weinen!"

Wir saßen still und die Thränen der Rührung waren uns auch nahe. Die Frauen vergossen sie reichlich; doch die anmuthige Kunigunde schlang den Arm um ihres Heinrich's Nacken, küßte ihn herzlich und sprach: „Aber unter diesen Eilf warst Du!"

„Gottes Gnade war größer, liebstes Herz," sprach Heinrich wehmüthig. „Denn zwei Monat nach dem Tage unserer Rettung lebten nur noch drei von uns, mein Bursche, der Doctor und ich. Alle Uebrigen hatten die Nachwehen der furchtbaren Leiden und Anstrengungen, trotz der besseren Pflege, die ihnen natürlich jetzt wurde, hinweggerafft! — Doch es ist spät! Leert das Glas und laßt uns zur Ruhe gehen. — Wie mir während dieser Unglücksfahrt die Stelle eines Capitains entging, zu der ich vorgeschlagen war, die aber, da man mich verloren glaubte, ein anderer Kamerad erhielt, so daß ich

fünf Jahre später noch als Lieutenant meinen Abschied nahm, diesen Nebenquerstrich meines höhern Schicksals erzähle ich Euch ein ander Mal, sowie auch noch manches meiner seltsamen Abenteuer, wenn Ihr mir zuzuhören Geduld habt!"

Drei Tage an den Ufern des Orinoko.

(Skizzirte Erzählung, frei nach dem Englischen.)

Das weltgeschichtliche Schauspiel, welches sich im Jahre 1789 in Paris zu entwickeln begann, sich aber bald ganz Europa zur Schaubühne machte, hatte einen jungen Schotten, Namens William, nach den Ufern der Seine gelockt. Er war reich, ohne Verwandte oder Freunde zu haben, denn er stammte nicht aus einer gesetzlichen Ehe, sondern war der Sohn eines englischen Lords und eines armen, verführten schottischen Mädchens, das sich nach ihrem Fehltritt mit tiefster Reue und Beschämung in ländliche Einsamkeit zurückzog, wo sie von einem spärlichen Jahrgehalte lebte, den ihr der Verführer ihrer Jugend ausgesetzt hatte. Hier beschäftigte sie sich nur mit der Erziehung ihres Sohnes, wobei ihr ein alter Geistlicher treu und hülfreich zur Seite stand, der früher als Missionair in Ost- und Westindien gewesen war und daher trotz seines friedlichen Standes und seiner stillen religiösen Richtung die Welt auch in ihrem äußerlichen Treiben vielfach kennen gelernt und sich in Thaten versucht hatte. Auf eine solche Weise war William eben so zu einem innerlich tiefen, als äußerlich thatkräftigen und gewandten Jüngling herangereift. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm in seinem zwanzigsten Jahre einen kleinen Dienst als Forstaufseher, der ihn in den Stand setzte, seine nunmehr alternde Mutter zu unterstützen.

Allein er sollte diese nicht lange genießen, denn sie starb einige Jahre später und sein alter Freund, der Geistliche, folgte ihr wenige Monden darauf nach. Jetzo mußte sich William durchaus verlassen fühlen und des sonst so heitern, lebenskräftigen Jünglings fing eine düstere Schwermuth an sich zu bemächtigen. Gewiß waren es auch noch andere Triebe, die sich in seinem Herzen regten; er fühlte, daß er nicht allein bleiben solle auf der Welt, aber seine dürftigen Umgebungen boten nichts dar, was in dieser Hinsicht auch nur entfernt den Träumen und Hoffnungen seiner Seele hätte entsprechen können. Da ereignete sich ein Fall, der ihm plötzlich den Weg zu tausend neuen Hoffnungen und Versuchen öffnete. Sein Vater starb und hatte in einem Anfall von Reue die schwere Schuld gegen den Sohn, welchen er das ganze Leben hindurch verlassen hatte, gut zu machen gesucht, indem er ihm einen beträchtlichen Theil seines Vermögens vermachte. Dies setzte William in den Stand, seinen Dienst aufzugeben und sich aufzumachen in die Welt, die er nur durch Erzählungen seines Lehrers kannte und die, so wenig sie ihm ein trügerisches Bild von dem Glücke, welches er daselbst zu finden hoffen dürfte, vorgespiegelt hatten, doch wenigstens seiner Neu- und Wißbegier und manchen andern äußerlichen Wünschen Befriedigung versprachen. Er ging zuerst nach London, wo ihn jedoch trotz allen Wundern dieser Weltstadt die gänzliche Sittenverderbniß der männlichen Jugend, mit der er als Einzelner, Unabhängiger in Berührung kam, so anwiderte, daß er nach sechs Monaten diese Stadt wieder verließ und eine Reise durch Frankreich und Italien machte, Länder, die ihn schon in seiner Jugend lebhaft anzogen und deren Sprache er auch von seinem Lehrer erlernt hatte. In Rom machte er die Bekanntschaft eines

jungen französischen Vicomte, Alfred, der sich vor den meisten seines Standes in jener Zeit sehr vortheilhaft auszeichnete. Eben hatten die Bewegungen des Jahres 1789 begonnen und der junge Alfred ergriff diese neue Richtung seines Vaterlandes mit dem glühendsten Enthusiasmus. So wurde auch William lebhaft dafür in Anspruch genommen und, da mit jedem Posttage das Interesse der Kämpfe wuchs, da Mirabeau's Wort mit jedem Tage mächtiger erschallte, da der Boden des entferntesten Europas zu zittern begann, wenn seine Stimme auf der Rednerbühne ertönte, konnten es die beiden Jünglinge nicht mehr ertragen, so entfernte Zuschauer dieser gewaltigen Ereignisse zu sein. Sie eilten nach Paris, Alfred, um thätigen Antheil an den Angelegenheiten seines Vaterlandes zu nehmen, William, um sich mitten in das brausende Treiben dieses großartigen Schauspiels zu werfen. — Wir haben hier nicht die Absicht, auf Dasjenige näher einzugehen, womit die Ereignisse dieser Tage, deren Wendungen sich Jeder anders vorstellte, so viele Hoffnungen und Erwartungen täuschten oder überflügelten. Genug, die Monden, die Jahre verschwanden und mit ihnen in William's Brust täglich mehr die Hoffnung, daß er hier ein Zeuge erhebender und veredelnder Begebenheiten werden könne. Die Sonne des Lichts war in einen Blutstrom untergetaucht und leuchtete bald als die Fackel der Furien. Die hohe Gestalt der Freiheit wurde von dem Ungeheuer der Willkür verschlungen, das sich mit tausend Krallen in den Busen der Menschheit einwühlte und die Rachen des tausendfachen Hauptes gegen alles Große und Würdige öffnete, um es mit seinem blutigen Giftschaum zu besudeln. Schon längst wäre William in seine heimatlichen Berge zurückgekehrt, wenn ihn nicht ein anderes Band mit süß-

schmerzlicher Fessel gehemmt hätte; es war die Liebe zu Alfred's Schwester, Estelle, einem reizenden jungen Wesen, welche erst seit einem Jahre aus dem Kloster, wo sie erzogen worden, in das elterliche Haus zurückgekehrt war. Auch sie theilte diese Neigung, obgleich sie sie mit jungfräulicher Scheu in der Tiefe ihres Herzens verborgen hielt, wie eine Lilie die köstliche Thauperle im innersten Kelch bewahrt. William hatte seine Leidenschaft nur seinem Freunde Alfred vertraut, der dieses Verhältniß von ganzer Seele begünstigte; allein so wenig die Zeit geeignet war, Vorurtheile geltend zu machen, die zehn Jahre früher ganz unüberwindlich erschienen sein würden, so hatte Alfred's Vater gerade in der Auflehnung gegen die Richtung der Zeit eine Stellung zu nehmen gesucht und er, der sonst milde, versöhnend, Vorurtheile gegen Wahrheiten aufopfernd gewesen war und diese Grundsätze seinen Kindern eingeflößt hatte, verhärtete sich jetzt im starren Widerstande, weil die Zeit jede billige Foderung weit überschritt. So hatte er denn auch mit Beziehung auf William mehrfach geäußert, er werde jetzt, wo man alles Ehrwürdige und Alte besudle, nie in eine andere Verbindung seiner Tochter willigen, als in die mit einem Manne vom reinsten, unbeflecktesten Adel. Indessen wuchsen die Ereignisse der Revolution mit jedem Tage gewaltiger empor; zwar sahen Millionen mit Schaudern, wohin sie führten, indessen schöpfte William doch für sein eigenes Glück Hoffnungen daraus. Endlich war das Haupt des Königs gefallen. Bis dahin hatte der Vicomte, wie viele Gefahren ihn auch, obwol er sich von jeder thätigen Theilnahme an den Welthändeln zurückhielt, bedrohten, durchaus Frankreich nicht verlassen wollen, obgleich William in ihn drang, eine Zuflucht in England aufzusuchen. Jetzt wollte er auswandern, denn es gab keinen

König mehr, dem er seine Treue widmen konnte. Allein es war zu spät, die Gefahren zu groß. Dennoch wollte er versuchen, in einer Verkleidung zu entkommen, da es ihm gelungen war, durch einen Freund einen großen Theil seines Vermögens nach Amerika zu schaffen. William wußte durch Alfred um die Flucht. Er war in der höchsten Angst, denn in dieser Nacht mußte es sich entscheiden, ob Estelle die Seinige werden könne. Er beschloß mit ihr und dann mit dem Vater zu sprechen. Alfred veranstaltete die Zusammenkunft. Estelle war schon in der Verkleidung als Savoyardin, in welcher sie flüchten sollte. „Ach, daß sie wäre was sie scheint, ein armes, hülfloses Kind der Berge," dachte William, als er das reizende Mädchen sah. „Sie kommen, um Abschied zu nehmen?" fragte sie mit beklemmter Stimme und eine Thräne glänzte in ihrem Auge. William ergriff ihre Hand, preßte sie an die Lippen und sprach mit einem entschiedenen Wort: „Nein, nicht ein Verhältniß zu trennen, komme ich, sondern eins für ewig zu knüpfen, wenn Estella sich entschließen kann, mir diese Hand zu lassen." Sie zitterte und schwieg, aber ließ ihm die Hand; er drückte sie, sie erwiderte den Druck schüchtern, aber innig. Er wollte sie an sein Herz ziehen, da neigte sie sich hinweg und sprach unter Thränen: „nur wenn mein Vater es gestattet!" In diesem Augenblick trat der Vicomte ein; ein Blick sagte ihm, was geschehen sei, er kam William's Worten zuvor: „Ich achte Sie, ja ich liebe Sie," sprach er; „allein höher achte ich das Heiligthum ererbter Ehre, würdiger Gesetze. Vielleicht hätte mein freier Wille sich ein Abweichen erlaubt. Jetzt, da man uns Alles abtrotzen will, kann ich den schimpflichen Verdacht, unwürdiger Gewalt zu weichen, nicht auf mich laden. Leben Sie wohl und, hegen Sie Freundschaft für uns, so bitten Sie

den Himmel, daß er unsere Flucht beschirme.“ Der Vicomte sprach diese Worte so ohne Leidenschaft, so als das bestimmte Resultat des reiflichsten Beschlusses, daß die Hoffnung, seinen Sinn zu wenden, vergeblich erschien. Estelle war an das Herz ihres Bruders gesunken und verbarg ihr bleiches, in Thränen überströmendes Antlitz an seiner Brust. Der erschütterte Vicomte verließ das Gemach; William blickte finster zur Erde, als starre er allen schönen Bildern der Hoffnung nach, welche plötzlich ein unermeßlicher Abgrund vor ihm verschlungen hatte. „Lebe wohl, Estelle,“ sprach er endlich und ergriff ihre herabhängende Hand; und jetzt wandte sich die Liebende zu ihm, sank an sein Herz und ihr erster Kuß war der des ewigen Abschieds. Die Thränen der Liebe und der Freundschaft mischten sich unnennbar schmerzlich und süß, doch der eherne, brausende Strom des Schicksals wälzte sich zwischen die liebenden Herzen hindurch und riß sie auseinander.

Viele Tage ging William wie im Traum umher. Selbst die Blut ausspeienden Vulkane und Erdbeben der Revolution rings um ihn her weckten ihn nicht aus seinem düstern Brüten. Erst die langsame, aber beharrliche Zeit that es. Er öffnete die Augen und sah mit Schaudern, wie das Unkraut der Drachenzähne, das man unter die edle Saat der Freiheit gestreut hatte, zu einem unabsehbaren Walde grauenhafter Giftgewächse emporgeschossen war, die Alles ringsum mit ihrem tödtlichen Hauch verpesteten. Er sah, wie die heiligen Gestalten des Rechts, der Treue, der

Unschuld in den Wellen eines Blut-Oceans vergeblich nach Hülfe und Rettung rangen. Da ergriff ihn ein tiefer Widerwille und er beschloß Paris zu verlassen. Es war hohe Zeit, denn bereits war auch er verdächtig geworden und hätte er nicht eine schnelle Warnung erhalten, so würde er, wie so viele andere Fremde, den Tod auf dem Schaffot gefunden haben. Indessen gelang es ihm, nach Havre zu entkommen und dort auf ein spanisches Fahrzeug zu gelangen, welches nach Veracruz segelte. Der Capitain, Perez mit Namen, der seinen tiefen Trübsinn sahe, suchte ihn auf alle Weise zu erheitern. „Ihr werdet viele Landsleute in Veracruz finden," sprach er zu ihm; „ein Landsmann, der mir vor sechs Wochen auf der Höhe von Teneriffa begegnete, hatte dreizehn Franzosen am Bord, die er dahin führte." — „Ich bin kein Franzose, ich bin ein Schotte," erwiderte William düster. — „Ja, da wird Euer Weg nach Hause freilich ein Umweg sein, denn in England kann ich nicht landen, weil meine Geschäfte eilig sind und der Wind mir günstig steht. Indessen seid gutes Muths, Amerika ist ein merkwürdiges Land und Ihr werdet es nicht bereuen, dort gewesen zu sein. Ich habe jetzt Geschäfte auf dem Deck, wenn Ihr Euch aber zerstreuen wollt, so geht in meine Kajüte und nehmt Euch ein Buch oder die neuesten Zeitungen, die wir aus Frankreich mitgenommen haben."

William ging hinab und nahm, da er in der letzten Zeit gar keine Zeitungen gelesen hatte, einige Blätter des Moniteur zur Hand. Plötzlich erblaßte er, denn er las in der in dem neuesten Moniteur enthaltenen Liste der zur Guillotine Verurtheilten die Namen des Vicomte, Alfred's und Estelle's. Es wurde ihm finster vor den Augen; er starrte noch einmal hin, in der zitternden Hoff-

nung, sich getäuscht zu haben; allein vergeblich, sein Auge hatte nicht geirrt, was er sah, war entsetzliche Wahrheit. So hatte er denn in einem fürchterlichen Schlage den Freund und die Geliebte verloren, welche er dereinst zu besitzen noch immer die stille Hoffnung genährt und durch diese schwache Flamme seinem dunklen Dasein Licht gegeben hatte. Es war erloschen und das Leben lag vor ihm wie eine nachtbedeckte Wüste.

Die drei Monden der einförmigsten Fahrt, die er jetzt zu überdauern hatte, würden vielleicht die Festigkeit seines Geistes erschüttert haben, wenn der wackere Perez sich ihm nicht mit so biederer Herzlichkeit genähert hätte, daß er in ihm einen wahrhaften, wenn gleich älteren, mehr väterlichen Freund erwarb. Auf alle Weise suchte er ihn zu zerstreuen und, da er bemerkt hatte, daß William Interesse für die Naturwunder des südlichen Amerikas zeigte, hörte er nicht auf, ihm von diesen und namentlich von den erhabenen Wildnissen am Orinoko, die er genau kannte, zu erzählen. So setzte sich nach und nach in William's Seele der Gedanke fest, seine Zeit und seine Geldmittel dazu zu verwenden, diese Gegenden genauer zu durchforschen. „Wer ist dazu geeigneter als Du," dachte er, „dem alles Das zu Gebot steht, was Andere sich mühsam zu erringen haben? Dein früherer Beruf hat die Kräfte Deines Körpers ausgebildet und zu jeder Art der Anstrengung geschickt gemacht. Du bist des Feuergewehrs als sicherer Schütze Herr. Unter der Leitung Deines alten, würdigen Lehrers hast Du Dir Kenntnisse in der Pflanzenkunde gesammelt, die Du durch spätere Studien und Beobachtungen auf Deinen Reisen erweitert hast, Du bist also in einem Theile der Wissenschaft nicht ganz unvorbereieet. Endlich die Gefahren, die ein anderer Reisender scheut, fürchtest Du

nicht, denn das Leben ist Dir nicht so theuer, um es nicht an jedes Unternehmen zu setzen, das einige Ausbeute gewähren kann." — Diese Gedanken befestigten sich mehr und mehr in seiner Seele, und er fand einen kräftig heilenden Trost darin, sein Leben zu einem Beruf, der auch Andern fruchten könnte, erhalten zu sehen.

Eines Morgens weckte Perez seinen Freund mit den Worten: „Wir sehen Land! Dauert der günstige Wind so fort, so sind wir um Mittag im Hafen von Veracruz!" William eilte auf's Verdeck. Er grüßte die blauen Gebirgshöhen von Veracruz mit freudiger Rührung. „Jetzt, Perez," rief er, jetzt soll ein Leben der That beginnen. Aus einem Seefahrer wirst Du ein Landwanderer der mich begleitet! Morgen schon verkaufst Du Dein Schiff und nimmst künftig Deinen Capitainsgehalt von mir." Perez hatte dies auf ein Jahr versprochen; doch erinnerte er William, nicht zu hastig zu sein, sondern sich erst an das Klima und an die Lebensweise der Südamerikaner zu gewöhnen, sich in die Nationaltracht zu kleiden und sowol das Spanische noch genauer zu erlernen, als auch sich wenigstens nothdürftig mit der Sprache der Eingebornen an den Theilen des Orinoko, die sie zuerst durchwandern wollten, bekannt zu machen. William ging Alles ein.

Man landete. Perez besorgte seine Geschäfte mit den Kaufleuten, für die er geladen hatte, und verkaufte dann sein Schiff. William trieb unterdessen das Spanische, welches er schon unterwegs halb erlernt hatte, und nahm sogleich zwei sogenannte Zambos, Männer aus einem der wilden am Orinoko wohnenden Stämme, zu Dienern, theils um die Sprache von ihnen zu erlernen, theils um sie als Begleiter und Dollmetscher mitzunehmen. Mitten in diesen

Studien wurde er jedoch durch ein Fieber, wie es in jenen Gegenden herrscht und Fremde zumal befällt, unterbrochen, das seinen Körper gewaltig erschütterte. Der getreue Perez verließ in dieser Zeit sein Lager nicht und wurde so sein Lebensretter. Drei Monate waren nun vergangen, William's Kräfte hatten sich wieder eingefunden, seine Vorbereitungen waren geschehen und so machte er sich denn auf den Weg. Mit Perez und seinen beiden Zambos begab er sich zuerst nach einem Landhause, welches auf einem der Plateaux der Cordilleren reizend gelegen war und das er für einige Wochen gemiethet hatte, um seine Gesundheit in der reinen Bergluft völlig wieder herzustellen. Er würde vielleicht noch länger in diesem schönen Aufenthalt zugebracht haben, allein das Haus war für die heiße Jahreszeit von einer französischen Familie gemiethet, der er weichen mußte. Da ihm jede Berührung mit geflüchteten Franzosen schmerzliche Erinnerungen erwecken mußte, beeilte er seine Abreise und verließ diesen Aufenthalt wieder, einige Tage, bevor die neuen Bewohner eintrafen. Nach dem Reiseplan, welchen Perez gemacht hatte, schifften sie sich nach Cumana ein, dort nahmen sie noch einige zuverlässige Leute und Führer an und traten dann mit einer Karawane von funfzehn Maulthieren den Weg über die Gebirge an, die sie noch von den Llanos von Cumana trennten. Als sie den einsamen Pfad über den Rücken dieser Felsenkette zurückgelegt hatten und den Rand derselben an der andern Seite erreichten, lagen die unermeßlichen Sawanen vor ihnen, die durch ihre völlige Gleichförmigkeit und unbegrenzte Ausdehnung den Anblick einer traurig monotonen Erhabenheit gewähren. Man befand sich mitten in der heißen Jahreszeit. Alle Vegetation war erstorben; kleine Aschenhäufchen zeigten die Stelle an, wo vorher üp-

pige Pflanzen der heißen Zone geblüht hatten. Der Wind regte sich nicht; nur von Zeit zu Zeit zog ein heißer leichter Luftstrom über den Boden dahin und regte den Staub der zerfallenen Pflanzen auf, so daß er sich in einer graulichen Wolke erhob und die Reisenden überschüttete; nur einzelne Palmen ragten hie und da hervor und bezeichneten das ehemalige Bett eines jetzt versiegten Baches. Die Hitze drückte auf die Augen; der Pflanzenstaub, mit scharfen und beißenden Theilen erfüllt, fiel ätzend auf die Haut und verursachte einen empfindlichen Schmerz. Mit einem inneren Schauer, aber doch von erhabenen Gefühlen bewegt, betrachtete William diese todte Oede der Natur, welche ein grauendes Bild von den ausgestorbenen Freuden seines Lebens darbot. Perez näherte sich ihm und sprach: „Nur Muth, Freund! Wir werden nicht ewig in dieser Wüste von glühender Asche wandern; um so reizender wird Dir die Kühle des Abends in dem Grün der von den Flüssen erquickten Landschaften erscheinen.“ Indessen erschöpfte der Weg, den man zurücklegte, die ausdauerndsten Kräfte; ohne die mit Erfrischungen beladenen Maulthiere wäre es unmöglich gewesen, ihn zu vollbringen, zumal da die Seele oft durch vergebliche Hoffnungen niedergeschlagen wurde. Denn der Boden ist dort überall mit einer harten Rinde überdeckt, die nicht selten so fest und glänzend wird, daß sie angelaufenem Stahl gleicht und in dem glühenden Sonnenstrahl wirkliche Zurückspiegelung erzeugt. Auf diese Art bilden sich vor dem getäuschten Auge, dem eine sehnsüchtige Einbildungskraft zu Hülfe kommt, aus den Wolkengestalten des gekräuselten Staubes in den Blendlichtern des senkrecht auffallenden Sonnenstrahles und in der halbspiegelnden Fläche des Bodens Erscheinungen, die der Fata Morgana gleichen. Man glaubt flüssige Springsäulen kühler

Wasser vor sich aufsteigen zu sehen; hohe Bäume wölben ihre schattigen Kronen, ganze Haine wachsen aus der Ebene auf. Der Wanderer eilt angestrengteren Schrittes diesen ersehnten Punkten der Rast und der Erquickung zu, doch wehe, es erhebt sich ein glühender Windzug und alle jene Herrlichkeiten sind plötzlich verschwunden! — Die Strahlen der Sonne prallen mit verdoppelter Kraft von dem glänzenden Boden zurück; die Lüfte werden so durchglüht, daß sie dem Strom, der aus der Mündung eines Hochofens dringt, gleichen; jetzt ist auch nicht ein dürftiger Palmenstamm mehr zu ersehen, auf der unterschiedslosen Ebene.

Da endlich erblickt man am Horizont einen dunkeln Streifen, der seine Gestalt nicht verändert. Die matten Blicke der Eingebornen glänzen voll Hoffnung und Freude, denn sie erkennen, daß es ein Gebüsch ist, wo sie ein kühles Nachtlager zu finden hoffen dürfen. Die erschöpfenden Kräfte beleben sich wieder an dieser Aussicht; selbst die Maulthiere erkennen durch ihren Instinkt die nahende Erlösung, denn sie strecken die Köpfe weit vor und saugen mit geöffneten Nüstern die Lüfte ein, welche von dort her herüberwehen und mit feuchten Dünsten erfüllt sind, die den verdorrenden Gaumen wohlthuend berühren. Nach einer halben Stunde erhoben die Zambos einen Freudenruf. William fragte, was es gebe; sie zeigten ihm ein einzelnes grünes Hälmchen, welches so kümmerlich war, daß ohne die schärfste Beobachtung kein Auge es entdeckt haben würde; dennoch war es ein sicheres Zeichen, daß der Boden wieder nährende Kräfte habe. Bald sproßten auch der Halme mehr; nach wenigen tausend Schritten schimmerte es schon leicht grünlich an manchen Stellen des Bodens; ein kleiner Strauch wurde sichtbar; jetzt sah man einen wiesenähnlichen Streifen; nun sproßten auch schon andere

würzige Kräuter; endlich nach zwei Stunden erreichte man ein dunkles, halbkreisförmiges Gebüsch, dasselbe, welches man schon lange am fernen Horizont entdeckt hatte.

William war zwar nicht völlig erschöpft, aber so durchglüht, daß ihm die Haut von dem Sonnenbrande gesprungen war; während daher Perez mit den Zambos und andern Begleitern die Maulthiere befestigten und die nöthigen Vorkehrungen zur Nachtlagerstatt trafen, ging er von der innern Glut getrieben instinktartig dem dichtern Schatten des Gebüsches nach. Plötzlich entdeckte er, und wurde dabei wie von einem elektrischen Freudenschlage durchzuckt, hinter dunklem Gebüsch einen kleinen Teich, dessen Grund aus hellem Kies bestand. Die reizendsten Marmorbäder des Orients hätten ihn nicht so locken können, wie der Anblick dieses kühlen Weihers; mit wilder Hast drängte er sich durch die Gebüsche, warf die Kleider ab und tauchte sich in die Wellen. Einige Augenblicke genoß er einer unbeschreiblichen Erquickung. Plötzlich aber fühlte er einen Schlag, der ihm von den Fersen die Knie herauf über den Rücken durch alle Gelenke und Muskeln zuckte. Unwillkürlich that er einen lauten Schrei und taumelte zurück. Ein zweiter stärkerer Schlag traf sein Knie, als ob eine matte Kugel dagegen schlüge. Er ruft laut um Hülfe, von dem Schauder unbekannter Schreckniſſe erfüllt will er flüchten, doch die zuckenden Schläge wiederholen sich und betäuben und lähmen ihn. Da fühlt er sich wie von feuchten Schlingen umstrickt und wirklich sieht er mit erstarrendem Grausen eine schwarzblaue Schlange sich um seine Glieder winden.

Ein Entsetzen ergreift ihn bei diesem Anblick, sein Auge verdunkelt sich, er glaubt sich von einer Riesenschlange umringelt, von der er nur den Kopf und die oberen Theile

des Leibes sieht, während sich der Ueberrest noch in der Tiefe des Gewässers verbirgt. Bei den zuckenden Schlägen, die er empfindet, wähnt er, es sei die Gewalt der Umschlingungen, welche seine Gebeine zermalme. Mehr dunkler Naturtrieb und Angst der Verzweiflung, als eigne Willenskraft treiben ihn an, mit äußerster letzter Anstrengung dem Ufer zuzueilen und nach Hülfe zu rufen. Sein stöhnender Angstruf dringt durch das Gebüsch, in welchem Perez und die Diener beim Gepäck beschäftigt sind. Vertraut mit den mancherlei Gefahren, welche dem Neuling in diesen Landschaften begegnen können, greifen alle sogleich nach den nächsten Waffen und springen, ohne sich zu besinnen, durch das Dickicht der Stimme William's nach. Sie erblicken ihn mit Nacken und Armen aus dem Wasser hervorragend, aber eben im Begriff, bewußtlos niederzusinken. Schnell wirft einer der Zambos seinen Lasso, eine Art von Fangschlinge, deren sich diese Völker zur Jagd und, um sich einander auf den steilen Gebirgshöhen von Fels zu Fels zu helfen, bedienen, nach William aus, und so glücklich, daß man ihn sogleich ans Ufer ziehen kann. Bei dieser Bewegung und dem Anblick so vieler Menschen läßt das Thier, gescheucht, seine Beute los, ringelt sich ab und schießt in einem Bogensprung in den See zurück.

Als William erwachte (denn das Grausen hatte ihm auf einige Augenblicke die Besinnung geraubt), fand er sich auf dem schattigen Rasen liegen, umgeben von Perez und seinen getreuen Zambos. Obwol seine Besinnung zurückgekehrt war, so empfand er doch einen heftigen Schmerz und eine solche Lähmung in seinen Gliedern, zumal in den Füßen, daß ihm kein Zweifel bleiben konnte, ob dieser Zustand des Schreckens, in dem er sich befunden hatte, auf einen wirk-

lichen Vorfall gegründet sei oder nicht. „Du warst in einer großen Gefahr," sprach Perez mit dem Tone der Theilnahme und des sanften Vorwurfs; „aber weshalb entfernteſt Du Dich auch von Deinen Freunden? Ein Zitteraal und zwar einer der größten und stärksten, die ich jemals gesehen, hatte Dich umstrickt; wären wir nicht zum Glück noch so zeitig gekommen, daß wir ihn hinderten, die Ringe um Deine Brust zu schlagen, so hätteſt Du Deine Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen müſſen."

Indeſſen waren Schreck und Folgen bedeutend genug gewesen, denn außer dem Entsetzen, welches William empfunden, waren auch seine Glieder so gelähmt und sein Körper so erschöpft, daß er weder gehen noch stehen, ja selbst sich nicht auf einem Maulthier erhalten konnte. Man mußte daher in diesem kühlen Gebüsch zwei volle Tage rasten; da erst fand William seine Kräfte wieder und fühlte sich im Stande, den Weg fortzusetzen. Es war jetzt nicht mehr jene schreckenvolle Wanderung durch eine Aschenwüste, sondern die Landschaft wurde grün und zeigte sich bald hügelig, bald von Gebüschen und klaren Bächen durchschnitten. Hie und da gewahrte man einzelne Gehöfte, welche den Besitzern der großen Lamaheerden zugehörten; sie waren meist an hohe Palmenstämme gelehnt und neben Quellen erbaut, welche aus dem Dunkel reichtragender Brombeersträucher hervorsprudelten, sich aber dann wieder bald im Sande verloren. Die Karawane näherte sich jetzt den grünen Höhen, welche den Rio Pao begleiten und sich an seinen Ufern hin bis zum Orinoko erstrecken. Von hier an war die Landschaft stets mit einem sammetnen Teppich des schönsten Wiesengrüns, mit schattigen Gebüschen und hohen Bäumen bedeckt. In William's Brust kehrte das Gefühl einer Glückseligkeit ein, wie nur der reine Genuß

der Natur sie zu gewähren vermag; daß seine Gedanken dabei den Charakter einer sanften Schwermuth annahmen, darf Niemand verwundern, aber es war jene Wehmuth, die gern bei dem Gegenstand ihres Schmerzes weilt und sich in der Beschäftigung mit demselben täglich mehr der innern Genesung entgegenführt.

Jetzt hatte man den Orinoko selbst erreicht. Die Maulthiere waren nicht mehr zu gebrauchen, weil man die Fahrt nun zu Wasser machen mußte. In einem Nachen ließ man sich nach Muitaca übersetzen und dort miethete Perez ein größeres Fahrzeug, um den Strom eine Strecke weiter aufwärts zu fahren, wo seine Ufer weniger bewohnt sind und daher die Wildheit der Natur dem Reisenden eine reichere Ausbeute gibt. Noch war dies möglich, obwol die äußerste Zeit, wo es geschehen konnte, denn die heiße Periode des Jahres nahete ihrem Ende und man erwartete daher die Regenzeit, wo der Strom so anschwillt, daß es unmöglich ist, gegen seinen Andrang zu kämpfen. Diese Fahrt dauerte mehrere Wochen und William lernte dabei Sitten und Sprache der Eingebornen genauer kennen, indem man, um die großen Unkosten des Unternehmens zum Theil zu decken, einen Vorrath von Fabrikwaaren eingekauft hatte, die man an den verschiedenen bewohnten Punkten des Ufers gegen andere Bedürfnisse, deren man selbst benöthigt war, und zum Theil auch gegen baares Geld austauschte. Die Naturschauspiele auf dieser Fahrt waren äußerst mannichfaltig. Obwol jetzt am Schluß der heißen Jahreszeit die Wasser am seichtesten waren, so bildete der Strom doch oft einen unermeßlichen See, der nur durch blinkende Felsenplatten, von denen der glühende Strahl der Sonne zurückprallte, hie und da unterbrochen wurde. Dichte Waldungen zogen sich am Ufer hin, oft

mit so verwachsenem Gestrüpp, daß es nur mit der Art in der Hand möglich gewesen wäre sich eine Bahn zu brechen. Von Zeit zu Zeit erblickte man jedoch durchgebrochene Stellen und eine Art von Fußsteigen; dies waren die Punkte, welche den größeren Raubthieren dieser Wälder zu Ausgängen gegen den Strom dienten, um ihren Durst zu löschen oder ihn zu durchschwimmen, um der Beute am jenseitigen Ufer nachzugehen. An beiden Ufern lagerten ungeheure Krokodille, oft in unübersehlicher Anzahl, unbeweglich im Ufersande ausgestreckt. William fragte, ob sie den Eingebornen sehr gefährlich seien. „Allerdings," erwiderte Perez, „und sobald sie einmal Menschenfleisch gekostet haben, wird ihnen dies der liebste Fraß, dem sie mit fürchterlicher Begierde nachgehen. Am meisten haben daher die Dörfer davon zu leiden, welche in der Regenzeit den Ueberschwemmungen des Stroms ausgesetzt sind. In diese brechen die Ungeheuer alsdann in ganzen Scharen ein, reißen oft die leichtgebauten Häuser nieder, indem sie die Pfosten mit ihrem gewaltigen Gebiß durchnagen, und suchen dann unter den Trümmern die Bewohner auf und verschlingen sie in wenigen ungeschlachten Bissen. Die Gewalt der Kiefern der Krokodille ist so stark, daß sie einem Büffel oder einem Maulthiere mit eins den Schenkel abzureißen vermögen, wobei sie den starken Röhrknochen gleich einem dünnen Stäbchen zermalmen. Indessen sind Menschen doch nur ihre seltnere Beute und so ernähren sie sich denn auch von den Fischen und den Thieren des Waldes. Von diesen fürchten sie keines, selbst nicht die reißende Tigerart, den Jaguar, der oft fürchterliche, aber vergebliche Kämpfe mit ihnen zu bestehen hat."

Eines Tages erblickte man am späteren Nachmittag mitten im Strom einen hervorragenden Granitfelsen, auf welchem ein ungeheurer Baum von der Gattung, welche die Eingebornen Manguar nennen, stand, dessen breite zahllose Zweige in horizontaler Richtung vom Stamm abwärts getrieben den ganzen Felsen beschatteten und sie an einigen Stellen noch über denselben hinaus gegen den Wasserspiegel zu senkten. William hatte Lust, diesen Fels zu besteigen. Er hatte, von den Insekten gequält, die letzte Nacht fast gar nicht geschlafen. In den Zweigen dieses Baumes ließ sich die lederne Hangematte, der sogenannte Hamac, vortrefflich befestigen, und so hoch, daß die Musquitos und andere Insekten, die sich immer nur bis zu einer gewissen Höhe über den Boden erheben, sie nicht erreichen konnten. Dort wollte er in der kühlen grünen Laube beim sanften Murmeln des Stromes eine köstliche Nacht zubringen. Perez billigte seinen Plan, setzte ihn mit dem Fahrzeuge auf den Felsen aus, ließ ihm den Hamac durch zwei Zambos, die schnell in den Gipfel des Baumes kletterten, befestigen und schiffte dann zurück an das fünfhundert Schritt entfernte Ufer, um dort Anker zu werfen und dann auf die Jagd nach wildem Geflügel zu gehen, dessen man bedurfte, da die Vorräthe, die man besaß, auszugehen anfingen.

William stand betrachtend und mehr und mehr erstaunend unter dem grünen Laubgewölbe, das sich so wunderbar über ihm ausbreitete. Er gewahrte, daß der Stamm bis zu den untersten Zweigen, die er trieb, gegen dreißig Fuß hoch glatt emporstieg, er würde daher sein Lager in den grünen Wipfeln gar nicht haben erreichen können, wenn die aufmerksamen Zambos nicht ein Seil um den untersten Ast gebunden hätten, mit dessen Hülfe er sich

leicht hinaufarbeiten konnte. Er that es und besichtigte, von Ast zu Ast weiter steigend, sein neues Schlafgemach. Es war so schattig und kühl, daß es ein indischer Fürst nicht besser hätte wünschen können; wenige Zweigstufen höher hinauf hatte William die schönste Aussicht, denn hier war eine breite Oeffnung im Laube und er konnte auf einem weit hervorragenden Zweige Platz nehmen, der ihm den freien Ueberblick des Stroms und seiner Ufer verschaffte. Nach dem südlichen Ufer hin streifte das Auge über ein wogendes Meer von Wäldern und Gebüschen, die sich unabsehbar weit erstreckten und nur durch eine Hügelreihe, die sich am Horizont erhob, begrenzt wurden; auf der andern Seite sah man die prächtige Mündung des Rio Capanaparo, eines Nebenflusses des Orinoko, der sich hier mit diesem vereinigte. An dieser Stelle erhob sich eine quaderartig gethürmte Granitmasse, auf deren Gipfel, gleich einem prächtigen Helmbusch, ein Dom der stolzesten Palmen und Manguars die schwankenden Wölbungen wiegte. Dem Strich des Meeres folgend sah das Auge über die endlose Wasserfläche und die zahllosen Granitklippen hin, die der, auf welcher William seinen Ruhesitz genommen hatte, oft ganz ähnlich waren, indem die üppige Natur überall, wo sie Raum fand, einen so reichen Baumwuchs emportrieb. Unter ihm murmelte der Strom und brach seine Wellen gegen den granitnen Felsendamm, so daß sie breit schäumend weiterzogen. Dieses großartige Gemälde war fortwährend belebt. Nah über der Erde wirbelten dichte Schwärme von tropischen Insekten, deren Gesumse sich mit dem eintönigen Rauschen der Wellen vermischte; hoch in den Lüften wiegten sich Scharen großer Vögel, Papageien, Reiher, wilde Schwäne, die theils in breiten, dunkeln Geschwadern quer über den Strom zogen, theils

in weiten Ringen einzeln kreisten, um ihre Beute im Wasser zu erspähen oder ihre Nester zu suchen. Die Sonne senkte sich jetzt allmälig tiefer gegen den Horizont und die Atmosphäre verhüllte sich mit grauen, nebelartigen Dünsten, die die Vorboten der Regenzeit sind. Im schrägen Strahl der Sonne nahmen diese aber einen purpurnen oder violetten Schimmer an und verbreiteten einen zauberischen Duft über die Landschaft. Das großartige Schauspiel ließ William sogar seine Müdigkeit vergessen und entfernte den Schlaf von seinem entkräfteten Körper. In eine süß schwermüthige Wollust versenkt, saß er auf den leicht wiegenden Zweigen und seine Seele vertiefte sich in den Bildern der Vergangenheit. Die Sonne sank hinter die Wälder; die Atmosphäre wurde dunstiger, es schwebte wie leichte graue Schleier durch die Lüfte. Von Zeit zu Zeit hörte er in der Ferne ein dumpfes Murmeln, das aus der Tiefe der ringsum verbreiteten Urwälder zu dringen schien. Er horchte auf. Bald wurde das schauerliche Gemurmel lauter und lief, wie das Echo des Donners im Gebirg, rings am Horizont um. Plötzlich zuckt ein Blitz durch die Lüfte und einen Augenblick lang ist die ganze Landschaft wie mit schwefligem Licht überstrahlt. Ein Gewitter! Ein Gewitter, die majestätischste Erscheinung der Natur schon in unsern Gegenden, vollends aber zwischen den Wendekreisen, wo alle Naturkräfte ins Gigantische wachsen und ihr Ringen dem Kampf der alten Titanen, dem gährenden Brausen und Arbeiten des Chaos gleicht! Wenige Sekunden nach dem Blitz tönte es vom südlichen Horizont her wie ein dumpfer Kanonenschuß, ein, zwei, drei Mal! Dann erwachten alle Echostimmen der Wälder und Hügel und rings über die weite Fläche hin lief ein schauerliches Rollen, das von Sekunde zu Sekunde wuchs. Der Strom

wogte finster zu William's Füßen hin, die Nebeldünste brauten sich zu dichten Wolken zusammen; von Süden her zog es schwefelgrau, wetterschwer heran, wie ein langsam heraufwachsendes, sich über die Erde hinwälzendes Gebirg. William war im höchsten Grade aufgeregt; er konnte sich nicht bergen, daß, so großartig das sich vor ihm bereitende Schauspiel auch war und ihn mit Staunen erfüllte, doch auch zugleich ein unheimlicher Schauer sich in seine Brust schlich und er sich wie verloren in dieser Einsamkeit mitten in dem Kampf der Elemente, der sich zu entwickeln begann, fühlte. Das Rollen des Donners verstummte von Zeit zu Zeit und begann dann nach einigen Minuten wieder und jedesmal stärker. In den Zwischenräumen herrschte jene beklemmende Stille, die allen Gewittern vorangeht, und hier nur durch einzelne Laute, wie das gellende Aufschreien einer Affenschar oder das weitschallende Gebrüll eines Jaguars, aus den Urwäldern herüber unterbrochen wurde. Die Vögel zogen mit gesenktem Flug still über die Wasserfläche hin; Fische schnellten sich empor; hier und da erhoben einzelne Krokodille den scheußlichen Kopf aus der Flut und sperrten den Rachen gähnend auf, um Luft zu schöpfen. So wie aber der Donner sich von neuem hören ließ, tauchten sie erschreckt rasch wieder unter.

Die Abenddämmerung vereinigte sich mit dem Dunkel des Gewitters und bald hüllte sich Alles ringsumher in Nacht. William verzehrte die Abendkost, die er sich mit auf sein Lager genommen hatte, aber ließ zur Vorsicht noch einen Theil übrig, der ihm zum Frühstück dienen sollte, falls die Gefährten ihn morgen nicht zeitig genug abholen sollten. Einige große Regentropfen fielen, doch schien das Gewitter in dieser Beziehung nicht recht zum Ausbruch zu kommen, sondern begnügte sich mit dem unaufhörlichen

Getöse des Donners und einzelnen gewaltigen Blitzen, die auf Augenblicke Alles erhellten. Doch hatten sich schwere, erstickende Dünste so dicht über der Wasserfläche gelagert, daß man selbst dann nicht mehr die Ufer wahrnahm, sondern nur in ein ziehendes, nebliges Gewoge hineinblickte, das, vom Blitz erleuchtet, einem über Feuer hinwegziehenden, glänzenden Rauch glich.

Allmälig fühlte William jetzt seine Ermüdung und stieg daher von seinem freien Sitze in die dunkle Laubwölbung zurück, wo sein Hamac hing. In diesen streckte er sich nieder, bedeckte sich mit seinem Mantel und sah nun der Erquickung des Schlafes entgegen. Der Strom rauschte unter ihm hin, der Donner murmelte bald ferner, bald näher; die Blätter in den Zweigen flüsterten, vom leichten Luftzuge bewegt. Durch diese eintönige Musik eingewiegt, sank er bald in Schlaf und vergaß so der Besorgnisse, die seine Lage ihm allerdings machen konnte, falls das Gewitter anhielt.

Wie lange er geschlafen haben mochte, wußte er nicht. Plötzlich aber schreckte er von einem furchtbaren Getöse geweckt empor und wollte, da er nicht sogleich das Bewußtsein seiner Lage hatte, rasch aufspringen. Er stieß mit dem Kopf gegen den starken Ast, an welchen das obere Ende des Hamacs geknüpft war, und taumelte mit einem schmerzlichen Zucken und, indem er die Hand gegen die getroffene Stelle der Stirn legte, zurück. Durch diesen schmerzenden Schlag war er indessen völlig aus seinem tiefen Schlafe geweckt und entsann sich nun, wo er sei. Das Getöse, das ihn aus dem Schlaf geschreckt hatte, war ein gewaltiger Donnerschlag gewesen, der dicht über seinem Haupt krachte. Gleich darauf hörte er es zischen und sausen um sich her, als ob sich ein Wasserfall von

oben herab durch den Baum stürze, und ehe eine Minute verging, drangen die Ströme des Gewitterregens mit vollster Heftigkeit durch das dichte Laubdach über ihm und rieselten auf ihn herab. Fast so rasch, als hätte er sich in einen Bach gestürzt, war William bis auf die Haut durchnäßt und sein lederner Hamac weichte so auf und dehnte sich so, daß er sich fast ganz über ihm zusammenzog und William wie in einem nassen Schlauch eingenäht war. Das Peinliche dieser Lage konnte er nicht länger ertragen; er arbeitete sich daher aus seinem Gefängnisse empor, ergriff den Zweig über ihm und schwang sich hinauf. Es war so finster um ihn her, daß er nicht die nächsten Gegenstände unterscheiden konnte, sondern sich nur durch Fühlen zurechtfand. Indessen boten ihm die breiten Aeste einen leidlichen Sitz; er schlang den Arm um einen Ast, und, um nicht herab zu stürzen, band er sich mit seinem Schnupftuch daran fest. — Es war eine wüste, schauerliche Lage, in der er sich befand. Auf Tagereisen weit keine Wohnstätte; die einzigen menschlichen, ihm befreundeten Wesen durch einen breiten Strom von ihm getrennt, der bei einem solchen Unwetter mit ihrem gebrechlichen Fahrzeuge gar nicht zu beschiffen war. Sonst nur die öde Wildniß um ihn her, zwar bevölkert mit Tausenden von Geschöpfen, unter denen sich aber so viele beutegierige, blutdürstige befanden, daß das Bewußtsein ihrer Nähe das Grausen der völligsten Einsamkeit nur erhöhen mußte. Und nur zu oft wurde William an diese unheimlichen Nachbarn erinnert durch den schauerlichen Laut eines aufbrüllenden Jaguars oder das rauschende Auftauchen eines Krokodills, das sich mitten in dem Gebrause des Regens und des Stromes vernehmen ließ. Seine Besorgnisse wuchsen mit jeder Minute, weil ihm mit jedem Augenblick des fortdauernden Unge-

witters die Unmöglichkeit klarer wurde, daß seine Freunde ihn aus seinem Felsengefängniß zu erlösen vermöchten. Allmälich fing auch die Näſſe an ihm beſchwerlich zu fallen, denn der Regen hatte ſich endlich auch durch die dichteſten Stellen des Laubgewölbes Bahn gemacht und ſchoß nun in gewaltigen Strömen herab. Bald war es kaum noch ein Unterſchied, ob William in ſeinem aufgeweichten, halb mit Waſſer gefüllten Hamac, oder in dem naſſen Bette des Stromes ſelbſt lag. Er zitterte vor Kälte wie im Fieberfroſt; ſeine Stimmung war nicht geeignet, dieſe körperliche Empfindung zu beſiegen. So hatte die Nacht eine endloſe Dauer für ihn und er ſehnte mit ſteigender Angſt den Morgen heran. Endlich begann es ein wenig zu dämmern, ſo daß er zwiſchen den Lauböffnungen des Baumes das Durchſchimmern der Luft, wenn auch nur noch unbeſtimmt und unſicher, zu erkennen vermochte. In dieſem ſchauerlichen Halbdunkel, wo ihm alle Formen verſchwimmend und rieſig erſchienen, ſah er zwei leuchtende Punkte, die ſich hin und her bewegten. Bald erkannte er, daß es die blitzenden Augen irgend eines Thieres waren, welches auf einem der benachbarten Zweige ſaß. Er ſchreckte zuſammen über dieſen grabesſtillen unheimlichen Nachbar, denn er wußte nicht, war es ein Vogel, vielleicht ein Geier, oder irgend ein anderes Raubthier, das mit der Gewandtheit des Katzengeſchlechts an dem glatten Stamm hinaufgeklimmt war. Da rauſchte es plötzlich unter ihm und zugleich hörte er das Aufbrüllen eines Tigers oder Jaguars, der durch den Strom geſchwommen war, ſich unten auf der Felsplatte ſchnaubend das naſſe Fell abſchüttelte und, bald brüllend, bald heulend, den Baum umkreiſte, auf welchem ſeine raubgierige Witterung ihn eine Beute entdecken ließ. William erſtarrte faſt in plötzlicher Lähmung

des Schreckens, als er diese neue Gefahr erkannte; auch das unsichtbare Thier in seiner Nachbarschaft mußte den Feind zu fürchten haben. Denn an dem plötzlichen Verschwinden der beiden hellen Augensterne, die wie erlöschende Funken in der Dunkelheit verflogen, konnte man wahrnehmen, daß es eiligst in einen sicheren Versteck entschlüpft war. Indessen that der Tiger unten einige gewaltsame Sprünge, durch die er endlich einen der überhängenden Zweige erreicht haben mußte, denn sie beugten sich knickend und rauschend unter seiner Last und man hörte, wie er sich in das Laub hinaufschwang und sich hierauf von Ast zu Ast weiter kämpfte. Sehen konnte William das Unthier, welches ihm Verderben drohte, nicht, doch hatte er es zu deutlich an dem Gebrüll als einen Jaguar erkannt, um auch nur einen Augenblick daran zweifeln zu können. So sah er denn seinen gräßlichen Tod in tiefer Einsamkeit der Wüste, fern von seinen Freunden, die vielleicht nie wieder eine Spur von ihm auffanden, unerreichbar weit von den gesitteten, gewohnten Zonen der Erde vor Augen. Dieser Gedanke hatte etwas tödlich Lähmendes für die Kraft seines Geistes; das Leben hatte zwar wenig Reize für ihn, allein er fühlte doch, daß es zu Thaten bestimmt sei und daß der letzte Werth desselben in unwürdiger Spurlosigkeit verschwinde, wenn er es so unter der zermalmenden Hand des rohesten Zufalls aushauchen sollte. Doch es schien unwiderruflich beschlossen; denn immer näher kämpfte sich das Ungethüm durch rauschendes Laub und knickende und brechende Zweige heran; da plötzlich krachte ein stärkerer Ast, die Blätter rauschten laut auf, man hörte einen Körper dumpf fallen und plötzlich war Alles todtenstill. William lauschte vorgebeugt in banger Beklemmung; die Stille, welche nur durch den rauschenden Regen unterbrochen wurde, erhöhte

das Grauen noch, weil er nun nicht mehr wußte, ob die Gefahr vorüber sei oder das Verderben nur dicht an seiner Seite schlummere, um unvermuthet neu auf ihn einzubrechen. In dieser, jede Secunde, jeden Pulsschlag zählenden Spannung brachte er jetzt den Ueberrest der Nacht hin.

Endlich wich sie und mit ihr ließ auch die Heftigkeit des Regens nach. Etwa eine Stunde war vergangen, da wurde es so hell, daß William sich wieder in seinem Aufenthalte zu orientiren vermochte. Er fühlte, wie sehr Nässe und Angst der Nacht seine Kräfte erschöpft hatten. Nur mit großer Mühe vermochte er es, sich auf den freien Sitz im Gipfel des Baumes hinaufzuarbeiten, von welchem er eine Uebersicht der Gegend hatte. Doch welch ein entmuthigendes Schauspiel bot sich seinen Augen dar! So weit er spähte, waren keine Ufer zu erkennen; er erblickte nichts als ein wolkiges, wogiges Nebelmeer und selbst den Strom, den er zu seinen Füßen rauschen hörte, konnte er nicht sehen. Wie sollten jetzt seine Freunde ihn auf dem einzelnen Punkte aufzufinden vermögen, selbst wenn sie es möglich machten, der Gewalt des Stromes und des Ungewitters zu trotzen! Jede Hoffnung entsank ihm; er sah, daß er das Maß der Schrecken noch nicht erschöpft hatte, daß es sich auf eine Weise steigern konnte, die er sich nicht näher auszumalen wagte. Diese Muthlosigkeit mußte sich durch seinen erschöpften Körperzustand steigern; er fühlte heftigen Hunger und eilte daher den Vorrath der Speisen aufzusuchen, die er von seiner gestrigen Abendkost, durch ein dunkles Vorgefühl geleitet, für heute aufbewahrt hatte. Allein das Maisbrod, welches er bei sich führte, war durch den heftigen Regen so aufgeweicht, daß man es fast aufgelöst nennen mußte, und das Fleisch, ein Stück

wilden Geflügels, fast faulig geworden. Nur die Flasche mit Arrak hatte sich unverdorben erhalten und wurde jetzt zu einem unschätzbaren Mittel der Stärkung für William; er warf jedoch auch die Speisen nicht leichtsinnig weg, sondern genoß einige Bissen davon und hob das Uebrige sorgfältig auf.

Seine erste Sorge war jetzt, sich einen bequemeren Sitz aufzusuchen, denn in den Hamac konnte er unmöglich zurück. Zum Glück fand er noch einen trocken gebliebenen Raum, nahe an den ersten Zweigen, welche der Stamm trieb, indem sich hier zwei Aeste von der Stärke eines Mannes so abzweigten, daß ihr unteres Ende ein dichtes Dach bildete. Durch die genossene Speise und die mehr und mehr zurückkehrende Helle des Tages einigermaßen ermuthigt, dachte William darauf, sich auch ein Vertheidigungsmittel, womit er einen Feind, wenn nicht besiegen, doch wenigstens verscheuchen konnte, zu verschaffen. Er hatte ein ziemlich großes Taschenmesser bei sich, mit welchem er einen jungen Zweig abschnitt, den er an dem einen Ende scharf zuspitzte, am andern einen etwa eine halbe Faust starken Kopf stehen ließ, so daß er die Waffe als Speer und als Keule zugleich gebrauchen konnte. Ueber dieser Beschäftigung war einige Zeit vergangen und schon das war ein großer Gewinn für ihn, denn in dem tödtenden Einerlei der Erwartung schlichen ihm die Stunden unerträglich langsam dahin. Dazu kam, daß draußen der Regen noch immer fortdauerte und die wehenden Schleier der Nebel den Baum so dicht umzogen, daß er nicht im Stande war, den äußersten Rand der Zweige zu erkennen. Der nasse Frost schüttelte ihn unangenehm, es war ihm, als kehrten seine alten Fieberanfälle jetzt zurück; und wahrlich wäre es unter diesen Umständen nicht zu verwundern gewesen. Um

sich zu erwärmen, kletterte er den Baum wieder etwas aufwärts; auch hatte er die schwache Hoffnung, daß er von dem Gipfel aus, wenn die Nebeldünste vielleicht durch einen Windstoß getheilt würden, das Ufer erblicken und seinen Freunden ein Zeichen geben könnte.

Mit seinen schon erschöpften Kräften machte es ihm indessen große Mühe den Gipfel wieder zu erreichen und vergeblich saß er eine Stunde droben; es war dort nicht mehr zu sehen als hier. Endlich wollte er sich wieder abwärts wenden, als ihm ein neuer Schrecken bereitet wurde. Er war nämlich, auf einem breiten Zweige reitend, weit hinausgerückt und drehte sich jetzt um, um den Weg zurück zu machen. Da sah er auf dem Ast vor sich unter dem dichten verschlungenen Grün zwei funkelnde Sterne, die wie ein paar Topase unter den Blättern blitzten. Sogleich erkannte er, daß dies die Augen desselben Thieres sein müßten, welches ihn in der Nacht erschreckt hatte, doch sah er jetzt nichts als die beiden funkelnden Augensterne. Der Schreck, welcher ihn überfiel, mußte sich dadurch verdoppeln, daß er gar keine Waffe zur Hand hatte, denn seinen zugespitzten Stab hatte er, weil er ihn am Klettern hinderte, für den Augenblick in den Hamac gelegt. Ohne sich zu regen, nur daß er zitterte, blieb er auf dem Ast sitzen; da raschelte es im Laub, die beiden goldgrünen Augen rückten näher und der halbe Leib eines Iguana, einer Eidechsenart von ungeheurer Größe, wurde sichtbar. Von Jugend auf war die Eidechse dasjenige Thier, vor welchem William einen unüberwindlichen Schauder gehabt hatte. Man kann begreifen, wie sich dieser vermehren mußte beim Anblick eines, gegen die Mauereidechse seiner Heimat so kolossalen Thieres, dessen Kopf dem eines mittleren Hundes an Größe glich. Es schien sich vorsichtig umzublicken,

dann kam es mit rasch trippelnden Schritten näher und stand dann wieder still. Als das glatte, schlüpfrige, von eigenem Schleim und dem Regen glänzende, halb grün, halb blau schimmernde Thier sich auf diese Weise näherte und vor der Gegenwart eines Menschen gar nicht zu erschrecken schien, hätte William vor innerem Schauder und Grausen fast die Besinnung verloren und wäre von seinem Sitz hinabgestürzt. Nur ein Gefühl der Scham, daß er, der hier durch wirkliche Gefahren auf die Probe gestellt wurde, nicht vor eingebildeten zittern dürfe, hielt ihn aufrecht; denn daß die Iguanas unschädliche Thiere seien, wußte er. So saß er denn diesem durch seine Einbildung stärkeren Feinde als der Jaguar, der ihn in der Nacht bedroht hatte, regungslos gegenüber und wagte es nicht, weiter auf dem Zweige vorzurücken, aus Besorgniß, daß das Thier doch nicht flüchten, sondern gereizt und keck ihn vielleicht anspringen, mit dem kalten schlammigen Körper über ihn hinwegschlüpfen werde. Er fühlte, daß seine Nerven diesem Schauder nicht gewachsen waren; die Besinnung würde ihn verlassen haben und er hinabgestürzt sein. Er kam daher auf den Gedanken, noch weiter nach der Spitze des Zweiges hinzurücken, ihn herabzudrücken und so einen untern Zweig zu erreichen, auf dem er seine Flucht bewerkstelligen könnte. Allein wer malt sein Entsetzen, als er, da er sich vorsichtig umdrehen wollte, dicht hinter seinem Rücken einen zweiten Iguana, noch größer und widerwärtiger als den ersten, entdeckte, der ihn mit seinen grellen, metallenen Augen verwundert ansah und mit dem schillernden, grüngelben Schweif schlängelnde Ringe schlug. Erstarrt vor Grauen, im Fieberfrost, saß William da und war wie gebannt durch die beiden Feinde, die ihn von vorn und im Rücken belagerten. Durch Mattigkeit,

Krankheit, das Gefühl der tiefsten Einsamkeit und Verlassenheit ganz niedergedrückt, vermochte er es nicht, einen muthigen Entschluß zu fassen, sondern saß, das Aeußerste erwartend, unbeweglich und beobachtete mit starren Augen jede Bewegung, welche die Thiere machten. Da er sie aber nicht Beide zugleich sehen konnte, wurde er, wenn er sich nach dem einen hingewendet hatte, von dem leisesten Rascheln der Blätter so erschreckt, daß der kalte Schauder ihm das innerste Mark durchrieselte, weil er wähnte, das Thier hinter ihm schnelle sich jetzt heran und werde ihm sogleich auf dem Nacken sitzen. In dieser alle Fibern und Nerven auf's äußerste aufregenden Pein brachte er über eine Stunde zu.

Indessen war der Tag immer höher hinaufgekommen und die Sonne fing an selbst auf die Nebel zu wirken und sie ein wenig zu lichten. Der Baum war nunmehr ganz sichtbar; auch der Strom unter ihm und zunächst. Mit Erstaunen sah William, wie ungemein derselbe gewachsen war, denn der Granitblock, der gestern noch weit aus den Wellen hervorragte, wurde jetzt schon an einigen Stellen vom Wasser bedeckt, das reißend und schäumend an beiden Seiten hinschoß. Es war ein hoffnungsloser Anblick; denn gegen diese flutende Strömung, das sah William wohl ein, vermochten seine Begleiter nicht anzukämpfen, und so verschwand ihm denn die Aussicht zur Rettung mehr und mehr. Allein, es ist eine oft wiederholte, wenngleich nicht erklärte Erscheinung, je tiefer die Glücksschaale des Menschen sinkt, je mächtiger steigt die seiner Hoffnungen und läßt ihn Zustände ertragen, denen er ohne diese wachsende Kraft schon bei der Hälfte des Maßes und der Dauer erlegen sein würde. So wuchs auch in William's Brust die Sehnsucht, dieser grausenvol-

len Lage entrissen zu werden, und mit ihr wuchs die Kraft, sie bis auf den äußersten Grad zu ertragen. Die Nebel waren jetzt in dem Grade lichter geworden, daß die dunklen Umrisse der Ufer am Horizont sichtbar wurden; doch dauerte der Regen, wenngleich nicht in so heftigen Strömen, fort. Es wurde Mittag; ein leichter Luftzug erhob sich und verwehte die Nebelgewölke so, daß William einen großen Theil der Landschaft erblicken konnte. Dies war der erste Strahl der Freude, der ihm seit seinem Erwachen in der verwichenen Nacht lächelte. Aber es knüpfte sich auch sogleich ein neuer Schrecken daran. Denn die ganze Gegend glich einem ungeheuern See; alle Felsblöcke, die gestern aus dem Strom hervorragten, waren überschwemmt; der Vereinigungspunkt des Rio Capanaparo mit dem Orinoko war verschwunden; die graue Flut bedeckte die Landspitze zwischen beiden so weit, bis sie sich im Nebel verlor. Die Stelle, wo Perez das Schiff vor Anker gelegt hatte, war, so wie das Fahrzeug selbst, nicht mehr zu entdecken. Der brausende Strom, der angeschwollen aus den Gebirgen, wo die Regenzeit schon begonnen haben mußte, herabgekommen war, hatte das leichte Boot hinwegreißen müssen. Wie sollten die wenigen Männer jetzt gegen diese Flut anzukämpfen vermögen, um den verlassenen Freund zu retten, zumal da sie schon eine starke Strecke unterhalb des Baumes, auf dem William saß, geankert hatten, weil der Strom sie bereits gestern bei der Rückfahrt um so viel stromabwärts trieb! Die Hoffnung auf Rettung war also dahin; nur ein Wunder konnte sie erfüllen. Aber weshalb sollte ein solches Wunder sich nicht erfüllen, da ihm so eben ein Ereigniß begegnete, das ganz den Charakter des Wunders an sich trug? Er saß nämlich noch immer mit zitterndem Grauen zwischen den beiden Iguanas, obgleich

die lange Dauer dieser Pein den ersten heftigsten Schauder abgestumpft und ihm schon wieder Raum zu andern Betrachtungen gelassen hatte. Da rauschte es plötzlich über ihm in den höchsten Zweigen und ein Fischadler von ungemeiner Größe schoß herab und stieß auf den einen der Iguanas, den er als Beute fortzuschleppen gedachte. Wie ein Blitzstrahl schoß der andere davon und der ergriffene wurde von dem Vogel in die Lüfte geführt. Er sträubte sich indessen so mit Macht gegen den Schnabel und die Fänge des Raubvogels, daß dieser ihn fallen lassen mußte. Dicht an William stürzte das blutende Thier herab und er sah, wie es unten in das seichte Wasser auf dem Granitfelsen fiel und dann pfeilgeschwind in den Wellen verschwand.

Jetzt wurde die Scene auch dort unten belebter. Eine Menge von Reihern, Flamingos und andern Wasservögeln spielten in dem seichten Wasser unter dem Baume; ganze Heerden von Schildkröten schwammen auf dem Orinoko und man sah ihre schwarzen Rücken über die Flut hervorragen. Selbst das düstere Wetter, bei dem in andern Gegenden des Erdkreises die lebendigen Wesen zu verschwinden pflegen, lockte in dieser gigantischen und übersprudelnd reich schaffenden Natur immer neue Geschöpfe hervor. So schwebten denn auch schattige Wolken von Geiern in den Lüften hin und Fledermäuse umschwirrten mit widerlichem Geschrei den Gipfel des Baumes. Ganze Heerden von Lamas und anderm schlanken Wild warfen sich von dem grünen Ufer her badend in den Strom und zogen schwimmend nach dem andern Ufer hinüber. Sie weckten die schlafenden Krokodille, die rasch emporschossen und dann ihrer Beute in der Flut nachjagten. Aber sie selbst wurden von raubgierigen Jaguars angefallen und dann ent-

spann sich zwischen den an Kräften und Grimm gleichen Gegnern ein furchtbarer Kampf, indem bald der Eine, bald der Andere unterlag. Allein Beide wurden oft durch das schwarze Ungethüm einer Phoka verjagt, die zwischen den Felsen im Fluß auftauchte und sich gegen sie hinwälzte.

Trotz der gefährlichen, ja verzweiflungsvollen Lage, in welcher sich William befand, spannte ihn doch der eigenthümlich schauerliche Anblick dieses tausendfältig bewegten Naturlebens auf eine solche Weise, daß er, auf Augenblicke wenigstens, seinen Zustand darüber vergaß. So weit ihm Perez von den Erscheinungen und dem Verkehr der Thierwelt in diesen Gegenden erzählt, so viel er darüber gelesen hatte, so übertraf diese Wirklichkeit doch noch jede Vorstellung. Doch um so grauenhafter fühlte sich die Einsamkeit der menschlichen Brust in diesem chaotischen Gewimmel lebendiger, aber unbeseelter Gestalten; das Alleinsein des Geistes stand zu dieser überfüllten Welt lebender Körper im schroffsten Gegensatz und mußte daher doppelt schauerlich werden. Es war ein Aufenthalt unter scheußlichen Gespenstern und Kobolden, die das Leben der menschlichen Natur in der äußersten Verzerrung nachzuahmen und mit gräßlichem Hohn zu verspotten schienen. Bald hatte sich daher der Reiz der Neuheit, der diesem Schauspiele inwohnte, verloren und es blieb nur sein schaurig widerwärtiger Eindruck zurück, der sich in der monotonen Wiederholung aller Erscheinungen noch steigerte. So versank denn auch William wieder in sein düsteres, melancholisches Sinnen, in jene tiefe Niedergeschlagenheit, die unter solchen Umständen selbst den stärksten Geist entmannt.

Plötzlich riß ihn ein dumpfes Gebrüll aus seiner Versunkenheit empor, der Ton kam ganz aus der Nähe, dicht

unter ihm her. Spähend blickte er hinab und entdeckte zu seinem Schrecken einen Jaguar, der aus dem Strom auftauchend am Fuße des Baumes festen Boden suchte. Noch war ein Theil des Granitblockes von den noch immer wachsenden Wellen unbedeckt. Hier nahm das beutehungrige Thier seinen Platz, streckte die Vordertatzen weit aus, legte sich, die Brust herabdrückend, auf dieselben, erhob den Rücken, schlug gewaltige Ringe mit dem schöngetigerten Schweif und reckte das Haupt spähend und brüllend gegen den Baum hinauf. Es war augenscheinlich, der scharfe Geruch des Tigers hatte die Beute auf dem Baume gewittert und er suchte jetzt nur zu erlauern, wie er ihr am besten beikommen könne. Gleichsam als sinne er einen Angriffsplan aus, beschaute er mit seinen funkelnden Blikken den Baum von unten nach oben, ging in scheuen Kreisen mit seltsam eingekrümmtem Rücken herum, setzte sich dann auf den Schweif und die Hintertatzen und steifte sich trotzig auf die vordern, als wolle er seinen Gegner zum Kampfe aufmuntern. Er erhob sich wieder, that einige Sätze, wälzte sich zweimal um und um, als mache er sich recht kampfwollüstig, und blieb endlich mit gierig funkelndem Blick, wild schlagender Brust und lechzender Zunge vor dem Stamme stehen. William erblickte diesen neuen Feind zwar mit Schrecken, doch erregte er ihm nicht jenen nervenquälenden Schauder, welchen er den Iguanas gegenüber empfunden hatte. Er fühlte, daß dieser zwar ein gefährlicher Gegner, doch aber einer sei, mit dem er den Kampf unternehmen und bis auf's äußerste zu treiben Muth hatte; ja, wäre er bei Kräften gewesen, er würde sich vielleicht darauf gefreut haben. Indessen hielt er sich still, griff nur nach seinem keulenartigen Stabe und ersah sich einen vortheilhaften Sitz, um den Gegner verschanzt und doch mit

freiem Arm zu Stoß und Hieb empfangen zu können. Daher nahm er seinen Platz auf einer breiten Verästung, von welcher aus er bequem den glatten Pfeiler des Stammes erreichen konnte und doch selbst einigermaßen durch das dichte Geflecht der Zweige gegen die plötzlich zupackenden Tatzen des Unthiers gedeckt war. Unverwandt hing sein Auge nunmehr an dem von Beutegier sichtlich mehr und mehr entflammten Gegner, dessen smaragdgrüne Augenteller sich blitzend in ihren Kreisen hin und her rollten. William konnte nicht zweifeln, daß ihn der Tiger schon erblicke, nur die Unentschlossenheit, wie er die Beute angreifen solle, da sie ihm nicht sprunggerecht war und er sie doch nicht durch einen verfehlten Angriff verscheuchen wollte, hielt ihn noch zurück; jetzt aber krümmte und reckte er den schlanken Leib gewaltig, er stemmte sich auf die Vordertatzen, zog die hintern eng ein, peitschte mit dem Schweif den Boden und that dann plötzlich einen ungeheuern Satz gegen den Stamm hinan. Unwillkürlich zuckte William doch zusammen, denn die gelenkige Kraft des Jaguars erschien bei diesem Sprunge so gewaltig, daß er im ersten Augenblick wähnte, das Thier werde ihn in einem Satz erreichen. Doch nur etwa bis zu einem Drittheil der Stammhöhe hatte der Sprung es getragen; hier hatte es die scharfen Klauen fest in die Rinde geschlagen und kletterte nun langsam, listig, lauernd, nach der Beute lechzend und schnaubend, näher und näher an William's Sitz hinan.

William sah das Verderben auf diese Weise Schritt vor Schritt näher kommen. Indessen schöpfte er noch einige Hoffnung aus dem Vortheil, den seine Stellung ihm gegen den andringenden Gegner gab. Dieser setzte die Tatzen leise, gewissermaßen prüfend vorwärts, schlug aber die Klauen tief in die glatte Rinde des Baumes ein und zog

sich daran in die Höhe; jetzt war er so nahe, daß William deutlich das mit dem Zucken und Fliegen seiner Brust verbundene Geräusch des kurzen, gierigen Athemschöpfens vernahm. Ein warmer Dampf stieg aus dem geöffneten Rachen auf und verflog wie eine leichte Wolke. Vorsichtig bog William einen Zweig zurück, damit er frei zu einem Hiebe ausholen könne; sein Taschenmesser, dessen er sich als äußerste Hülfswaffe wie eines Dolches zu bedienen dachte, hatte er schon zuvor mit der Spitze in die Rinde des Baumes eingesteckt, um den Gebrauch beider Hände frei zu haben. Jetzt war der Jaguar so nahe, daß er ihn erreichen konnte. Aus aller Kraft holte er mit dem keulenartigen Stock aus und schlug das Thier grade über den Schädel. Er traf es mit voller Gewalt, kräftiger und sicherer, als er es irgend gehofft hätte. Es war ein Schlag, der einen Stier hätte betäuben können, denn das mächtige Gebot der äußersten Nothwendigkeit ersetzte an William's Kräften, was ihnen durch die Anstrengungen und die wiederholten Zustände der Angst geraubt war. Der Tiger zuckte zurück und krümmte sich mit dem gelenkigen Körper seitwärts um den Baum herum; doch wich er keinen Zoll breit abwärts und verrieth seinen Schmerz nur durch ein dumpfes schauriges Aufheulen. William holte zu einem zweiten, schmetternden Schlage aus, doch sein gewandter Gegner war schon durch eine geschickte Biegung ausgewichen und saß an der entgegengesetzten Seite des Baumes, wo er ihn nicht erreichen konnte, ohne erst selbst eine andere Stellung einzunehmen. Diese Zeit hatte das listige, beutehungrige Thier benutzt, sich einen vortheilhafteren Angriffspunkt auszusuchen. Es hatte seine dampfende Schnauze unter einen Ast geschmiegt, so daß William es nicht auf den Kopf treffen konnte, und reckte eine Tatze

weit hinaus, um einen höheren, dünneren Zweig zu erlangen, durch den es sich in das Gezweig des Baumes überhaupt hineinschwingen könnte. Durch Keulenschläge war dem Feinde nicht mehr beizukommen; die andere Art des Angriffs foderte eine andere Art der Vertheidigung. William kehrte daher seinen Stab um, nahm das zugespitzte Ende vorn und versuchte ihn als Lanze zu gebrauchen. Er bemerkte, daß er zwischen dem Gegitter der Zweige, die ihm gewissermaßen zum Schilde dienten, hindurch, den Kopf des Thiers durch einen Stoß treffen könnte; vorsichtig, um ja nicht zu fehlen und sich dann etwa die Waffe von den Tatzen des Jaguars entwinden zu lassen, ersah er den günstigen Augenblick, wo das Thier sich eben dicht heranzog, um sich auf die Zweige zu schwingen, und stieß ihm das scharf zugespitzte Ende des Stabes in den Schlund. Er hatte glücklich getroffen, denn er fühlte, wie der Stab sich in das Fleisch einbohrte, und der Tiger stieß ein furchtbares Gebrüll aus. Einen Augenblick versuchte er den Widerstand, den ihm das spitze Werkzeug leistete, durch Andringen zu überwinden; da es jedoch auf diese Weise tiefer eindrang, indem William, der seinen Vortheil nicht unbenutzt lassen durfte, sich jetzt mit aller Kraft darauf stützte, wich er um einige Fuß den Stamm abwärts. So wie er sich aber von dem schmerzenden Stachel in dem Schlunde frei fühlte, sann er auch wieder auf neue Angriffe und die Gier nach der Beute überwog seine Scheu vor den Waffen des Gegners. Er reckte den Kopf weit rückwärts und verlängerte den Hals durch krampfhafte Windungen und Zuckungen, bei denen er ein wiederholtes Geheul ausstieß, gleichsam als wolle er, wie es auch der Mensch pflegt, den stechenden Schmerz durch Bewegung der getroffenen Muskeln und durch ausgestoßenes Geschrei lindern. Dann aber

rückte er plötzlich seinen ganzen Körper zusammen, zog sich in einander, wie er es vor dem Sprunge zu thun pflegte, und schnellte sich mit gewaltiger Kraft aufwärts, indem er mit der rechten Tatze einen Ast packte und sich daran vollends aufwärtszog. Auf einen so plötzlichen und so nahen Angriff war William nicht gefaßt gewesen. Hier nutzte ihm sein Stab nichts mehr; zum Glück verlor er die Geistesgegenwart nicht und dachte schnell auf ein Mittel, sich zu vertheidigen. Jetzt kam ihm die Gewohnheit und Uebung seines früheren Berufs als Jäger, wo er oft mit erbitterten Thieren, es mochten bissige Hunde oder ein angeschossener Eber oder Wolf gewesen sein, zu kämpfen Gelegenheit gehabt hatte, trefflich zu statten. Er riß rasch das Messer aus dem Stamm und mit diesem griff er den Gegner an. Der Tiger hatte seine rechte Tatze einwärts um den Ast geschlungen, den Kopf drückte er ebenfalls an der innern Seite desselben Zweiges dicht neben der Klaue empor, um sich so mit dem ganzen gelenkigen Körper durch die schmale Oeffnung hinaufzuschwingen. Doch dieselbe war so eng, daß er es nicht im raschen Schwunge, sondern nur allmälig vermochte. Diesen Augenblick seiner beengten Lage nutzte William, bohrte ihm das Messer mit raschem, festem Stich in das linke Auge ein und drängte es mit aller Kraft bis ans Heft nach. Der entsetzliche Schmerz preßte dem Thier ein fürchterliches Gebrüll aus; es riß die Tatze zurück und schlug wild zuckend und ingrimmig mit derselben von außen um den Zweig herum, um seinen Gegner zu packen. William aber wich gewandt aus und das ohnmächtig wüthende Thier taumelte rückwärts. Mit Mühe hielt es sich an dem glatten Stamm fest und wand sich um denselben herum, um abermals einen neuen Angriffspunkt zu suchen. Von Schmerz,

Wuth und Hunger gestachelt, kehrte es zum dritten Male zurück. Doch der Grimm ließ es schon die, dieser Gattung sonst so eigenthümliche Vorsicht und Klugheit vergessen und es versuchte gewaltsam zwischen zwei Aesten durchzubrechen, wo die dichtverwachsenen kleinen Querzweige ein rasches Emporschwingen unmöglich machten, so daß es sich gewissermaßen im Garn derselben gefangen sah. Hier hatte William den ganzen Vortheil für sich; er nahm seinen Stab, drückte die Spitze desselben in den blutenden Augenteller des Thiers und lehnte sich mit der ganzen Kraft seines Körpers auf, um es zurückzudrücken. Es brüllte fürchterlich auf, peitschte in der Angst des Schmerzes den Stamm mit seinem Schweif und schlug wild mit den Tatzen um sich. Ein Schlag streifte William's Arm und glitt auf dem Knie ab; ein Glück für ihn, daß es nur ganz leicht geschah, dennoch aber hatte das Thier ihn blutig und einen Theil seines Aermels herabgerissen. Der Schlag durfte um ein Geringes anders treffen, so faßten die scharfen Klauen tief ins Fleisch, hätten ihm dasselbe bis auf den Knochen herabgerissen und er würde trotz seiner tapfern und geschickten Vertheidigung dem Thier zur Beute geworden, wenigstens unter den Schmerzen und Verblutungen umgekommen sein. — Zum dritten Male mußte der Jaguar der kühnen Gewandtheit und entschlossenen Kraft William's weichen. Er taumelte betäubt zurück und fiel auf den Boden des Felsen hinab; hier umkreiste er den Baum in wilden Sprüngen, mit entsetzlichem Gebrüll. Seine Wuth schien auf's äußerste gesteigert; er reckte sich oft auf den Hinterfüßen empor, gleichsam als versuche er so den Feind, der ihm solche Qualen zugefügt hatte, zu erreichen. Nicht mehr der Hunger, die Gier nach Beute allein war es, sondern eine Art

Rache, die ihn stachelte. Sein Geheul hatte alle schwächern, waffenlosen Thiere rings umher erschreckt und verscheucht und der kurz zuvor noch von Wasservögeln und anderm Geflügel rings umkreiste Fels war ganz verödet. Nur einige Krokodile, diese mächtigen Feinde des Jaguars, reckten die weitgähnenden Rachen mit den scharfen Zahnreihen aus der Flut und schienen darauf zu lauern, daß sich der Tiger in die Wellen stürzen solle, um alsdann in dem ihnen vortheilhafteren Element den Kampf mit ihm zu beginnen. Doch der Jaguar bemerkte in seinem Grimm die Nähe dieser Feinde nicht; er hatte sein ganzes Bestreben nur auf den einen Feind, die eine Beute gerichtet, die ihm unerreichbar schien. Da gerieth er unter einen überhängenden Zweig, den er im Sprunge erreichen konnte; er krümmte sich wie eine Kugel ineinander und schnellte dann mit der Kraft des Blitzes die Glieder auseinander und zum ungeheuern Sprunge empor. Es gelang. Er erreichte den Baumzweig und schwang sich hinauf! Jetzt wäre William verloren gewesen, denn einem Angriff von dieser Seite vermochte er nichts entgegenzusetzen; doch der Zweig bog sich, von der Schwere des Thiers herabgezogen, so tief mit der Last nieder, daß er in den Strom hinabtauchte. Diesen Augenblick nutzten zwei lauernde Krokodile, welche längst auf den Ausgang des Kampfes gewartet zu haben schienen. Das eine der beiden Ungeheuer schnellte sich aus der Flut empor und packte mit den Zähnen Schweif und Hinterfüße des Tigers, der sich nicht schnell genug an dem Zweige hatte festhalten können, um ihn katzenartig hinaufzulaufen, und riß ihn so vollends in die Flut hinab. Zu gleicher Zeit schoß auch das zweite Krokodil auf die Beute zu und begrub den Kopf des Jaguars in seinem Rachen. In einem Augenblick waren beide Un-

geheuer mit dem Tiger unter der Flut verschwunden und William sah sich, mit einem Gefühl, das aus Schauder und Freude gemischt war, von dem furchtbaren Feinde befreit. Nur ein unruhiges Aufwogen des Stromes verrieth, daß der Kampf noch einige Minuten fortdauerte; doch bald wurde er still und eine trübe, blutige Wolke, die die grauen Wellen färbte, war die einzige schauerliche Spur, die sich von den Ungeheuern wahrnehmen ließ.

William holte Athem! So lange die Anspannung seiner Kräfte gedauert hatte, fühlte er nicht, bis zu welchem Grade sie angestrengt worden waren; jetzt, da die Ursache, die alle seine Willensthätigkeit auffoderte, vorüber war, empfand er das Maß der Erschöpfung. Matt sanken ihm die Glieder herab, ein kalter Angstschweiß brach ihm im Nacken und auf der Stirn aus; er fühlte, daß die ganze Gewalt des Fiebers ihn wieder anpacke und schüttle. In wenigen Minuten ging er aus dem Zustande des energischen Gefühls seiner Manneskraft und Ehre in den der völligsten Erschlaffung und Fühllosigkeit über. Nur Ruhe war es, was er jetzt noch suchte, und er klimmte daher mühsam nach seinem Hamac hinauf, um sich in diesem den Armen des betäubenden Schlafs zu übergeben und sich so denen des Todes allmälig zu überliefern. Der Baumbast, mit welchem die Hangematte angeknüpft war, hatte sich gelöst; sie hing auf der einen Seite ganz herab, auf der andern nur noch an lockeren Schlingen. William zog sie daher vollends herab und befestigte sie weiter unten im Baum, da, wo dessen erste Zweige begannen, weil er hier besser vor dem Regen gedeckt war. Auf den Tod ermattet legte er sich in die nasse Lagerstätte hinein und versank bald in einen dumpfen Zustand halber Betäubung, der durch die große Erschöpfung und das wirklich rückkehrende

Fieber erzeugt wurde. Er hatte nicht mehr die Kraft zu hoffen, sondern ergab sich darein, hier einsam, fern von allen menschlichen Wesen sein Ende zu finden. — Die Nebelwolken zogen grau und kalt um den Baum; die eintönig schauerlichen, näheren oder ferneren Stimmen wilder Thiere, das hohle Brausen des Stromes, der einschläfernd rauschende Regen unterbrachen allein die öde Stille; zwei Geier mit kahlem, aschfarbigem Hals und Kopf setzten sich wie Todtenvögel ihm gegenüber auf einen Zweig und ließen dann und wann einen heiseren Ruf hören, der wie der Ausbruch der Ungeduld klang, daß ihnen ihre Beute so lange vorenthalten werde. Das Ganze glich den Vorbereitungen zu einer düstern Todtenfeier, wie sie der im Starrkrampf Liegende mit anhört; er wünscht nur, daß die Qual bald vollendet sein möge, denn einen Rettungsweg sieht er nicht mehr. So William. Zu seinen geistigen Leiden gesellten sich körperliche; ein schmerzliches gichterisches Ziehen in allen Gliedern, welches die Feuchtigkeit verursachte, und der immer heftiger werdende Hunger, zu dessen Besänftigung er nur noch einige Brocken aufgeweichten Brotes besaß, die er mit Arrak anfeuchtete; doch genügte dies nicht seine Qual zu stillen und er verschlang daher Baumblätter, um wenigstens den Schmerz in den Eingeweiden zu lindern. So kam die zweite Nacht heran. Sie schien ihm endlos. Wilde Träume jagten sich durch sein fieberhaft aufgeregtes Gehirn. Er sah bald seine Mutter, bald seine Geliebte; doch sie standen auf einem andern Ufer und winkten ihm vergebens, zu ihnen herüberzukommen, denn der Strom tobte brausend zwischen ihm und ihnen hin. Waren es schon die Gestalten des Jenseits, die seine ahnende Seele erblickte? — Von Zeit zu Zeit erwachte er durch den Hunger und die immer heftiger wer-

denden Schmerzen seiner Glieder gepeinigt, und dann kehrte ihm das Bewußtsein seines Zustandes zurück. Oft kam ihm halb der Entschluß, demselben plötzlich ein Ende zu machen, indem er sich von dem Baume herabstürzte; doch die, jedem Bessern tief inwohnende Scheu vor dem Selbstmorde und der immer neu erwachende Gedanke an die Möglichkeit einer Rettung, die in der nächsten Minute erfolgen konnte, hielten ihn zurück. So schlich die Nacht mit bleierner Langsamkeit dahin und jede Minute wog ihm ihr volles Maß der Leiden zu.

Endlich, gegen Morgen, sank er in Schlummer; er hoffte, es werde die Ermattung des Todes sein und er so die Bürde seiner Qualen unvermerkt abwälzen. In seine dumpfe Betäubung hinein glaubte er mehrmals fernes Schießen zu hören, doch wenn er erwachend auffuhr, merkte er, daß ihn einzelne Donnerschläge neuer, heraufziehender Gewitter getäuscht haben mußten. Der Tag brach an, ein frischerer Wind hatte die Nebel wieder verjagt; man sahe ziemlich weite Strecken den Strom hinauf. William erhob das müde, betäubte Haupt; sein trostloser Zustand kam ihm bald wieder zum Bewußtsein. Er richtete sich mit Mühe in dem Hamac auf und blickte, da er die Luft heiterer sah, umher. Als er sich über den Hamac hinausbeugte und nach dem Strom hinunter sah, fuhr er entsetzt zurück und that unwillkürlich einen lauten Schrei, denn von allen Schrecken der Natur war ihm der entsetzlichste bis jetzt aufgespart worden. Er sah eine große Schlange um den Baum geringelt, die den schlanken Hals emporreckte und fast schon mit dem Haupt zu ihm hinauf reichte. So matt und gelähmt er war, gab der eisige Schauder vor diesem Scheusal ihm doch die Kräfte wieder und er riß sich empor, um irgend wohin, denn die Besinnungslosigkeit ließ

ihm keine Wahl, zu fliehen oder sich hinab, in den offenbaren Tod, zu stürzen, damit er nur dem gräßlicheren in den Umstrickungen der Schlange entginge. Doch nur zu einem unwillkürlichen Aufschwunge, zu keiner fortgesetzten Anstrengung reichten seine Kräfte hin. Er taumelte zurück; da hörte er einen krachenden Donnerschlag, wie dicht neben sich, und gleich darauf einen zweiten, einen dritten! Rauchwolken zogen an ihm vorüber, mitten in ihren Wirbeln sah er plötzlich das Haupt der Schlange mit zischendem und züngelndem Rachen dicht neben sich. Dann verschwand es wieder; aber mit demselben zugleich verließen William seine Sinne und er sank bewußtlos in den Hamac zurück.

Wie lange er in dieser Betäubung gelegen haben mochte, wußte er nicht; doch erwachte er dadurch, daß er einen stärkenden, gewürzigen Duft einathmete und sich die Lippen von einer erquickenden Flüssigkeit benetzt fühlte. Das Bewußtsein kehrte ihm nach und nach zurück, doch konnte er sich dem Halbschlummer noch immer nicht entringen, sondern fühlte sich sanft, aber unwiderstehlich von den Armen desselben umfangen. In sein Ohr drangen namenlos süße Laute, menschliche Stimmen, aber wohllautender, als er sie jemals gehört. Jetzt unterschied er deutlich seinen Namen. „William, erwache!“ rief es ihm aus männlicher Brust mit mildem Klange an, und „William!“ tönte es wie ein holdes Echo von weiblichen Lippen nach. Endlich kehrte die Kraft des Lebens wieder und er schlug das Auge auf.

„O, so bin ich erlöst und unter den Verklärten!“ rief er und heftete das Auge in seliger Verzückung auf die Gestalten um ihn her. Denn er sah Perez, den treuen Freund, vor sich knien, und ihm zur Seite noch zwei holdere Gestalten. — „Leben sie oder sind es Vollendete! — Lebe ich oder bin ich im Jenseits erwacht! — Alfred! Estella!“

— — Er lag in ihren Armen!

Bald war William ganz wieder zu Kräften gekommen. Die Freude heilte schnell, was Angst und Grauen zerstört und erschüttert hatten. Perez erzählte:

„Ich war mit unsern Zambos auf der Jagd nach wildem Geflügel und vertiefte mich zu weit in die Berge. So hatte ich das heraufkommende Gewitter, den Vorboten der Regenzeit, nicht früh genug bemerkt. Erst der rollende Donner benachrichtigte mich. Es war zu spät, unsere Schaluppe noch zu sichern. Der schnell wachsende Strom hatte sie hinweggerissen, es war uns unmöglich, Dich von Deinem Baum zu erretten. Eiligst gingen wir am Strom abwärts, um unser Fahrzeug oder ein anderes aufzufinden. Nachdem wir die ganze Nacht gewandert, fanden wir am nächsten Morgen diese.“ Er zeigte auf Alfred und Estella. — Alfred nahm das Wort: „Wir folgten Deiner Spur seit mehren Wochen.“ — „Wie?“ rief William, „und woher wußtet Ihr von mir? Wie ist es möglich, daß Ihr selbst lebt, da ich mit diesen meinen Augen im Moniteur Eure Hinrichtung durch die Guillotine gelesen?“ — „Die Nachricht war falsch! Durch große Summen, die vereinigte Freunde unsers Hauses aufbrachten, wurden die Aufseher im Kerker bestochen. Es gelang ihnen, die Beamten, die uns zur Hinrichtung führten, zu täuschen und uns im Augenblick, wo wir schon den Karren besteigen

sollten, einen Weg zur Flucht zu öffnen. So galten wir für Todte, während wir aus Paris flüchten." — „Und Dein Vater?" rief William. — „Ihm — mislang die Flucht, wir erfuhren seinen Tod in unserm Versteck."

Ein feierliches Schweigen unterbrach die Erzählung. Estella vergoß, an den Bruder gelehnt, sanfte Thränen.

„Im Gefängniß," fuhr Alfred fort, „hatte sich sein Sinn gewendet. Oftmals sprach er gegen mich seine Trauer aus, Deine Anerbietungen zurückgewiesen zu haben!"

Estella blickte erröthend zur Erde; William sah sie mit dem Blick der Liebe an; er ergriff ihre Hand, zog sie zu sich, sie sank an seine Brust.

„Doch vollendet, vollendet, theure Freunde, die Geschichte meiner Rettung; denn noch weiß ich nicht, wie ich dem tausendfachen Schlunde des Todes, der sich mir geöffnet hatte, entronnen bin."

„Wir hörten," nahm Alfred das Wort wieder, „daß Du geflüchtet warst, und folgten Deiner Spur. Unsere Forschungen brachten uns Dir zwar näher, doch blieben sie lange vergeblich. Da führte uns der Zufall in das Landhaus, das Du bewohnt hattest. Wir ahnten nicht, wer vor unserer Ankunft das Haus verlassen hatte. Doch eines Morgens, da Estella das Schubfach eines Schreibtisches aufzieht, thut sie einen lauten Schrei, springt auf, stürzt zu mir ins Zimmer und bringt mir Dein Taschenbuch. Jetzt wußten wir, wo wir Dich suchen sollten. Unermüdlich folgten wir Deiner Spur und so führten uns Freundschaft und — warum soll ich es verschweigen — und Liebe hier in diese Einöde."

„Und es war ein Glück," fiel Perez ein, „denn sonst wärst Du verloren gewesen, Freund. Unsere Schaluppe mag vielleicht schon auf dem atlantischen Meere treiben!

Doch das Schiff dieser Freunde brachte Dir Rettung. Mit größter Anstrengung arbeiteten wir es vom Ufer bis hieher herauf. Es kostete einen Tag und eine Nacht. Aber obgleich wir schon einen Augenblick glaubten, es sei zu spät, weil Du unsere Signalschüsse durch nichts beantwortetest, so landeten wir doch noch eben im glücklichsten Augenblick auf dem Felsen, denn die Boa —"

„Die Boa!" rief William und ein Gefühl des Schauders kehrte in seine Brust zurück.

„Die Boa," unterbrach ihn Perez, „erlegten ich und meine Zambos durch drei glückliche Schüsse, auf die Weite von zehn Schritten, und dann holten wir Dich herunter!"

„O meine Freunde!" rief William und umarmte sie mit rückkehrendem Lebensfeuer und erfrischter Kraft; „wie nahe grenzen Entsetzen und Seligkeit zusammen. Beides gaben mir die drei Tage an den Ufern des Orinoko im überströmenden Maße! Und beim Himmel, so viel ich duldete, ich kaufte diesen Augenblick nicht zu theuer!" — Die seligen Thränen, welche ihm entströmten, als er Estella an sein Herz schloß, bezeugten, daß er wahr gesprochen.

Volksbibliothek
VI. Kanalgasse 10

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.